

Heimatbrief für den Kreis

Heilsberg



1955

Landkreis Emsland



50 Jahre Patenschaft

Kreisgemeinschaft Heilsberg



2005



Ostpreußisches Landesmuseum - 2005

Dauerausstellungen

Landschaften	Kurische Nehrung, Masuren, Oberland, Rominter Heide, Elchwald
Jagd- und Forstgeschichte	Besondere Tierarten, Trophäen, Jagdwaffen
Geschichte	Landesgeschichte von den Preußen bis 1945
Ländliche Wirtschaft	Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Geistesgeschichte	Wissenschaft, Bildung, Literatur
Bernstein	Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsth Handwerk	Bernstein, Silber, Keramik, Zinn
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth

Wechselausstellungen

- 19.2. – 16.5. **Bilder aus Ermland und Masuren – Landschaft, Fauna und Flora**
Ausstellung des Museums für Ermland und Masuren in Allenstein / Olstyn, Polen
- 19.3. – 17.7. **Königsberg in Bildern und Visionen zum 750. Stadtjubiläum von Königsberg / Kaliningrad**
- 18.6. – 18.9. **Wanderungen am Meer und im Gebirge**
Der Maler Arthur Kuhnau aus Königsberg
- 3.9. – 23.10 **Ans Licht geholt**
Mitarbeiter und Schulkinder zeigen Kostbarkeiten der Sammlung
- 8.10. – 29.1. 06 **Gustav Boese (1878 – 1943) – der “Hausmaler“ des Memellandes**
- 5./6.11. **17. Museumsmarkt**
Landschaften & Traditionen
- 26.11. – 19.2. 06 **Spielzeug vergangener Kinderträume**

Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg
Tel. 04131/75995-0, Fax 75995-11
E-mail: info@ostpreussisches-landesmuseum.de
Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Ostpreußisches Landesmuseum - 2005

Dauerausstellungen

Landschaften	Kurische Nehrung, Masuren, Oberland, Rominter Heide, Elchwald
Jagd- und Forstgeschichte	Besondere Tierarten, Trophäen, Jagdwaffen
Geschichte	Landesgeschichte von den Prußen bis 1945
Ländliche Wirtschaft	Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Geistesgeschichte	Wissenschaft, Bildung, Literatur
Bernstein	Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsth Handwerk	Bernstein, Silber, Keramik, Zinn
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth

Wechselausstellungen

- 19.2. – 16.5. **Bilder aus Ermland und Masuren – Landschaft, Fauna und Flora**
Ausstellung des Museums für Ermland und Masuren in Allenstein / Olstyn, Polen
- 19.3. – 17.7. **Königsberg in Bildern und Visionen zum 750. Stadtjubiläum von Königsberg / Kaliningrad**
- 18.6. – 18.9. **Wanderungen am Meer und im Gebirge**
Der Maler Arthur Kuhnau aus Königsberg
- 3.9. – 23.10 **Ans Licht geholt**
Mitarbeiter und Schulkinder zeigen Kostbarkeiten der Sammlung
- 8.10. – 29.1. 06 **Gustav Boese (1878 – 1943) – der “Hausmaler“ des Memellandes**
- 5./6.11. **17. Museumsmarkt**
Landschaften & Traditionen
- 26.11. – 19.2. 06 **Spielzeug vergangener Kinderträume**

Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg
Tel. 04131/75995-0, Fax 75995-11
E-mail: info@ostpreussisches-landesmuseum.de
Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Inhalt:	Seite
Grußworte:	
Hermann Bröring – Landrat des Patenkreises Emsland	3
Msgr. Dr.Lothar Schlegel – Visitator Ermland	4
Wilhelm v. Gottberg – Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen	7
Wilhelm Lübs u. Werner Gerdes – Gemeinde Werlte	10
50 Jahre Patenschaft – Landkreis Emsland – Kreisgemeinschaft	
Heilsberg – <i>Aloys Steffen, Kreisvertreter</i>	12
Patenschaftsurkunde	16
Einladung zum Patenschaftstreffen , Programm, Anmeldung	17
20. Juli 1944 – <i>Elisabeth Groß</i>	23
Unsere Flucht aus Ostpreußen – <i>Walter Schimmelpfennig</i>	25
In russischer Gefangenschaft – <i>Angelika Kotthaus</i>	45
Treue Gefährten – <i>Elisabeth Groß</i>	50
Zum Gedächtnis der Tiere – <i>Agnes Miegel</i>	54
Weißt du wohin ...? – <i>Gerda Lorenzen</i>	55
Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Emsland – <i>Reiner Schüpp</i>	62
Nicht aus der Geschichte vertreiben – <i>Bernd Posselt, MdEP</i>	72
Die Eingliederung der Vertriebenen im Emsland nach dem Zweiten Weltkrieg – <i>Annette Wilbers-Noetzel</i>	76
Heilsberg in der Zeit von Eduard Jester (1820-1870) – <i>Rudolf Meyer-Bremen</i>	100
Dr. Friedrich Tischler – <i>Rudolf Meyer-Bremen</i>	113
Oberschule für Jungen in Heilsberg – unsere Lehrer – <i>Siegfried Lawetzki (+)</i>	115
Die Stadt Heilsberg – Sehenswürdigkeiten im Spiegel der Geschichte – <i>Gabriele Kraemer</i>	131
„Sprachkunde“ – <i>Hermann Wischnat</i>	136
„Dich mein stilles Tal“ – <i>Eve-Maria Ludwig</i>	137
Der Kreis Heilsberg heute – <i>Edyta Madziewicz</i> <i>und Rita Poplawska</i>	139
Im Amt in unserer Sprache – <i>Lech Kryszalowicz</i>	147
Pläne für 2005 – <i>Mitteilungsblatt der deutschen Minderheit</i>	149
Aus dem Jahresbericht 2004 der Johanniter – <i>Aloys Steffen</i>	150
Heilsberg: Die jungen Retter – <i>Mitteilungsblatt der</i> <i>Deutschen Minderheit</i>	152
Pläne zur Sanierung von Heilsberg – <i>PAZ</i>	153
Guttstadt / Dobrze Miasto 2004 – <i>Roswitha Poschmann</i>	154

Werlte im Emsland beherbergt unsere Heimatstube – <i>Werlte Touristik</i>	158
Die beiden Schwestern vom Ermland – <i>Eva-Maria Köpnick</i>	159
Die Mundarten im Ermland – <i>Alfred Krassuski</i>	170
Die Landwirtschaft im Kreis Heilsberg – <i>Oskar Wagner</i>	172
Meine erste lange Hose – <i>Josef Lowitsch</i>	175
Notizen aus Blumenau – <i>August Dittrich</i>	178
Gut behütet – <i>Erwin Eberlein</i>	181
Walter Schimmelpfennig – 70 Jahre – <i>Aloys Steffen</i>	183
Dr. Erich Groß verstorben – <i>Aloys Steffen</i>	184
Robert Scheer verstorben – <i>Elisabeth Groß</i>	186
Seniorenfreizeiten 2005 im Ostheim	188
„Im Herzen des Ermlands“ – <i>Roswitha Poschmann</i>	189

HEIMATBRIEF FÜR DEN KREIS HEILSBERG

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Heilsberg / Ostpreußen im Selbstverlag
 Verantwortlich für den Inhalt: Aloys Steffen, Kreisvertreter,
 Am Clarenhof 18, 50851 Köln
 Redaktionelle Mitarbeit: Eva-Maria Köpnick, Alfred Krassuski
 Gestaltung: Dr. Horst Köpnick, Leverkusen
 Druck: Druckhaus Plagge, Meppen
 Alle Abbildungen in dieser Ausgabe, die nicht besonders
 gekennzeichnet sind, basieren auf Fotos im Privatbesitz.

Titelbild: Jagdschloß Clemenswerth bei Sögel, erbaut für den Kölner Erzbischof
 und Kurfürsten Clemens August von Wittelsbach (1700 – 1761)
 Schloß Schmolainen im Kreis Heilsberg, Sommersitz der Fürstbischöfe
 von Ermland

Grußwort des Landkreises Emsland

Als der Landkreis Aschendorf-Hümmling auf Initiative seines damaligen Oberkreisdirektors Dr. Ernst Fischer im Dezember 1954 die Patenschaft für die Kreisgemeinschaft Heilsberg übernahm, da hegten beide Seiten wohl den großen Wunsch, dass aus dieser Verbindung eine lebendige Beziehung erwachsen möge, die allen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen stand halten kann. Voller Überzeugung hat der Landkreis Emsland nach der Kreisreform im Jahr 1977 an der Patenschaft festgehalten und damit deutlich gemacht, wie sehr ihm an einer Fortsetzung dieser fruchtbaren Kooperation gelegen war.

Mit einem umfangreichen Festprogramm im September 2005, zu dem wir wieder viele ehemalige Heilsberger in unserem Landkreis erwarten, möchten wir gemeinsam mit der Kreisgemeinschaft auf die inzwischen 50 Jahre währende Patenschaft zurückblicken. Ich freue mich sehr, dass es gelungen ist, diese Verbindung bis heute nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern sie - entsprechend der Zielsetzung aus dem Jahr 1954 - tatsächlich mit Leben zu füllen.

Dass es der Kreisgemeinschaft Heilsberg nicht allein darum geht, die Erinnerung wach zu halten, sondern auch um das Wohl und die Entwicklung der alten Heimat, ist dabei in meinen Augen ein Schritt, der im Sinne der Völkerverständigung wichtige Signale setzt. Auch die Gründung einer Partnerschaft zwischen dem Landkreis Emsland und dem polnischen Kreis Lidzbark Warminski im Jahr 2004 steht im Einklang mit den Zielen der Patenschaft zur Kreisgemeinschaft Heilsberg, der wir uns auch weiterhin eng verbunden fühlen.

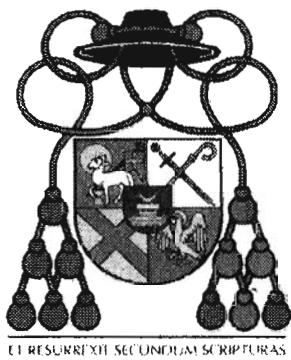


Meppen, im Juni 2005

Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten im September heiße ich schon heute alle Heilsberger ganz herzlich in unserem Landkreis willkommen!

A handwritten signature in black ink that reads "H. Bröring". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Hermann Bröring
Landrat



Liebe Ermländer! Liebe Heilsberger Landsleute!

In diesem Jahr des schmerzlichen Erinnerns an Flucht und Vertreibung vor 60 Jahren tut es gut, auch eines freudigen Ereignisses gedenken zu können: Vor nunmehr 50 Jahren hat der ehemalige Kreis Aschendorf-Hümmling die Patenschaft über den Kreis Heilsberg

über-

nommen.

Zu diesem runden Jubiläum möchte ich Ihnen als Visitor auch im Namen der Ermlandfamilie, als gebürtiger Freimarkter aber auch meinen ganz persönlichen Glückwunsch aussprechen. Und von Herzen danken möchte ich all jenen, die im Laufe der Jahrzehnte dazu beigetragen haben diese Patenschaft mit Leben zu erfüllen, den politischen Vertretern und den Einwohnern des Landkreises Emsland sowie der Kreisgemeinschaft Heilsberg.

Durch das Patenschaftswerk sollte die Verbundenheit der westdeutschen mit den Kreisen der Heimatvertriebenen vermittelt, gepflegt und gefestigt werden. Die Einwohner des Kreises Heilsberg haben erfahren, dass sie in ihrem Bemühen, das Gedenken an ihre Heimat zu bewahren und neue Heimat zu finden, nicht allein gelassen wurden.

Dass gerade die Aschendorfer und Heilsberger zusammenfanden, war keineswegs zufällig. Die Anregung dazu ging von Oberkreisdirektor Dr. Ernst Fischer aus, ehemals Landrat des Kreises Heilsberg. Er entsprach damit auch einem Wunsch meines Vorgängers, Kapitularvikar Kathers, dem er freundschaftlich verbunden war. Kather, unter dem sich die schon von Bischof Kaller gesammelten Ermländer zur Ermlandfamilie zusammenschlossen, waren die Patenschaften ein Herzensanliegen.

Dr. Fischer hatte auf mancherlei Gemeinsamkeiten hingewiesen. Die Emslandkreise betrachten sich – genau wie es im Ermland war – als eine in sich geschlossene Einheit. Die Ems- wie die Ermländer hatten sich durch ihre besondere Geschichte ihre eigene Art bewahrt. Überdies besaß der damalige Patenkreis die gleiche soziale, wirtschaftliche und konfessionelle Struktur wie der Kreis Heilsberg. All dies mag dazu beigetragen haben, dass sich der Eindruck von Prälat Kather bewahrheitet hat: „Es ist anzunehmen, dass der Kreis Heilsberg bei seinem Patenonkel gut aufgehoben ist.“ Emsländer und Ermländer begegneten sich mit großer Sympathie. Sympathie das heißt Mitgefühl, Wohlwollen, Zuneigung. Ein guter Ausgangspunkt für eine Patenschaft.

Wenn Heimatmenschen beieinander sind, so sei die Heimat selbst mitgekommen, hat Prälat Grimme einst geschrieben, der den Gottesdienst anlässlich der Patenschaftsübernahme hielt. Wenn Ostpreußen zusammenkommen, singen sie das Ostpreußenlied. Und wenn es Ermländer sind, wird auch gern das Ermlandlied gesungen. Ich nehme an, dass es den Ermländern in den Ohren geklungen hat:

*Mein Ermland will ich ehren,
so lang' ich leb' und bin.*

Diese Melodie kannten sie wohl, und auch der Text dürfte ihnen vertraut vorgekommen sein, sangen sie doch:

*Mein Emsland will ich ehren,
wo ich auch immer bin.*

Und ich darf annehmen, dass die Ems- den Ermländern diesen „Diebstahl“ nicht verübelt, sondern sich über den Gleichklang gefreut haben.

In der dritten Strophe des Ermlandliedes heißt es:

*Mein Leben soll beweisen,
dass ich Ermländer bin.
Will bleiben fromm und gut,
bewahren frohen Mut.*

Diese Worte mögen sehr schlicht klingen. Sie zu beherzigen ist gleichwohl nicht leicht.

Ich wünsche Ihnen, dass es Ihnen gelingen möge.



Von Herzen Gruß und Segen

Domkapitular Msgr.
Dr. Lothar Schlegel
Visitor Ermland

A handwritten signature in black ink, which appears to read "L. Schlegel". The signature is written in a cursive style with a large initial "L" and a long, sweeping underline.

Münster, den 23. Juni 2005

Grußwort
des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen
für die Kreisgemeinschaft Heilsberg aus Anlaß des 50jährigen
Patenschaftsjubiläums zwischen dem Landkreis Emsland und
der Kreisgemeinschaft Heilsberg

Herzlich gratuliere ich zum 50-jährigen Patenschaftsjubiläum zwischen dem Landkreis Emsland und der Kreisgemeinschaft Heilsberg. Ich verbinde diese Gratulation mit einem Wort des Dankes und mit meinen guten Wünschen für die Fortsetzung der erfolgreichen Arbeit.

Über 14 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge haben in der Folge des Zweiten Weltkrieges in West- und Mitteldeutschland Aufnahme gefunden. Die wirtschaftliche und soziale Integration der Ostdeutschen war eine großartige Leistung in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Die Heimatvertriebenen ihrerseits einen überproportionalen Anteil am Wiederaufbau des zerstörten Vaterlandes erbracht.

Bereits unmittelbar nach dem Kriege haben sich verantwortungsvolle Kommunalpolitiker dafür eingesetzt, Patenschaften für ostdeutsche Gemeinden, Städte und Kreise zu übernehmen. Den in den Landsmannschaften zusammengeschlossenen, heimatlos gewordenen ostdeutschen Landsleuten, wurde eine helfende Hand angeboten. Die Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände hat 1953 Richtlinien für die kulturelle Betreuung der Heimatvertriebenen und die Pflege ihres Kulturgutes beschlossen. Zahlreiche Patenschaften über ostdeutsche Kommunen – so auch zwischen dem Landkreis Aschendorf-Hümling und dem Landkreis Heilsberg, vertreten durch die Heimatkreisgemeinschaft Heilsberg – sind damals begründet worden. Hierbei handelte es sich um einen Akt praktizierter Solidarität zwischen den Angehörigen eines Volkes, wie sie die Ostpreußen bereits im Rahmen des Wiederaufbaus nach dem Russeneinfall im Ersten Weltkrieg erfahren hatten. Bei der niedersächsischen Kreisreform 1976 wurde der Landkreis Emsland Rechtsnachfolger des Landkreises Aschendorf-Hümling.

Die Patenschaften haben wesentlich dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Heimatvertriebenen in Anknüpfung an das geistige Erbe des deutschen Ostens zu stärken und das Bewußtsein der kulturellen Bedeutung des deutschen Ostens wachzuhalten. Auch waren sie - was manchmal heute gern vergessen wird - Ausdruck eines

gesamtdeutschen Bekenntnisses. Anders als partnerschaftliche Beziehungen, die meist auf gleicher Ebene eingegangen werden und die sich je nach dem Zweck der Verbindung jederzeit lösen lassen, liegt den ostdeutschen Patenschaften der dem kirchlichen Bereich entstammende Obhutgedanke zugrunde. Danach begibt sich der Pate aus freiem Willen in eine von gegenseitigem Vertrauen getragene Beziehung dauerhaften Bestands.

Die Menschen hängen an ihrer „Patenschaft“, sie ist ein Ort der Geborgenheit, wo sie sich treffen und Gemeinschaft bekunden, weil sie sich anerkannt fühlen. Auch für den Patenschaftsträger sind die Patenschaften eine Bereicherung, weil aus dieser Gemeinschaft Anregungen und Anstöße über den kommunalen Alltag hinaus erwachsen und sie zur kulturellen Vielfalt in den Patengemeinden beitragen. Patenschaften zu den früheren ostdeutschen Kommunen und partnerschaftliche Beziehungen des Patenschaftsträgers zu heutigen Kommunen in der Heimat schließen sich nicht aus.

Fünfzig Jahre Patenschaft zwischen der Heimatkreisgemeinschaft Heilsberg und dem Landkreis Emsland sind ein Anlaß für einen Rückblick und einen Ausblick. Mit der Jubiläumsveranstaltung wird auch ein wenig Vergangenheit erhellt, auf die wir auch heute noch mit Recht stolz sein können.

Die deutsche Geschichte umfaßt rund 1200 Jahre. Zur ihr gehört auch die gewaltige Kulturleistung der Besiedlung unserer Heimat Ostpreußen. Lassen wir uns das Urteilsvermögen und nationales Empfinden nicht verkleistern. Die Kolonisierung und Kultivierung unserer Heimat bleibt ein Ruhmesblatt in der deutschen und der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte.

Nach der Wende im Osten haben Zehntausende vertriebener Ostpreußen in Einzel- und Gruppenreisen die Heimat besucht. Sie haben freundschaftliche Kontakte zu den heutigen Bewohnern in den Heimatgebieten geknüpft und damit die durch die Bundesregierung abgeschlossenen Nachbarschaftsverträge mit Leben erfüllt. Die verantwortlichen Kommunalpolitiker des Landkreises Emsland haben diesen Prozeß nach besten Kräften unterstützt.

Für die Unterstützung der Heimatkreisgemeinschaft Heilsberg bei ihren vielfältigen Aktivitäten in der Heimat möchte ich namens des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen dem Landkreis Emsland und ihren verantwortlichen Kommunalpolitikern herzlich danken.



Hamburg, im Juni 2005

Möge das 50-jährige Patenschaftsjubiläum dazu beitragen, die Menschen hüben und drüben in ihrer Auffassung zu stärken, auf dem eingeschlagenen Weg zum Besten der Region Heilsberg und ihrer Bewohner voranzuschreiten.

Ein herzliches Glückauf der
Heimatkreisgemeinschaft Heilsberg!

A handwritten signature in black ink, which reads "v. Gottberg". The signature is written in a cursive style with a large, prominent initial "v." and a stylized "Gottberg".

Wilhelm v. Gottberg
Sprecher der Landsmannschaft
Ostpreußen

Gemeinde Werlte



Grußwort

Seit einem halben Jahrhundert sind die Kreisgemeinschaft Heilsberg und der Landkreis Emsland bzw. Aschendorf - Hümmling patenschaftlich verbunden. Seit über 10 Jahren nun gilt diese Verbundenheit besonders für unsere Gemeinde Werlte und die Kreisgemeinschaft.

Was aber bedeutet eine solche Patenschaft nach so vielen Jahren noch? Macht sie noch Sinn? Immer wieder kommt auch die Frage auf: Ist die Patenschaft beständig, ist sie noch lebendig? Was bleibt nach 50 Jahren vom anfänglichen Enthusiasmus über?

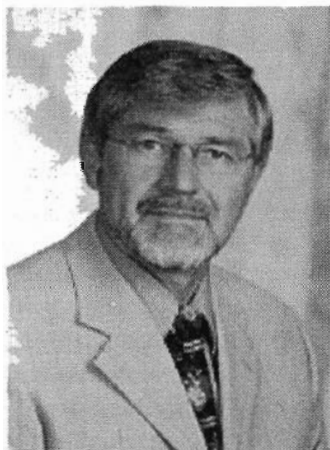
Diese Fragen kann man auch heute noch ohne Einschränkung positiv beantworten – man braucht sich dazu nur die Chronik anzusehen – ein teils sehr intensiver, teils in ruhigeren Bahnen verlaufender Austausch auf vielen Gebieten ist darin dokumentiert. Auf beiden Seiten konnten viele davon profitieren, viele haben sich wiederum enorm dafür engagiert – keinen einzelnen möchten wir an dieser Stelle herausgreifen.

Aus unserer Sicht sind Patenschaften heute noch wichtiger als damals. Zumindest haben Sie einen anderen Hintergrund erhalten. War vor 50 Jahren die Völkerverständigung und – zusammenführung primärer Grund und Zweck, so ist es heute das zusammengewachsene und immer weiter zusammenwachsende Europa, das im Mittelpunkt steht – das Fallen der Grenzen, das Heranführen der Jugend, das gemeinsame Ziehen an einem Strang. Immer wichtiger ist im vereinten Europa die gegenseitige Wertschätzung der Länder, das Beherrschen anderer Sprachen und die Bereitschaft, sich auf Anderes, Verschiedenartiges einlassen zu können.

Wir wünschen der Patenschaft aus großer Überzeugung ein langes Fortbestehen. Möge sie weiterhin dazu beitragen, das interkulturelle Verständnis zu verbessern.



W. Lubs
Wilfried Lubs
Bürgermeister



W. Gerdes
Werner Gerdes
Gemeindedirektor

50 Jahre Patenschaft **Landkreis Emsland Kreisgemeinschaft Heilsberg**

Die Kreisgemeinschaft Heilsberg fasst die in der Bundesrepublik Deutschland und im Ausland lebenden Landsleute des ehemaligen Kreises Heilsberg nach ihren Wohnorten zusammen, bewahrt den Zusammenhalt der Mitglieder mit Hilfe der Heimatbriefe und Heimattreffen und vermittelt ihnen durch die Erhaltung der bisherigen nachbarschaftlichen und kommunalen Beziehungen ein Stück Heimat.

Auch mit Hilfe der von der Heimatkreisgemeinschaft geführten Heimatkarteien waren in den ersten Jahren nach dem Krieg ein erfolgreicher Suchdienst, die Aufstellung und Veröffentlichung kompletter Seelenlisten sowie eine Zusammenführung der Familien möglich. Durch die Mitarbeit von zahllosen ehrenamtlichen Helfern konnte bei der Schadensfeststellung im Rahmen des Lastenausgleichs eine einwandfreie Bewertung und Feststellung der Schäden erfolgen.

Die Kreisgemeinschaft erreicht auch weiter noch jährlich eine Vielzahl von Anfragen, die sich auf die Heimat insgesamt und auf die Bewohner beziehen, die dort gelebt haben.

Eine weitere Aufgabe der Heimatkreisgemeinschaft besteht in der Sicherung und in der Weiterentwicklung des Kulturerbes unserer Vorfahren.

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg haben westdeutsche Städte und Kreise Patenschaften für die in den ostdeutschen Heimatkreisgemeinschaften organisierten Vertriebenen übernommen. Sie knüpften damit teilweise an ältere Patenschaften für Städte und Kreise in Ostpreußen aus der Zeit des 1. Weltkrieges an und verstehen dies als Akt der Solidarität zwischen den Angehörigen des deutschen Volkes.

Zu der Patenschaft, deren 50-jähriges Bestehen wir in diesem Jahr feiern, kam es durch glückliche Umstände. Der letzte preußische Landrat des Kreises Heilsberg/ Ostpr., Herr Dr. Ernst Fischer, der 1933 von den Nationalsozialisten seines Amtes enthoben wurde, wurde nach dem 2. Weltkrieg im Jahre 1946 zum Oberkreisdirektor des Kreises Aschendorf gewählt. Auf seine Initiative ist es zurückzuführen, dass es zu dieser Patenschaft vor 50 Jahren gekommen ist.

Die Patenschaft war 50 Jahre erfolgreich und ist heute noch sinnvoll und notwendig zugleich. Aufgaben der Kreisgemeinschaft bestehen noch fort und neue sind hinzugekommen.

Die Verhältnisse in unserer Heimat haben sich in den verflossenen Jahren grundlegend geändert. Auch Polen ist jetzt ein freies Land und bereits Mitglied der EU. Gleichwohl gibt es dort noch zahlreiche Probleme, die noch nicht aus eigener Kraft gelöst werden können.

Die Sozialstation in Heilsberg ist aus dem Bereich der dortigen sozialen Hilfe nicht wegzudenken, könnte jedoch ohne unsere Unterstützung noch nicht fortbestehen. Auch unsere Landsleute, die dort als Minderheit leben, brauchen unsere Hilfe. Kulturelle Denkmäler aus der Vergangenheit sind zu erhalten. Medizinische Einrichtungen bedürfen der Unterstützung. Die materielle Not ist insbesondere für Alte, Alleinstehende, Kranke und Alleinerziehende und kinderreiche Familien noch erschreckend groß. Spenden und Hilfen werden dankend entgegengenommen.

Die deutsche Sprache gilt es, in der Minderheit weiter zu verfestigen.

Schließlich sind aus den Vertriebenen und Flüchtlingen des 2. Weltkrieges Bindeglieder zwischen Deutschen und Polen geworden, die zur Völkerverständigung beitragen.

Die Kreisgemeinschaft konnte ihre Arbeit nur mit Hilfe des Patenkreises erbringen.

Wir danken daher allen, die hierbei mitgeholfen haben und dies auch heute noch tun.

Stellvertretend für alle, die bei der Begründung der Patenschaft mitgewirkt haben, sind zu nennen Herr Landrat Heermann vom Kreis Aschendorf, Herr Hubert Parschau als Kreisvertreter von der Kreisgemeinschaft Heilsberg und Herr OKD Dr. Fischer als Initiator und Triebfeder.

In der nachfolgenden Zeit haben dann seitens des Patenkreises die Herren Landräte Sanders, Buchholz, Nordmann und Stricker die Arbeit fortgeführt. Landrat Stricker war dann auch noch nach der Kreisreform 1977 für den Landkreis Emsland als Patenschaftsträger tätig. Ihm folgten dann Herr Landrat Meiners und der jetzt amtierende Herr Landrat Bröring.

Auf Seiten der Kreisgemeinschaft folgten dem Mitbegründer Herrn Parschau die Herren Kreisvertreter Herr Dr. Fischer, Herr Dr. Groß sowie der jetzt amtierende Kreisvertreter. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Einen Teil der Aufgaben der Patenschaft hat für den Landkreis Emsland die Gemeinde Werlte übernommen, die als Angehörige des Altkreises Aschendorf dem Patenschaftsvertrag noch im besonderen Maße verbunden ist. So kam es dort auch zur Einrichtung der Heimatstube. Initiator für unser Standbein in Werlte war der damalige Stellvertretende Landrat Hanekamp, der auch gleichzeitig Bürgermeister dieser Gemeinde war. Ihm und den derzeitigen Vertretern der Gemeinde Werlte, Herrn Bürgermeister Lübs und Herrn Gemeindedirektor Gerdes, die uns auch aus Anlass des Jubiläums Gastrecht gewährt, sei ebenfalls herzlich gedankt.

Diese unsere Patenschaft hat sich nun dahin weiterentwickelt, dass der Landkreis Emsland mit dem neuen Kreis Lidzbark-Warminski eine Partnerschaft eingegangen ist. Die Unterzeichnung der dies bestätigenden Urkunde erfolgte am 20.08.2004 in einer Feierstunde im Schloss zu Heilsberg. Hierzu war eine große und hochrangige Delegation des Landkreises Emsland unter der Leitung des Landrats Herrn Bröring angereist. Der Festakt fand in einem würdigen Rahmen statt, wobei zur musikalischen Umrahmung auch der dortige Chor der Deutschen Minderheit beitrug.

Ziel dieser Partnerschaft ist die Zusammenarbeit zum Aufbau eines vereinigten Europas und zur Förderung der Völkerverständigung auf kommunaler Ebene. Hierzu zählen ausweislich der unterzeichneten Urkunde die Unterstützung von gemeinsamen wirtschaftlichen Unternehmungen, der Aufbau und die Entwicklung eines Austauschs von Schülern und Sportlern, die Unterstützung von Initiativen auf allen Ebenen, die der Festigung der Partnerschaft und der Zusammenarbeit zwischen den beiden Landkreisen dienen u.a.m.

Bemerkenswert ist das Interesse des polnischen Landrats Herrn Jacek Protas an der historischen Vorgängerin des neuen Kreises. Herr Landrat Protas zeigt ein starkes Interesse an dem letzten preußischen Landrat des Kreises Heilsberg, Herrn Dr. Ernst Fischer, zu dessen Gedenken in dem Sitzungssaal des Kreises Lidzbark-Warminski aus Anlass der Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde eine Gedenktafel enthüllt wurde. Diese Gedenktafel ist auch uns bei einem Aufenthalt in Heilsberg zugänglich, soweit die dortige Kreisverwaltung geöffnet und der Sitzungssaal nicht gerade belegt ist. Von dieser Möglichkeit sollten wir Gebrauch machen, zumal Herr Dr. Fischer nach Flucht und Vertreibung auch den Kreisangehörigen geholfen hat.

Wir wünschen der Partnerschaft viel Erfolg und hoffen, dass sie dazu beiträgt, dass unsere Heimat weiter aufblüht und die Völkerverständigung vertieft wird.

Im Jahre 2005 jährt sich die 60. Wiederkehr des Endes des schrecklichen Krieges, der uns Ostpreußen besonders stark getroffen hat. Hieran sollen die eindrucksvollen Beiträge in dieser Ausgabe erinnern, die übereinstimmend zu dem Ziel führen: **Nie wieder Krieg!**

Zu der Begehung des 50-jährigen Bestehens der Patenschaft lade ich auch an dieser Stelle alle unsere Landsleute sowie die Freunde unserer Gemeinschaft recht herzlich ein. Nutzen wir die Möglichkeiten, die der Patenkreis uns dankenswerterweise dazu bietet und hoffen wir, dass unsere Patenschaft mit dem Landkreis Emsland noch lange besteht.

Köln, im Juli 2005

Aloys Steffen
Kreisvertreter

URKUNDE

Zehn Jahre nach der Vertreibung leben Millionen Ostdeutscher außerhalb ihrer angestammten Lande. Ihre Not ist die Not aller Deutschen. Ihr Verlangen auf Rückgabe der ihnen widerrechtlich entzogenen Heimat ist die Forderung unseres ganzen Volkes.

In diesem Bewußtsein hat der
KREISTAG DES LANDKREISES
ASCHENDORF-HÜMMLING
am 30.12.1954 die Übernahme der
PATENSCHAFT
für den ermländischen
LANDKREIS HEILSBERG

einstimmig beschlossen.

Die Pflege der alten heimatischen Eigenart sowie die Erhaltung und Fortentwicklung der von den Vätern übernommenen Kultur sind die Aufgaben, zu deren Erfüllung der Landkreis Aschendorf-Hümmling nach Kräften beitragen will. Denn diese Werte begründen zugleich jetzt und in Zukunft den Anspruch auf Rückgabe der Heimat als unveränderliches Menschenrecht.

Als sichtbares Zeichen dieses Willens ist diese Urkunde gefertigt, vollzogen und gesiegelt.

Aschendorf, den 14 Juni 1955



M. Gumbel

Landrat

A. Fißler

Oberkreisdirektor

Kreisgemeinschaft Heilsberg



Einladung

Liebe Landsleute,

liebe Freunde unserer Kreisgemeinschaft

Köln, im Juni 2005

Die Patenschaft des Landkreises Emsland, die dieser als Rechtsnachfolger des Landkreises Aschendorf-Hümmling übernommen und mit der Kreisgemeinschaft Heilsberg erfreulicherweise fortgesetzt hat, besteht jetzt 50 Jahre. Wahrlich ein Grund, dieses Ereignis froh zu begehen!

Der Patenkreis sowie unsere Kreisgemeinschaft laden dazu recht herzlich für den

09.09. bis 11.09.2005

nach Meppen / Ems ein.

Die Kreisstadt Meppen ist verkehrsmäßig gut erschlossen.

Die Autobahnanbindung ist dank der tatkräftigen und vorausschauenden Anstrengungen des Patenkreises mit seinem Landrat Herrn Bröring seit Dezember 2004 vollendet. Sie erleichtert und verkürzt die Anreise über die A 31 und A 30 spürbar.

Eine direkte IC Strecke verbindet im Stundentakt Koblenz, Bonn, Köln, Ruhrgebiet und Westfalen unmittelbar mit Meppen. Ab Münster verkehren RE-Züge in kürzeren Abständen.

Während der Jubiläumstage im Emsland benötigen die Teilnehmer keine eigenen Fahrzeuge, da für die dort vorgesehenen Fahrten Busse zur Verfügung stehen.

Übernachtungsmöglichkeiten zum Preis ab □ 36,00 je Person sind vorreserviert. Den Verlauf der Veranstaltung entnehmen Sie bitte dem beigefügten Programm.

Ein gutes Gelingen ist nur möglich und ein reibungsloser Ablauf des Treffens kann nur gewährleistet werden, wenn alle Teilnehmer umgehend antworten.

Anmeldungen werden erbeten an:

Frau Eva-Maria Köpnick,
Walter Flex-Straße 20, 51373 Leverkusen,
Telefon: 0214/47729, E-mail: ehkoepnick@arcor.de

Liebe Landsleute, kommen Sie zahlreich zu dem Jubiläum nach Meppen. Das Emsland ist eine Reise wert. Wir wollen dort im Patenkreis in heimatlicher Verbundenheit frohe Tage erleben. Ermuntern Sie auch Ihre Verwandten und Freunde zur Teilnahme an dem Jubiläum und geben Sie diesen den eventuell noch notwendigen letzten Anstoß dazu.

Außerdem reist es sich in Gemeinschaft oft noch angenehmer.

Die Teilnahme an dem Jubiläum im Emsland lässt sich außerdem auch noch mit einigen Urlaubstagen in der dortigen Ferienregion verbinden.

Für eventuelle Rückfragen steht auch der Kreisvertreter zur Verfügung, der zu erreichen ist über

Telefon / Fax: 02234/71906

Weitere Mitteilungen erhalten Sie nach Eingang Ihrer Anmeldung!

Auf ein frohes Wiedersehen im Emsland

mit heimatlichen Grüßen

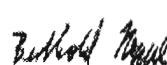
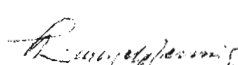
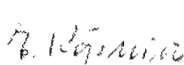
Der Vorstand der Kreisgemeinschaft Heilsberg

A. Steffen

E-M.Köpnick

W.Schimmelpfennig

B.Hoppe



**50 Jahre Patenschaft
Landkreis Emsland
Kreisdienstgemeinschaft Heilsberg/Ostpreußen
09.09. bis 11.09.2005
im Emsland**

P r o g r a m m

Freitag, 09.09.2005,

- 14.00 Uhr** Abfahrt ab Meppen mit dem Omnibus nach Sögel – Besichtigung des Jagdschlusses Clemenswerth
- 16.00 Uhr** Weiterfahrt nach Werlte – Begrüßung durch die Gemeindeverwaltung – Gemeinsame Kaffeetafel – Rundfahrt durch die Gemeinde Werlte – Besuch der Heimatstube – Besichtigung und Vorführung der Kreuzmann-Windmühle – Gelegenheit zum Abendimbiss – gemütliches Beisammensein
- ca. 21.00 Uhr** Rückfahrt nach Meppen

Samstag, 10.09.2005,

- 09.30 Uhr** Gottesdienst in der Gymnasial-Kirche in Meppen, Gymnasialstraße 3
- 10.30 Uhr** Omnibuspendelfahrt zum Kreishaus in Meppen, Ordeniederung 1
- 11.00 Uhr** Festakt im großen Sitzungssaal des Kreishauses
- 13.30 Uhr** Mittagsbuffet im Kreishaus
- 15.45 Uhr** Omnibusfahrt nach Papenburg
- 17.00 Uhr** Besichtigung der Meyerwerft
- 18.15 Uhr** Rückfahrt von der Meyerwerft nach Meppen
- 19.30 Uhr** kultureller Heimatabend mit Gelegenheit zum Abendessen im Kolpinghaus in Meppen

Sonntag, 11.09.2005,

- 10.30 Uhr** Führung durch die Stadt Meppen

Anmeldung

zu dem 50-jährigen Patenschaftsjubiläum in Meppen

vom 09. bis 11.09.2005

An dem 50-jährigen Patenschaftsjubiläum in Meppen nehme ich /nehmen wir teil:

09.09.2005 mit insgesamtPersonen

10.09.2005 **Festakt** mit insgesamt Personen

Mittagsbuffet mit insgesamtPersonen

Fahrt zur Meyer-Werft

mit insgesamtPersonen

kultureller Heimatabend

mit insgesamtPersonen

11.09.2005 **Besichtigung der Stadt Meppen**

mit insgesamt Personen

Übernachtungsmöglichkeiten:

09.09. zum 10.09.2005 EZ / DZ

10.09. zum 11.09.2005 EZ/DZ

Name:

(bitte in Druckschrift)

Vorname(n):

Straße/Hausnummer:

PLZ / Ort:

Telefon

Bitte Blatt heraustrennen und ausgefüllt senden an:

Eva-Maria Köpnick, Walter-Flex-Straße 20, 51373 Leverkusen

20. Juli 1944

Nach den vielen Gedenksendungen und Berichten in den Medien über das missglückte Führer-Attentat nun meine persönlichen Erinnerungen an jenen Tag vor nunmehr 60 Jahren,

Es war ein wunderschöner Sommertag, wie er um diese Jahreszeit in Ostpreußen üblich war. Wir, mein Vater und ich, waren mit dem Auto in der Guttstädter Gegend unterwegs. Während der Kriegsjahre bestellte die Ostpreußische Herdbuchgesellschaft ehrenamtliche Helfer, erfahrene Züchter, die zu ihren Mitgliedern fuhren, um dort auf den Höfen Sterken zu kören (bewerten). Die angemeldeten Tiere wurden nach einem vorgegebenen Punktiesystem benotet; wir fuhren also von Dorf zu Dorf, um die angemeldeten Sterken in Augenschein zu nehmen. Ich war im Stall immer mit dabei, mein Vater sagte mir die Benotung an, die ich in eine Liste eintrug.

Unsere erste Station war *Arnsdorf*. Die Wirtschaft von Hermann war beeindruckend. Ein großes Gehöft, ein respektables Wohnhaus und gutes Vieh. Von dort ging es zur Domäne *Kossen*. Nach der Besichtigung im Stall wurden wir ins Haus gebeten. Man sprach über die Wirtschaft, aber hier wie auch bei allen folgenden Gesprächen an diesem Tag klang immer wieder die Besorgnis durch: Werden wir im nächsten Jahr auch ernten, was wir im Herbst einsäen? Die Dame des Hauses bemerkte beiläufig: "Wir essen nur noch mit Blechbestecken, das Tafelsilber und das gute Geschirr haben wir nach dem Westen verschickt."

Nach *Kossen* machten wir Halt bei Frau *Bludau*, *Kienberg*, einer charmannten älteren Witwe. Das *Gut Kienberg* lag an der Chaussee *Guttstadt-Heilighenthal* und bestach durch seine imposante Lage. Eine alte Lindenallee führte zu dem auf beherrschender Höhe gelegenen Gutshof, der ein geschlossenes Viereck bildete. Die im Backsteinbau ausgeführten Stallungen mit ihren wuchtigen Treppengiebeln gaben ihm ein festungsartiges Aussehen. Seit vielen Jahren war das Gut im Besitz der Familie *Bludau*. Auf dem bekannten Gemälde von *Otto Brausewetter* "Yorks Ansprache an die Stände am 5. Februar 1813" (das Bild hing in Ostpreußen in jeder Dorfschule) ist ein *Bludau* zu sehen, wohl der einzige bürgerliche *Ermländer*. Nach Überlieferung trug er einen langen blauen Überrock und hohe Stulpstiefel, so hat ihn auch der Künstler dargestellt, seinem Wesen entsprechend temperamentvoll.

Die Fahrt ging weiter über *Queetz*, *Rosengarth*, *Heilighenthal* bis nach *Elditten*. Was waren das doch für blühende Dörfer, stattliche Viehherden grasten zu beiden Seiten der Straße, schöne ermländische Pferde zogen die letzten Fuder von den Äckern. In *Elditten* wurden wir zum Abendbrot

eingeladen, zumal mein Vater mit Herrn Clemens Krebs gut bekannt war. Und hier erfuhren wir von dem Attentat, das Hitler überlebt hatte. Nähere Umstände waren noch nicht bekannt. (Ich glaube, wir wussten damals gar nicht, dass sich das Führerhauptquartier bei Rastenburg befand!) Unsere Reaktion darauf? Weder mein Vater noch die Gastgeber nahmen dazu Stellung. Die Nachricht blieb kommentarlos im Raum stehen aus Vorsicht, jemand könnte mithören und staatsfeindliche Äußerungen weiter leiten. Erst zu Hause gab mein Vater seiner Enttäuschung Ausdruck, aber nur im Familienkreis, wenn keiner der Hausangestellten anwesend war. Denn man darf sich nicht darüber hinweg täuschen, das Gros der Leute, die dazu Angehörige an den Fronten hatten, war über diesen "Verrat" empört, weil man dadurch der kämpfenden Truppe in den Rücken falle.

Als ich dann nach den Sommerferien wieder nach *Heilsberg* kam, hieß es: Hubert Teschner, *Kleiditten*, ist im Heilsberger Spritzenhaus eingesperrt worden. Herr Teschner war bis 1934 Reichstagsabgeordneter der Zentrumspartei gewesen, und nach dem 20. Juli hatte man alle ehemaligen Abgeordneten inhaftiert. Zu seinem 50. Geburtstag, den er während seiner Inhaftierung beging, besuchten ihn seine Frau und Kinder, um mit Kuchen und Kaffee den Tag zu feiern. Nach einigen Wochen wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt. Herr Josef Hoppe II, *Krekollen*, in seiner Position als Ortsgruppenleiter – kein Parteibonze der üblichen Art – hat sich meines Wissens dafür eingesetzt, dass Hubert Teschner wieder seine Freiheit erlangte.

Und was wäre geworden, wenn . . . ? Diese Frage wird heute in den Vordergrund gerückt. Es ist erwiesen, dass die Zeit nach dem 20. Juli bis zum Kriegsende mehr Menschenleben gekostet hat als in all den Jahren zuvor, abgesehen von den Zerstörungen, die gerade in den letzten Kriegsmonaten erfolgten. Fest steht aber auch, dass trotzdem die Friedensverhandlungen wie lange festgelegt mit aller Härte durchgeführt worden wären. In der Konferenz von Casablanca vom 14.-26.1.1943 einigten sich Roosevelt und Churchill auf die bedingungslose Kapitulation der Achsenmächte. Nie wieder durfte Deutschland in seiner alten Größe erstehen, die Provinz Ostpreußen wurde a priori dem sowjetischen Einzugsbereich überlassen. Unsere Heimat wäre in kürzester Zeit von russischen Truppen okkupiert worden. Hätte es dann keine Opfer gegeben?

Diese Frage wird uns die Geschichte nie beantworten.

Elisabeth Groß, geb. Parschau,
Drewenz / Bergisch Gladbach

Unsere Flucht aus Ostpreußen 1945

Vorbemerkungen:

Die Ereignisse, von denen ich erzählen will, liegen nun schon 60 Jahre zurück. Da hat es die Erinnerung schwer, alles so, wie es gewesen ist, richtig wiederzugeben und einzuordnen. Immerhin war ich damals, im Frühjahr 1945, noch keine 11 Jahre alt, wurde es ausgerechnet am 8.Mai, dem Datum der deutschen Kapitulation. Aber da war unsere Flucht schon zu Ende, und wir fanden uns in Schleswig-Holstein wieder. Wir – das waren mein Vater, meine Stiefmutter und ich, unsere kleine Restfamilie, denn über den Verbleib meiner 6 Geschwister wussten wir an meinem Geburtstag rein gar nichts. Davon wird noch zu reden sein.

Dass wir die Flucht mit meinem Vater zusammen unternehmen konnten, war alles andere als selbstverständlich; schließlich wurde mein Vater am 9.Mai 1945 erst 50 Jahre alt und hätte während des Krieges irgendwo als Soldat oder in den letzten Monaten wenigstens ohne Unterbrechung als Volkssturmmann im Einsatz sein müssen.

Dass er das nicht war, kam so: Als Soldat im 1.Weltkrieg 1914-18 vom ersten bis zum letzten Tag und als Teilnehmer am "Polenfeldzug" 1939, wie man diesen Krieg deutscherseits damals nannte, war er "u.k." gestellt und durfte zu Hause bleiben, mit der Auflage, neben seiner eigenen Landwirtschaft noch zwei Höfe in der Nachbarschaft, deren Bauern zum Militär eingezogen worden waren, mitzubetreuen.

Im Herbst 1944 musste er trotzdem mit dem Volkssturm ausziehen, und zwar zur Aushebung von Panzergräben in Kurland. Wenige Wochen vor unserer Flucht wurde er nach Beendigung des "Werks", das dann im Ernstfall die russischen Panzer nicht nennenswert aufgehalten hat, nach Hause geschickt. Übrigens: Vor unserer Flucht wurde auf der Feldmark von Schönwiese mit Spaten und Schaufeln mühsam ein Panzergraben ausgehoben, und zwar ausgerechnet mitten auch durch unser Grundstück. Als ein paar Tage vor unserer Flucht der Volkssturm wieder zusammengetrommelt wurde, konnte mein Vater unmöglich mitgehen, denn er lag mit einer schweren fiebrigen Mandelentzündung im Bett, so dass diejenigen, die ihn holen sollten, fluchend, weil sie glaubten, er wolle sich drücken, alleine wieder abziehen mussten.

Wie man sich denken kann, ist die Anwesenheit meines Vaters auf unserer Flucht aus Ostpreußen ein äußerster Glücksfall gewesen, und ein Glücksfall für meinen Bericht jetzt insofern, als er einen eigenen kurz zusammengefassten Bericht in einem Brief vom 28.12.1945 an meine

älteste Schwester Hedwig vorgelegt hat, von deren Überleben wir kurz zuvor in Schleswig-Holstein erfahren hatten. Sein Brief gibt mir die Möglichkeit, seine noch recht zeitnahe Erinnerung mit der meinen zu vergleichen.

Wichtig sind für mich in diesem Zusammenhang auch die vielen Gespräche gewesen, die mein Vater und ich nach 1945 über das Fluchthema geführt haben, denn so haben sich mir viele Details noch tiefer eingeprägt, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. An manches würde ich mich heute ohne diese Gespräche überhaupt nicht mehr erinnern.

Die letzten Tage zu Hause

Unsere Flucht begann am 28. Januar 1945. Die letzten Tage zu Hause auf unserem Hof in "Abbau", d.h. in der Feldmark des Dorfes Schönwiese bei Guttstadt/Ostpreußen (512 Einwohner 1938) waren schon überschattet von der nahenden Katastrophe.

Tage- und nächtelang sahen und hörten wir Militärkolonnen auf der Straße nach Seeburg in Richtung Guttstadt ziehen, deutsche Soldaten auf dem Rückzug.

Für mich war das alles interessant und aufregend.

Nie vergessen habe ich z.B., wie Soldaten in der Abenddunkelheit auf unserem "Russenland" neben der Straße, wie wir dieses Stück Land wegen seiner schwarzen Erde nannten, alle möglichen Ausrüstungsgegenstände zusammentrugen, bis ein ansehnlicher Haufen entstanden war. Dann zündeten sie das Ganze an und verbrannten es. Erinnern kann ich mich konkret nur an drei wunderschöne ungebrauchte hellbraune Pferdesättel und an einen Schreibstubenwagen, aus dem Soldaten packenweise Formulare ins Feuer warfen. Bei einem Gang ins Dorf sah ich einen funkelneuen deutschen Panzer in braun-grüner Tarnfarbe mit einem überlangen Kanonenrohr. Später erfuhr ich, dass das ein Exemplar der neuesten deutschen Panzerentwicklung, ein so genannter "Königstiger", gewesen war. Man hatte ihn neben der Straße direkt vor dem Eingang zur Kirche abgestellt. Von der Besatzung keine Spur. Ihr war offenbar der Sprit ausgegangen, und schon allein deshalb war der neue Panzer für sie nicht mehr zu gebrauchen. Ich erlebte im Dorf auch noch etwas anderes: Der Gastwirt Knoblauch gegenüber der Kirche war mit seiner Familie schon vor Tagen geflüchtet und hatte seinen "Krug" mit "Kolonialwarenladen", wie es damals noch hieß, offen zurückgelassen. Kinder aus dem Dorf hatten schnell die anfängliche Scheu überwunden, waren in die Schankstube eingedrungen und hatten festgestellt, dass es da noch allerlei

zu holen gab, Zucker und Mehl z. B. Sie waren nach Hause gelaufen und mit allerlei Kannen und Schüsseln zurückgekommen und hatten sich nach Kräften kostenlos bedient. Dabei waren sie nicht gerade pingelig gewesen: Eine Spur aus Zucker und Mehl zog sich durch die ganze Schankstube, von der Zapf- und Ladentheke bis zur Eingangstür. Als ich den Schauplatz dieser Ereignisse betrat, gab es für mich da nichts mehr zu holen.

Die letzte Nacht zu Hause verbrachten wir Kinder auf Initiative meiner beiden Brüder Herbert und Bruno nicht in unseren Betten, sondern, in Decken gehüllt, höchst unbequem bei lausiger Kälte im Rübenkeller. Hier waren wir nach ihrer Meinung sicherer als im Haus, denn hier hatten wir über uns wenigstens eine dünne Betondecke. In dieser Nacht schliefen wir nicht viel. Auch wegen des Fliegerangriffs auf die nahe Chaussee nicht. Am nächsten Morgen konnten wir sehen, wie der Angriff verlaufen war. Die russischen Flieger hatten die Chaussee gar nicht getroffen. Alle Bomben waren daneben gegangen. Alle paar Meter sahen wir pulvergeschwärzte kleine Krater im Schnee.

Wie fast alle Schönwieser hatten wir ursprünglich gar nicht vorgehabt zu fliehen. Es herrschte die Meinung vor: "Wir haben uns nichts zu schulden kommen lassen. Was soll uns da schon Schlimmes passieren?"

Mein Vater kam Gott sei Dank gerade noch rechtzeitig von dieser unglaublich naiven Meinung ab.. Ein großes Verdienst daran hatte ein unbekannter, sehr beherzter Offizier auf dem Hof des "Feldschen Messing", der dort eine Geschützbatterie befehligte. Mein Vater und meine beiden Brüder waren mit dem Pferdeschlitten zu dem Nachbarn gefahren, um fürs Vieh Heu zu holen, das wir dort eingelagert hatten. Das war nötig, denn unser Stallgebäude mit der daran anschließenden großen Scheune war am 11. Februar 1943 (dem Geburtstag meiner ältesten Schwester Hedwig!) abgebrannt. Warum es abbrannte, lasse ich hier offen, denn mit den Kriegseignissen hatte der Brand direkt nichts zu tun.

Der schon erwähnte Offizier, den mein Vater als alter Artillerist sofort nach der augenblicklichen Kriegslage fragte, gab ihm, soweit er konnte, die gewünschten Auskünfte. Und nicht nur die, er setzte hinzu: "Ich beschwöre Sie, fliehen Sie um Himmelswillen, solange Sie noch können! Sie haben nicht gesehen, was wir gesehen haben, wenn wir ein von den Russen eingenommenes Dorf zurückerobert haben." Und um den Ernst der Lage noch zu unterstreichen, hatte der Offizier hinzugefügt: "Wir verschießen die wenigen Granaten, die wir noch haben, sprengen die Geschütze in die Luft und ziehen dann selber ab."

Als mein Vater und meine Brüder nach Hause zurückgekehrt waren, begannen wir sofort mit den Flucht vorbereitungen. Meine Brüder luden das Heu ab und das Nötigste an Kleidung und Lebensmitteln auf (u.a. Würste und zwei Speckseiten aus dem Rauch!) Ein Sack Hafer für die Pferde und ein Sack Mehl vervollständigten die Ladung. Dem Vieh legten sie soviel wie möglich vor. Die Stalltür öffneten sie. Mein immer noch kranker Vater setzte sich, in seinen schweren Winterpelz gehüllt, auf den Schlitten. Und dann hieß es Abschied nehmen. Wir waren drei Gruppen: Meine Eltern und wir vier Kinder – neben meinen beiden Brüdern und mir noch meine Schwester Ida – Frau Wojahn und ihre beiden Kinder Erna und Gerhard, die bei uns zur Miete wohnten, sowie ein altes Ehepaar Nötzel aus Tilsit, das auf ihrer Flucht bei uns hängen geblieben war.

Der Abschied von unserem Hof

Es war höchste Zeit. Aus der Richtung Klingerswalde konnte man schon Maschinengewehrfeuer hören und wegen der verwendeten Leuchtmunition auch sehen. Das Ganze war höchstens 2 km entfernt.

Es war früher Nachmittag und strahlender Sonnenschein über tief verschneiter Winterlandschaft, als wir losfuhren. Genauer: Mein Vater fuhr, alle anderen liefen neben- und hinterher.

Der Abschiedsschmerz wurde noch vergrößert durch unseren Hofhund Fritz. Das arme, von dem Schießlärm höchst beunruhigte Tier wusste nicht, was es machen und wo es bleiben sollte. Es jaulte und heulte, lief in Richtung Hof, kam wieder zurück, war aber nicht dazu zu bewegen, mit uns zu ziehen. So mussten wir schließlich ohne ihn losfahren. Alle weinten. Wir durchquerten "die Grund", eine Schlucht mit einem kleinen Bach in unserem Grundstück, fuhren über die kleine Knüppelholzbrücke und dann den mittelsteilen Hang auf der anderen Seite hoch, wobei wir alle, so viel wir konnten, schoben, denn allein hätten die Pferde im ungebahnten Schnee die Steigung nicht geschafft. Schon gar nicht wäre das mit dem Pferdewagen möglich gewesen, zumal mein Vater den Umweg durch das Dorf wegen der Nähe zur Front mied und querfeldein zu fahren beschlossen hatte. Deshalb hatte er den Schlitten genommen.

Auf der Höhe sahen wir nun, schon etwas entfernt, noch einmal unseren Hof, oder was nach dem Brand noch davon übrig war. Die Scheune war ganz weg, und der Reststall war in Höhe des früheren Dachansatzes mit einer Bretterschalung und einer dicken Strohschicht darüber gegen Regen, Schnee und Frost abgesichert – ein traurig stimmendes Bild. Nur das Wohnhaus sah aus wie immer.

Unser Hund Fritz war verschwunden. Wahrscheinlich war er in seiner Not zum Hof zurückgelaufen und hatte sich im Haus verkrochen.

Mein Vater trieb uns zur Eile an. Wir waren alle völlig ungeschützt und von allen Seiten weither zu sehen. Es galt, möglichst schnell den schützenden Wald zu erreichen. Bevor wir in ihn eintauchten, mussten wir auf dem Feldweg einen einsamen Militär-LKW mit ein paar Soldaten in Schneeanzügen unter dem Plandach vorbeilassen, der in Richtung Schönwiese unterwegs war. Die Soldaten wirkten sehr gedrückt. War das alles, was unsere Seite in diesem Abschnitt als Entlastung für die kämpfende Truppe aufzubieten hatte?

Wir fuhren an diesem Tag nur bis ins Nachbardorf Stolzhagen, das unmittelbar an der anderen Seite des Waldes liegt, und kamen für die Nacht bei einem befreundeten Bauern unter. Das Wichtigste für meinen Vater war zunächst, dass wir nicht in die Hauptkampflinie gerieten. Dann würde man weitersehen.

Der Beginn der Flucht

Am anderen Morgen erkundete er zunächst die Lage und erfuhr, dass die Russen in der Nacht östlich und westlich von Stolzhagen vorgestoßen waren und dass wir uns schleunigst auf den Weg weiter nach Westen machen mussten, der von deutschen Truppen noch frei gehalten werden konnte. Und als mein Vater miterleben musste, wie ein Offizier, mit seiner Pistole fuchtelnd, vergeblich einen Trupp Soldaten aufzuhalten versuchte, der ohne Gewehr, Patronengurt und Koppel in offenen Mänteln aus der Richtung Heilsberg angetrottet kam, war ihm endgültig klar, dass jetzt nur noch schnellste Flucht helfen konnte. "Jetzt bin ich sicher, wir haben den Krieg endgültig verloren", war sein Kommentar zu dem gerade Erlebten.

Also fuhren wir, so schnell wir konnten, wo es möglich war, über Landstraßen, und wo nicht, über Feldwege, sehr bald nicht mehr allein, sondern mit einem ganzen Treck vor und hinter uns.

Erstaunlicherweise – oder auch nicht! – hat mein Vater in seinem schon erwähnten Brief den Abschied vom Hof und den Anfang unserer Flucht mit keinem Wort erwähnt. Er setzt erst ein mit dem bemerkenswerten Satz gegen die Zweifel seiner Schwester Anna in Hagen in Westfalen, unsere Hedwig habe den Krieg wohl nicht überlebt: "Das glaube ich nicht, meine Hedsch (Kosename) lebt, sie ist doch eine Schimmelpfening, und die haben alle Glück." Und dann erzählte er, wie wir hinter dem Dorf Bürgerwalde mit Bordwaffen beschossen worden seien und er da

“doch auch wieder Glück gehabt“ habe. Davon gleich mehr.

Einschieben muss ich, dass inzwischen Tauwetter eingesetzt hatte, eine Weiterfahrt mit dem Schlitten also ganz unmöglich war. Mein Vater ging in Bürgerwalde auf Wagensuche, wurde auch recht bald auf einem Hof fündig. Nur weigerte sich der Bauer hartnäckig, den Wagen herzugeben, nicht, weil er ihn für seine Flucht gebrauchen wollte, dafür hätte er noch einen anderen gehabt, sondern im Gegenteil, weil er daran dachte, zu Hause zu bleiben. Wenn alles vorbei wäre, würde er, so seine Vorstellung, ihn wie bisher für seine Bauerei einsetzen können. Mein Vater musste all seine Überredungskunst aufbieten, um ihm klar zu machen, wie wirklichkeitsfremd das angesichts der sich abzeichnenden deutschen Niederlage und der Aussicht auf russische und polnische Besetzung gedacht war. Und Gott sei Dank bekam er schließlich den Wagen. – Ja, hinter Bürgerwalde auf dem Weg nach Frauendorf wurde unser Treck tatsächlich mit Bordwaffen beschossen. Als ich das erste Flugzeug an Höhe verlieren sah, während kleine Flammen aus den Tragflächen schossen, dachte ich höchst erfreut schon: “Der ist von der Flak getroffen worden und stürzt ab!“ Bloß wo war hier deutsche Flak? Als der Pilot das Flugzeug jedoch nach seinem Angriff wieder hochzog, eine Schleife flog, um erneut anzugreifen, merkte ich schnell meinen kindlichen Irrtum und lief meinen Geschwistern hinterher, die in ihrer Angst in eine Kieferschonung neben der Straße gerannt waren und sich zwischen den Bäumchen auf die Erde geworfen hatten. Mein Vater, meine Mutter und die anderen waren beim Wagen geblieben. Und als der Angriff vorbei war und der Treck sich wieder in Bewegung setzte, fuhren sie weiter bis vor Frauendorf. Das brannte. Dazu der Bericht meines Vaters: “Da musste Mama wieder zurück, um sie (uns Kinder) zu holen. Wegen der Hitze musste ich scharfen Trab fahren. Hinter dem Dorfe wartete ich dann, bis wir alle zusammen waren. Dann erklärte ich ihnen: ‘Kinder, bleibt beim Wagen, nur da seid ihr sicher, dass ihr Essen habt, und wenn ich euch führe, könnt ihr sicher sein, dass euch nichts passiert.’“

Nicht erwähnt hat mein Vater ein schreckliches Ereignis, das sich mir unauslöschlich eingeprägt hat: Hinter Frauendorf stand ein Wagen fast quer über die Straße: Die beiden Pferde ließen die Köpfe hängen; sie bluteten aus mehreren kleinen Wunden, die von Splintern aus Bordwafenkugeln stammen mussten. Ein alter Mann mit langen weißen Haaren stand, die Zügel in der Hand, wie versteinert da. An weitere Personen, die etwa zum Fahrzeug gehörten und den Angriff überlebt hatten, erinnere ich mich nicht. Aus der Gegenrichtung rollten zwei deutsche Panzer heran. Sie kamen an dem “Hindernis“ nicht vorbei. Der Kommandant des

ersten stieg aus, ging zu dem Alten hin und zupfte ihn am Ärmel. Der Versteinerte rührte sich nicht. Achselzuckend ging der Offizier wieder zu seinem Panzer zurück, stieg ein und gab das Zeichen, ihm zu folgen. Die beiden Panzer fuhren durch den Straßengraben um das "Hindernis" herum und dann wieder auf die Fahrbahn zurück mit aufheulenden Motoren in Richtung Frauendorf davon. Wohl erst am nächsten Abend kamen wir nördlich von Braunsberg ans Ufer des zugefrorenen Frischen Haffes. Wir übernachteten in einer Scheune. Am nächsten Morgen sollte es mit einem Treck aufs Eis gehen – die einzige Möglichkeit, die noch geblieben war, mit Pferd und Wagen aus Ostpreußen herauszukommen, denn im Süden bei Tolkemit standen die Russen schon am Haffufer.

Spätestens hier muss sich Frau Wojahn mit ihren beiden Kindern selbstständig gemacht haben. Nach dem Krieg hörten wir, dass die Drei wieder nach Hause zurückgegangen waren. Noch 1945 starb Frau Wojahn dort an Typhus. Die beiden unmündigen Kinder blieben allein zurück. Die 13 jährige Erna wurde von einer Familie im Dorf aufgenommen und kam als Vertriebene 1947 nach Bonn. Gerhard, der in meinem Alter war, musste zu einem polnischen Bauern weit weg von Schönwiese ziehen und als Knecht jahrelang schwere Arbeit leisten. Er kam erst als Spätaussiedler mit Familie Anfang der 70er Jahre in den Bonner Raum. Für uns hatte sich die Lage auf der Flucht verschlechtert: Die erst z.T. abgeklungene Mandelentzündung meines Vaters führte dazu, dass er immer schlechter sah und blind zu werden drohte. Gott sei Dank trat dann mit fortschreitender Genesung trotz Kälte, Schnee und Regen dieser Fall nicht ein.

Auf dem Haffeis

Der Tag, an dem wir nördlich von Braunsberg auf der Höhe von Altpassarge aufs Haffeis fuhren, war ein herrlicher Sonntag – leider auch ab Mittag mit Temperaturen, bei denen das Eis zu schmelzen anfangt. Bis etwa auf die Mitte des Haffes kamen die Trecks (nördlich und südlich weitere neben unserem) einigermaßen zügig voran. Dann stoppte alles, und nichts ging mehr. Während wir so Stunde für Stunde auf dem Eis standen, flog ein russisches Aufklärungsflugzeug völlig ungestört über uns hinweg, so niedrig, dass wir den Kopf des Piloten in der Flugzeugkabinen sehen konnten. Mein Vater als alter Soldat wusste selbstverständlich genau, was das zu bedeuten hatte. Vielleicht sagte er es auch. Das weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls bekamen es meine Geschwister mit der Angst zu tun. Sie fingen nach seinem Bericht an zu bitten: "Papa, lass uns auf die Nehrung gehen, da ist Wald, da haben wir Deckung. Ich sträubte mich mit dem Einwand, dass wir uns verlieren. 'Ihr', sagten sie,

‘müsst doch auch auf die Nehrung kommen, und wir passen schon auf’. Und da, na, du kennst mich ja, wenn jemand bittet, kann ich nichts abschlagen, ließ (ich) sie gehen.“ Und er fährt fort: “Stunden um Stunden haben wir dann gestanden. Warum es nicht vorwärts ging, weiß ich nicht, und die Flieger tobten. Auf einmal sagte Walter, der uns noch geblieben war: ‘Papa, ich geh den Jungen nach’. Es kamen Militärwagen. Auf einen sprang er rauf, und weg war auch er. Nach ungefähr zwei Stunden war er wieder da. Die Wagen waren nicht geradezu, sondern rechts ab nach Pillau gefahren. Da hatte er so viel Verstand und kam zurück. Aber zu seiner Ehre sei’s gesagt: August (er nannte mich gerne bei diesem Spitznamen) hatte keine Angst. Viel macht’s wohl auch aus, dass er mich so ruhig sah.“

In die Nähe der Nehrung kamen wir erst gegen Abend. Aber weil die Sandwege auf ihr zerfahren und alles mit Militärfahrzeugen und Flüchtlingswagen verstopft war, durften wir nicht an Land, sondern mussten die Nacht über auf dem Eis verbringen. Schlimm war schon, dass dichter Nebel aufzog. Mein Vater ging los, meine Geschwister zu suchen, kam aber völlig enttäuscht zurück. Er hatte sie in dem Nebel und in der anbrechenden Dunkelheit nicht gefunden. Am anderen Morgen machte er einen zweiten Versuch, wieder ohne Erfolg. Bevor die erste Nacht auf dem Eis zu überstehen war, wurden wir Zeugen von etwas Schrecklichem. Weniger als hundert Meter von uns entfernt standen mehrere Planwagen. Wie die Ausstattung ihrer Wagen bewies, hatten die Besitzer offenbar ihre Flucht längerfristig als wir geplant.

Jetzt war die Zeit zum Abendbrot gekommen. Ganz ohne Arg und Angst hatten sie Stalllaternen aufgehängt und bereiteten sich aufs Essen vor. Da hörten wir plötzlich anschwellenden Flugzeuglärm, sahen schemenhaft ein Flugzeug über uns, und dann krachten auch schon die Bomben, genau in die Planwagen. Todesschreie von Menschen, gurgelndes Wasser, das die Wagen in die Tiefe zog, unheimliche Stille – alles fast in Sekundenschnelle. Es war furchtbar. Aber wir hatten wieder einmal Glück gehabt. Wir mussten irgendwie die Zeit auf dem Eis überstehen. Dazu schreibt mein Vater: “Und das Schlimmste: Die schweren Wagen trug das Eis nicht, die sackten immer ab. Das ganze Haffeis war übersät mit zerbrochenen und zerschossenen Wagen, toten Menschen und Pferden. Zwei Nächte und zweieinhalb Tage waren wir auf dem Eis. Die erste Nacht war die Schlimmste. Das Eis war ganz schwach. Ich musste jede viertel bis halbe Stunde den Wagen vorziehen, dann stand er schon 15 bis 20 Zentimeter im Wasser, und so mancher zog seinen Wagen in der Dunkelheit in ein Bomben- oder Granatloch, und weg war er. Die ganze

Nacht hörte man Verzweiflungs- oder Todesschreie. Und wir, wir hatten doppelte Sorge, noch die Sorge um die armen Kinder. Nur Walter schlief sorglos, gut zugedeckt, auf dem Wagen. Wir durften nicht darauf sitzen, weil er dann noch schwerer, die Gefahr zum Absacken noch größer war.“ Meine Eltern standen in Gummistiefeln die ganze Nacht frierend, oft knöcheltief im Wasser, auf dem Eis. Am anderen Morgen wurden wir von der Feldgendarmarie in den äußersten von drei Trecks eingewiesen, die in abgesteckten Bahnen, d.h. auf Granat- und Bombenlöcher geprüfem Eis, parallel zum Land nach Südwesten in Richtung Bodenwinkel / Stutthof fahren sollten. Es ging langsam voran. Aber bald kamen wir in eine Zone, die im Schussbereich der russischen Artillerie lag. Und der äußerste Treck bekam auch bald Feuer. Davon sah ich nichts, denn ich hatte mir die Decke über den Kopf gezogen. Aber ich hörte jedesmal den Abschuss, und nach wenigen Sekunden heulte die Granate heran und schlug mit dumpfem Knall ins Eis. Je nachdem, ob meine Mutter aufschrie oder nicht, war der Einschlag ganz in der Nähe oder etwas weiter entfernt. Mein Vater erkannte schnell, dass es so nicht lange weitergehen konnte. Deshalb beschloss er, aus dem Treck auszuscheren und über das ungeprüfte Eis in den mittleren Treck zu wechseln. Als die Nachfolgenden das sahen, dass er die Gefahr auf sich nahm, folgten sie ihm. Wenn er einsackte, würden sie es ja noch rechtzeitig sehen und darauf reagieren können.

Als wir im mittleren Treck angekommen waren, erhielt auch der Beschuss. Also wiederholte mein Vater sein Manöver. Das ging eine zeitlang gut, und wir fuhren unter Land in die vorgesehene Richtung, bis auch der letzte Treck Feuer bekam. Jetzt half nichts mehr; wir mussten trotz der Gefahr weiterfahren. Und hatten wieder Glück: Der Beschuss hörte schließlich auf. Aber wir mussten auch die zweite Nacht auf dem Eis verbringen. Von der weiß ich nichts mehr. Ich wäre gar nicht mehr auf sie gekommen, wenn mein Vater in seinem Bericht nicht von ihr gesprochen hätte,

Am letzten Tag auf dem Eis hätte uns, wenige Kilometer vom sicheren Land entfernt, beinahe noch ein Unfall gestoppt. Der Wagen schlug unversehens mit dem linken Vorderrad in eine Eisspalte, und die Deichsel brach ab. Mein Vater sprang vom Wagen, holte die Axt hervor, die er gottlob mit sich führte, und spitzte die Deichsel wieder an. Währenddessen sprudelte das Wasser nur so aus der Eisspalte, und der Wagen sackte langsam immer tiefer ein. Ein Soldat der Feldgendarmarie, der in der Nähe stand, brüllte meinen Vater an: “Fahren Sie, fahren Sie, Sie saufen ab!“ Aber mein Vater brüllte zurück: “Ich kann doch nicht ohne Deichsel

fahren!“ Währenddessen arbeitete er fieberhaft weiter – und wurde gerade noch rechtzeitig fertig. Alle Erwachsenen halfen mit beim Anschieben und die Pferde zogen den Wagen aus der Spalte heraus.

Gegen Mittag kamen wir bei Bodenwinkel endlich aufs Land. Es war ein ganz eigentümliches, aber zugleich wunderschönes Gefühl, nach so langer Zeit wieder festen Boden unter den Füßen zu haben und nicht mehr dauernd befürchten zu müssen, dass das Eis brach und uns mit in die Tiefe riss.

Im Danziger Kessel

In Stutthof schien irgendwie die Zeit stehen geblieben zu sein. Von Frontnähe war jedenfalls nichts zu spüren. Über die Straße hatte man ein riesiges Hakenkreuzbanner gespannt. Parteileute liefen in voller Montur herum, aus den Lautsprechern erscholl zackige Marschmusik. Wir machten, dass wir weiterkamen, und zwar in Richtung der Doppelfähre “Rote Bude“ bei Nickelswalde, denn unser größtes Problem, das wir als Nächstes zu lösen hatten, bestand darin: Wie kommen wir über die Weichsel? Wenn wir das nicht schafften, wäre unsere ganze bisherige Flucht umsonst gewesen.

Auf vier Straßen bildeten Flüchtlingswagen, wie mein Vater schreibt, unendliche Schlangen. Nach Aussagen eines Majors war der unsrige der 700(!) Wagen und wir noch ca. 7 km von der Fähre entfernt.

Nun setzte wieder endloses Warten ein, ab und zu unterbrochen von ein paar Metern Bodengewinn. In 5 Tagen schafften wir ganze 4 km! Da hieß es plötzlich: “Die Fähren sind kaputt.“ Jetzt setzten sich alle Trecks in Richtung Dirschau, etwa 30 km südlich, in Bewegung. Dort sollte man auf der Eisenbahnbrücke die Weichsel überqueren können. Und das traf auch zu. Pioniere hatten Holzbohlen über die Bahnschwellen gelegt und befestigt, so dass Pferdefuhrwerke die Brücke benutzen konnten. Mitten in der Nacht fuhren wir über den unheimlichen schwarzdunklen Strom in der Tiefe. Etwas Licht bekamen wir von Bränden in Dirschau, die von einem Fliegerangriff am Vorabend zeugten. Gott sei Dank war die Straße durch den Ort noch passierbar.

Mein Vater schreibt: “So ungefähr 3 Uhr früh machten wir so etwa 5 km hinter der Brücke Halt. Quartiere gab es fast nie, auf dem Wagen sitzend bei Regen, bei Schnee und Frost, schliefen wir. Hier machten sich Nötzels dann selbstständig. Was waren wir doch froh! Frau Nötzel war unleidlich. Immer sollte ich ihr ein warmes Zimmer ausfindig machen.“ In Richtung Berent – Bütow fuhren wir weiter. Dann aber mussten wir ein

paar Tage Pause einlegen, damit sich die arg strapazierten Pferde etwas erholen konnten. Und als wir wieder aufbrachen, stellten wir schnell fest, dass wir merkwürdigerweise in Richtung Westen alleine unterwegs waren. Aber es kamen uns mehrere Militärkolonnen entgegen. Schließlich hielt uns ein Offizier an und fragte meinen Vater, wohin er denn wolle. "In Richtung Bütow." "Da werden Sie kein Glück haben. Der Feind ist bis zur Ostseeküste durchgestoßen. Wir sind eingekesselt und haben die neue Front nur 3 km hinter uns. Drehen Sie um und fahren Sie in Richtung Danzig!" Das taten wir dann auch, etwas anderes blieb uns ja gar nicht übrig, und kamen am Abend des zweiten Tages in der Vorstadt Ohra an. In einem Siedlungshäuschen fanden wir Unterkunft. Es wurde endlich einmal ein bisschen zivilisierter. Wir konnten uns gründlich waschen und saubere Kleidung anziehen. Ein ruhiger Abend im Warmen sollte es aber leider nicht werden, denn bald ging es mit dem ersten Fliegerangriff auf Danzig los. Damals erfuhr ich zum ersten Mal die Bedeutung des Wortes "Christbaum": Den Bombern flogen Flugzeuge voraus, die an Fallschirmen gebündelte Leuchtkugeln abwarfen. Sie erleuchteten den Himmel im Nu taghell und wiesen den Bomberpiloten den Weg zu ihren Bodenzielen.

Die Situation war wieder einmal sehr brenzlich. Ein Regen von Bomben ging nieder, darunter auch solche schweren Kalibers. Unser Häuschen wackelte von den Einschlägen in der Nähe nur so, wurde aber selbst nicht getroffen. Vergessen habe ich nicht einen älteren Mann, – einen einheimischen polnischen Danziger? –, der an einem Heizkörper unter einem Fenster Schutz gesucht hatte und immer wieder vor Angst rief: "O Boze! O Boze! – O Gott! O Gott!"

Am anderen Morgen machten wir, dass wir so schnell wie möglich aus der Stadt heraus aufs Land in die Weichselniederung kamen. In der Nähe unseres Häuschens hatte man an die dreißig Pferde an Bäume gebunden gehabt. Sie waren nach dem Angriff alle zerfetzt. Auf der nahen Mottlau hatten Bomben schwarze Muster ins Resteis gebrannt, wir fuhren vorbei an zerstörten oder abgebrannten Häusern. Als wir den Stadtrand erreichten, sahen wir, dass auch auffallend viele Einzelgehöfte getroffen worden waren. Auf einem Hof zogen gerade Leute ihr totes Vieh unter den Trümmern des Stalles hervor.

Die nächsten Tage verbrachten wir bei Bauer Krause in Krampitz. Der Hof lag nicht im Dorf, sondern wie andere Gehöfte auch allein in der Niederung. Nach meiner Erinnerung lebte der Bauer da mit seiner alten Schwester allein. Zum "Willkommen" kochten sie uns einen Topf Kar-

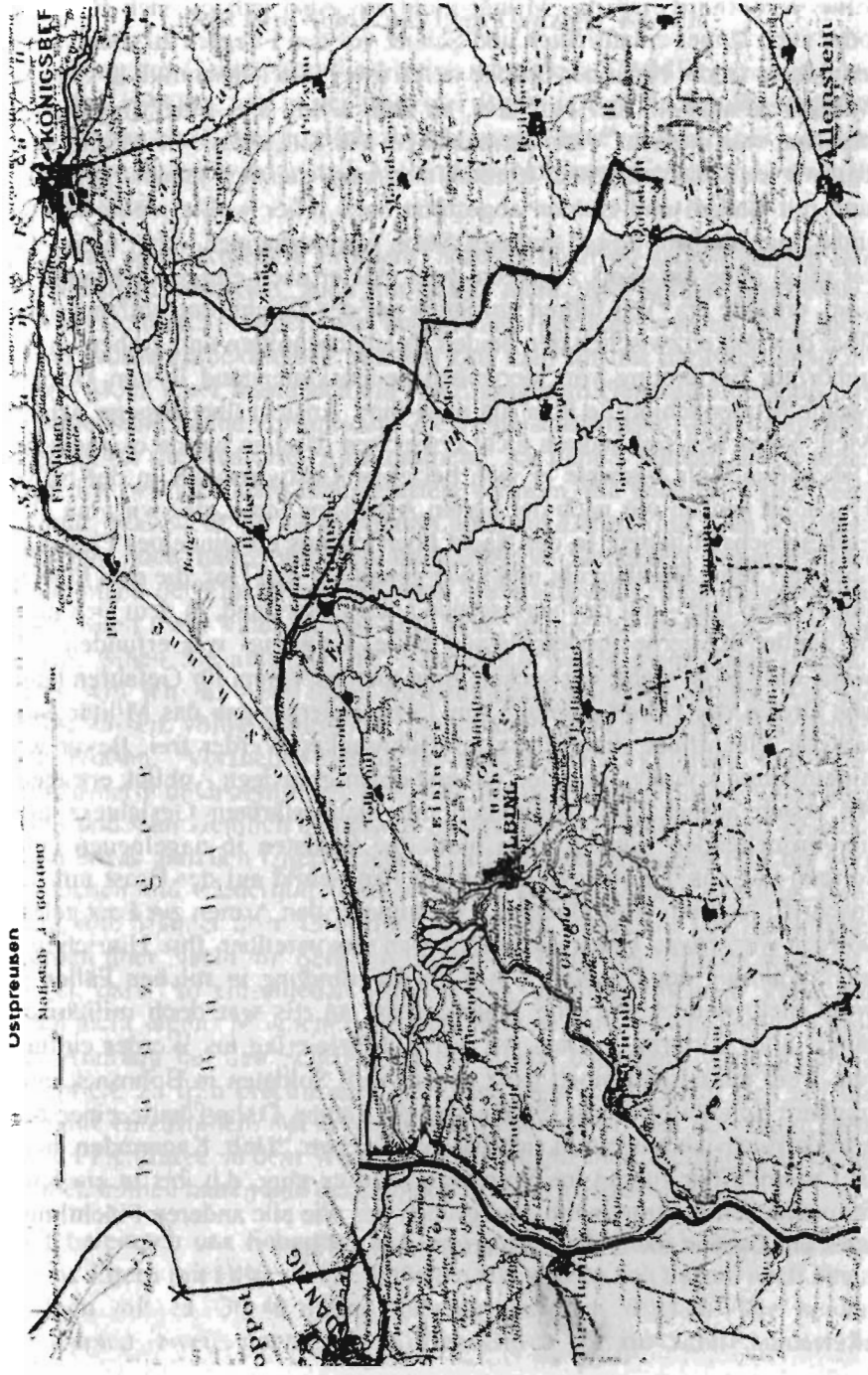
toffeln in viel Wasser und brachten ihn als Kartoffelwassersuppe ohne einen Tropfen Fett und ohne Salz auf den Tisch. Sie schmeckte dementsprechend. Da sagte mein Vater leise zu meiner Mutter: "Geh doch eben zum Wagen und hole eine Speckseite. Und dann brätst du in der Pfanne eine gehörige Portion. Mit gebratenem Speck wird uns das Essen wohl schmecken." Und so wurde es gemacht. Die beiden Alten waren über diese unerwartete Wendung der Dinge hochofrennt und langten ebenfalls kräftig zu.

Ich erwähne das Ganze nur, weil dieses Verhalten der Alten in schreiendem Gegensatz zur tatsächlichen Situation auf dem Hof stand: Man musste keineswegs am Hungertuch nagen, denn der Stall war voll schlachtreifer Schweine, von Rindern und Kälbern ganz zu schweigen, liefen mehr als zwei Dutzend Hühner herum. Man hätte sich also bedienen und gut essen können, in der Gewissheit, dass sich die Russen früher oder später alles holen würden. Und die Pointe des Ganzen: Bauer Krause freute sich wie ein Schneekönig, als er für einen Packen fast wertloser Reichsmarkscheine zwei Schweine an Soldaten verkaufen konnte, während der Kanonendonner der Front langsam immer lauter wurde.

Vom Hof in der Weichselniederung sahen wir fast jeden Abend Fliegerangriffe auf Danzig. Der Himmel war rot vom Widerschein gewaltiger Brände. Am letzten Abend unseres Aufenthaltes an diesem Ort brannte sogar der Turm der berühmten Marienkirche wie eine gewaltige, lodern-
de Fackel.

Im Bohnsacker Werder

Als uns die Granaten fast auf den Hof schlugen, mussten wir wieder weiterfahren. Das Mündungsgebiet der Weichsel war noch in deutscher Hand. Dahin zog es uns, und zwar in den äußersten Zipfel unmittelbar an der Ostsee, ins Bohnsacker Werder. Wir kamen aber nur bis zu einer Behelfsbrücke, die über die Danziger Weichsel hinüber ins Werder führte.



Ostpreußen

MAßSTAB 1 : 600 000

Eine Weiterfahrt ließ das Militär nicht zu. Also galt es, sich für Tage oder auch länger einzurichten und Schutz vor den Fliegern zu suchen und zu finden. In der Nähe der Brücke liefen zwei Deichabschnitte in spitzem Winkel zusammen. Der Hof dort, an dem schon drei Flüchtlingswagen standen, war meinem Vater zu unsicher. Ein Stück davon entfernt, stießen wir am Deich auf einen leeren Unterstand, den sich jemand gegraben und mit Balken und Bohlen abgestützt hatte. Hier wollte meine Mutter unbedingt bleiben. Sogar sauberes Stroh war vorhanden. Aber mein Vater ging, ohne ein Wort zu sagen, weg. Als er nach einiger Zeit zurückkam, erklärte er: "Wir fahren ein Stück auf der Deichkrone entlang, dann über den Acker zwischen den beiden Deichabschnitten und graben uns in gehöriger Entfernung von hier einen neuen Unterstand in den Deich." Meine Mutter schimpfte über die nach ihrer Ansicht überflüssige Arbeit. Mein Vater ließ sich jedoch nicht erweichen. Und so wurde es gemacht. Das nötige Holz besorgte er sich bei einer Gastwirtschaft in der Nähe. Erschöpft sanken wir nach der harten Arbeit ins Stroh, das wir vom Hof herbeigeschafft hatten. In der Nacht überflog uns ein einzelnes Flugzeug und warf seine Bomben ab, und zwar genau auf den Hof, die drei Flüchtlingswagen und – auf den verlassenen alten Unterstand, in dem sich meine Mutter so gerne niedergelassen hätte. Es klingt wie erfunden, ich weiß, aber es ist wahr: der sechste Sinn meines Vaters für Gefahren hatte uns Dreien das Leben gerettet! Am 1. Osterfeiertag gab das Militär endlich für Flüchtlinge die Brücke ins Bohnsacker Werder frei. Bevor wir hineinfahren konnten, mussten wir erst einen grausigen Anblick ertragen: An Ästen aufgeknüpft, baumelten mit blauverfärbten Gesichtern und hervorquellenden Zungen zwei blutjunge Soldaten in nagelneuen Uniformen vor uns. Die beiden trugen ein Pappschild auf der Brust mit der Inschrift: "Ich bin ein Plünderer." Was immer den Armen zur Last gelegt worden war, etwas Todeswürdiges schien unvorstellbar. Ihre Hinrichtung zur "Wahrung der Disziplin", wie die Begründung in solchen Fällen ja wohl hieß, mutete wie eine Wahnsinnstat an. Es war doch militärisch längst alles verloren. – Dass wir am 1. Osterfeiertag ins Werder einfuhren, weiß ich deshalb noch ganz genau, weil Soldaten in Bohnsack eine tragbare Schultafel an die Straße gestellt hatten, Darauf hatte einer mit großen Buchstaben weithin sichtbar geschrieben: "Halt, Kameraden, heut ist Ostern!" Wir fuhren ins Werder, soweit es ging, d.h. bis in ein Kiefernwäldchen in Strandnähe, und gruben uns wie alle anderen Flüchtlinge auch ein Loch in die Erde und hausten dort 8 Tage.

Mit dem Schiff aus dem Danziger Kessel

Bald ging das Gerede um, die Marine würde uns Flüchtlinge mit kleinen Schiffen abholen, uns in der Danziger Bucht auf große Schiffe umladen und dann nach Westen in Sicherheit bringen. Das Problem dabei war nur: es kamen immer wieder auch Meldungen von torpedierten und versenkten Schiffen.

Und das noch aktuellere Problem: Männer unter 60 Jahren durften den Kessel nicht verlassen, auch mit Schiff nicht. Alle sollten zum Volksturm. Demnach würden wir auseinander gerissen werden, und mein Vater würde zurückbleiben müssen. Das kam für uns natürlich nicht infrage. Mein Vater fasste sich ein Herz, ging zum Generalkommando und brachte seine Sache vor mit dem Ziel, eine schriftliche Ausnahmegenehmigung für die Ausreise zu bekommen: "Ich habe 7 Kinder. 3 von ihnen habe ich bei der Flucht übers Haffeis verloren, die anderen 3 sind beim Militär. Wer weiß, ob sie überhaupt noch am Leben sind. Den Jüngsten, den ich noch habe, will ich unbedingt in Sicherheit bringen." Der Hauptmann der Flüchtlingsbetreuung hörte sich alles ruhig an, erwiderte aber, wenn mein Vater einmal Luft holte, immer nur stereotyp: "Ich rate Ihnen, gehen Sie aufs Schiff!" Schließlich wurde mein Vater wütend: "Das will ich ja. Aber ohne Ausnahmegenehmigung ist das, wie Sie selbst wissen, völlig unmöglich." Schließlich entließ ihn der Offizier mit den Worten: "Versuchen Sie nachts aufs Schiff zu kommen. Die Feldgendarmerie untersteht mir." Etwas Schriftliches erhielt mein Vater aber nicht und kam ziemlich enttäuscht zu uns zurück. Gegen Abend geschah dann etwas gänzlich Unerwartetes: Ein Lautsprecherwagen fuhr bis vors Wäldchen und wiederholte immer nur die beiden Sätze: "Achtung, Achtung, alle Männer über 45 dürfen den Kessel verlassen! Die Flüchtlinge werden über Nacht mit Schiffen abgeholt." Hatte der Offizier schon gewusst, dass so entschieden worden war, durfte es meinem Vater nur noch nicht sagen? Möglicherweise befürchtete man, es würde ein zu großer Andrang bei den Schiffen, ja ein Chaos entstehen, wenn man die Nachricht zu früh brachte und die Leute mehr Zeit hatten, sich auf die Abfahrt einzustellen? Mein Vater war später davon fest überzeugt, dass viele Flüchtlinge in dem Wäldchen die Lautsprecherdurchsage gar nicht mitbekommen hatten und deshalb zur Abreise nicht erschienen.

Wir bereiteten uns fieberhaft auf sie vor. Aus Kartoffelsäcken machten meine Eltern mit Hilfe von Seilstücken Rucksäcke, ich bekam auch einen kleinen mit ca. 30-40 Pfund Gewicht auf den Rücken. Die beiden schleppten jeweils noch einen Koffer. Bevor wir zur Schiffslandestelle

aufbrachen, bat mein Vater Soldaten, sich um unsere Pferde zu kümmern. Er schreibt darüber: "Am schwersten war's mir, von meinen treuen Pferden zu scheiden. Bald hätte ich's nicht über mich gebracht und hatte schon beschlossen, bei ihnen zu bleiben. Mama und Walter wollten durchaus weg, und es ist auch richtig gewesen. Als wir am Hafen saßen, führte ein Soldat das Junge – ich hatte es noch nicht bemerkt – es war noch ein ganzes Stück weg. Es hatte mich aber bemerkt, und mit Gewalt wollte es von ihm weg und wiherte – da kamen mir die Tränen in die Augen“.

Die Flüchtlinge strömten auf einer Weichselwiese zusammen. Einen richtigen Hafen gab es da übrigens gar nicht. Die Feldgendarmerie hatte ein großes Viereck mit Eisenstangen und Seilen abgesteckt. Wie in einem Viehpferch standen die vielen Leute da und warteten, den ganzen Abend und fast die ganze Nacht lang. Neun Schiffe, hieß es, sollten kommen, aber es kamen gegen Morgen schließlich ganze drei. Die anderen hätten sich in Nebel und Dunkelheit verfahren, seien auf den Strand aufgelaufen oder hätten abgedunkelt die Einfahrt in die Danziger Weichsel einfach nicht gefunden, hieß es.

Bevor die Einschiffung erfolgen konnte, gab es noch große Spannung und Aufregung: Ein russisches Flugzeug, eine so genannte "Rata" (Nähmaschine), kam geflogen. Ein Soldat rief: "Keiner sieht nach oben!" Die Menschen standen unbeweglich wie eine schwarze Mauer und verhielten sich mucksmäuschenstill. – Das Flugzeug bemerkte uns nicht und flog weiter. Auf das erste der drei Schiffe, eine Art Landungsboot, wurden nur Verwundete verladen. Erst die beiden letzten waren für Flüchtlinge bestimmt. Die Einschiffung verlief so: Die Feldgendarmerie hob auf der schiffzugewandten Seite des Vierecks das Seil hoch, die Nahestehenden liefen in Richtung Schiff. Wenn man meinte, es seien erst einmal genug, wurde das Seil wieder gesenkt. Irgendwann beim letzten Schiff waren endlich auch wir an der Reihe. Meine Eltern rannten los, ich wollte, eingekleimt zwischen anderen Flüchtlingen ihnen nach, war aber zu langsam. Vor mir senkte sich wieder das Seil. Ich schrie und heulte. Da hob ein mitleidiger Soldat für mich noch einmal das Seil, und ich rannte zum Schiff. Als ich ankam, legte es gerade ab. Meine Eltern schrien: "Spring! Spring!" Ich sprang. Aber wegen des Gewichts auf meinem Rücken leider zu kurz und plumpste bis zu den Hüften ins eiskalte Wasser. Meine Eltern und andere packten mich und zogen mich aufs Schiff. Ich war also buchstäblich der letzte, der mit diesem Schiff das Bohnsacker Werder verließ. Ob danach noch weitere Schiffe kamen? Auf der Wiese blieben jedenfalls noch viele Wartende zurück, die nicht so viel Glück wie wir

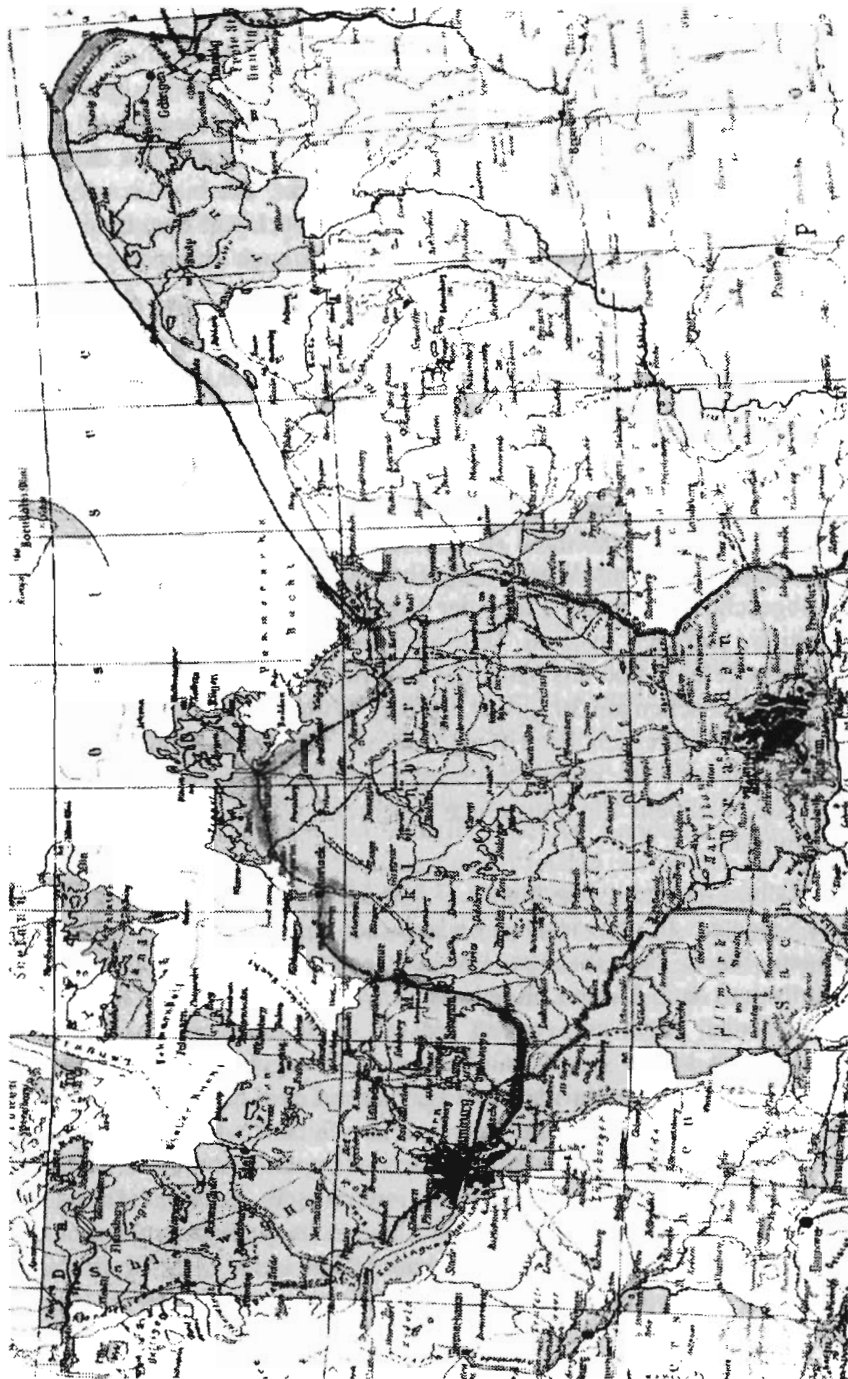
gehabt hatten.

In der Danziger Bucht steuerte unser Schiffchen auf ein riesiges 5.000 Tonnen-Frachtschiff, die "Mathias Stinnes" mit 15 Kriegsschiffen als Begleitschutz, zu. Mein Vater und ich waren schon mit Gepäck das Fallreep hochgestiegen und hatten das Deck erreicht. Da hieß es plötzlich "Fliegeralarm!" Meine Mutter war beim Restgepäck auf dem Landungsboot zurückgeblieben und durfte jetzt nicht mehr hoch kommen.

Den Fliegerangriff erlebte ich mehr als Abenteuer denn als Gefahr. Ich warf mich aufs Deck und verfolgte, auf dem Rücken liegend, was sich abspielte. Als erstes sah ich Marinesoldaten, die in katzenhafter Geschmeidigkeit die provisorisch auf Deck montierten Flaktürme hinaufkletterten und zu schießen angingen, was das Zeug hielt. Die leeren Granatkartuschen flogen nur so übers Deck. Ebenso feuerten die Begleitschiffe aus allen Rohren. Welle auf Welle griffen die Flugzeuge an, kamen aber wegen des rasenden Abwehrfeuers zu keinem gezielten Wurf. Alle Bomben fielen ins Wasser. Gesehen habe ich noch, wie ein Flugzeug abgeschossen wurde. Eines der Begleitschiffe erhielt einen Treffer Mittschiffs, zerbrach in zwei Teile und sank in Minutenschnelle. Viel hatte nicht gefehlt, und uns hätte das gleiche entsetzliche Schicksal wie die armen Menschen am 30. Januar auf der "Wilhelm Gustloff" ereilt.

Meine Mutter hatte den Angriff und die ins Wasser fallenden Bomben aus allernächster Nähe miterleben müssen und war mehr tot als lebendig, als wir sie, nachdem die Flugzeuge abgedreht waren, endlich an Deck holen konnten.

Die "Mathias Stinnes" war mit ca. 7.000 Menschen beladen, die Hälfte davon Soldaten. In den riesigen Laderäumen lagen sie dicht an dicht in muffigem Stroh. Hier machten wir zum ersten Mal in unserem Leben Bekanntschaft mit Läusen, Körperläusen wie Kopfläusen. Das Schiff wurde offenbar nicht zum ersten Mal als Evakuierungstransporter benutzt. Endlich setzte sich der Geleitzug in Bewegung. Gefahren wurde wegen der U-Boot-Gefahr nur am Tag. Erst auf dem Schiff erfuhren wir, dass unser Zielhafen Swinemünde war. Als wir dort angelegt hatten und die Ausladung beginnen konnte, mussten wir noch einmal eine sehr gefährliche Situation überstehen: Wieder einmal gab es Fliegeralarm. Überall im Hafen rannten sofort bald nur noch schemenhaft zu erkennende Gestalten herum und nebelten in wenigen Minuten alles ein. Ob es daran lag oder an etwas anderem: Bald löste die Entwarnung die aufge-



staute Spannung. Wir konnten schließlich unbehelligt mit unserem Gepäck von Bord gehen. Was uns auch hätte passieren können, erfuhren wir, als wir auf dem Kai standen. Neben der "Mathias Stinnes" lag, nur noch an den Mastspitzen zu erkennen, ein kleineres Schiff, das an einem der Vortage beim Ausladen von einem Fliegerangriff überrascht und versenkt worden war. Ein Marinesoldat sagte uns: "Da unten drin liegen noch Hunderte von Menschen, die es nicht mehr geschafft haben, aus den Laderäumen hochzukommen."

Mit dem Zug nach Schleswig-Holstein

Zur Weiterfahrt bis Lübeck lagen im Hafen kleinere Ausflugsboote bereit. Wir hatten schon auf einem unser Gepäck verstaut, als mein Vater noch einmal wegging. Er hatte gesehen, dass ganz in der Nähe Bahngleise waren, auf denen ein Güterzug stand. Er erkundigte sich beim Lokführer und erfuhr, dass der leere Zug für den Flüchtlingstransport bestimmt sei und bald abfahren werde. Da wechselten wir schnell in den Zug, und nach uns taten es dann auch viele andere Flüchtlinge. – Nach Kriegsende erfuhren wir aus der Zeitung, dass so manches Ausflugsboot seinen Zielhafen nicht erreicht hatte, sondern unterwegs versenkt worden war. Unsere Fahrt ging über Anklam, Greifswald und Stralsund zunächst bis Rostock. Hier wurden alle Männer aus dem Zug geholt, in den Bahnhofswartesaal gebracht und vor eine Kommission gestellt, die entschied, wer weiterfahren durfte und wer da bleiben und noch in letzter Minute zum Volkssturm musste.

Meinem Vater gelang offenbar ein sehr überzeugender Auftritt. Er erzählte wieder von seinen 6 verlorenen Kindern und seinem Wunsch, wenigstens den Jüngsten, der ihm allein geblieben war, in Sicherheit zu bringen. Der Feldwebel, der die Bescheinigung zu erteilen hatte, hob, während er ihm tief in die Augen blickte, den Stempel, und dann knallte er ihn aufs Papier: "Zur Weiterfahrt zugelassen." Die Männer, die dableiben mussten, fingen an zu murren: "Warum der und nicht auch wir?" Mein Vater griff, wie er später erzählte, blitzschnell nach seiner Bescheinigung und kam zu uns zum Zug zurückgelaufen. Ein paar Minuten später setzte sich der in Bewegung. Die Fahrt ging über Schwerin und Hamburg, das wir in gespenstigdunkler Nacht durchquerten, bis nach Meldorf in Süderdithmarschen. Man brachte uns in einer ausgeräumten Schule unter. Einige Tage später wurden wir in Heide durch eine Entlausungsbaracke geschleust, ausgerechnet an "Führers Geburtstag (20. April!)" auf die Anhänger von Traktoren geladen und ins endgültige Quartier gefahren. Unterwegs kamen wir in Eddelack an einer kleinen Leihbücherei

vorbei, wo jemand ein Führerbild mit Trauerflor in das sonst leere Schau-
fenster gestellt hatte. Gleichsam zur Illustration der damals schnell ver-
breiteten Geschichtslüge: "Unser Führer Adolf Hitler hat, an der Spitze
seiner Soldaten bis zum letzten Atemzug kämpfend, in Berlin den Hel-
dentod gefunden."

Unser Quartier – ein Zimmerchen für drei Leute – bekamen wir bei ei-
nem 77 Jahre alten Hagestolz mit Namen Ips in dem Dörfchen Dinger-
donn, das einige hundert Meter von der Geest entfernt auf einer alten
Sanddüne ("Donn" = Düne) im Marschland lag.

Unsere Flucht war zu Ende.

Nachbemerkungen:

Was war aus meinen 6 Geschwistern geworden? Gottlob darf ich sagen:
Alle 6 hatten den Krieg heil überstanden. Erwähnen will ich hier nur
kurz, wie es meinen beiden Brüdern und meiner Schwester ergangen war,
die wir bei der Flucht übers Haff verloren hatten. Sie hatten sich bis Dan-
zig durchgeschlagen. Meine Schwester wurde dort in ein "Auffangheim
für Mädchen" gegeben und dann, als der Danziger Kessel immer enger
wurde, noch rechtzeitig auf ein Schiff gebracht und ins Ostseebad Küh-
lungsborn in Mecklenburg evakuiert. Meine Brüder wurden auf der Halb-
insel Hela, voneinander getrennt, zu Marinehelfern ausgebildet. Das soll-
te ihr Glück sein, denn als der Danziger Kessel fiel, wurden sie mit
U-Booten nach Dänemark in Sicherheit gebracht.

Wie fanden wir uns wieder? Hier kommt noch einmal unsere Tante Anna
aus Hagen ins Spiel. Jeder von uns kannte ihre Adresse: Hagen in West-
falen, Böhler Str. 77. Als nach Kriegsende die Post wieder ging, schrie-
ben wir aus Schleswig-Holstein an sie, und meine Geschwister taten das
in Abständen auch. Und so fanden wir schnell wieder zusammen, und es
ging deswegen so reibungslos, weil ihre Familie überlebt hatte und ihre
Adresse noch die alte war.

Walter Schimmelpfennig,
Schönwiese / Rheinbach

Die Schriftleitung freut sich über jeden schriftlichen Beitrag für unser Heimatblatt. Je mehr Landsleute zum Inhalt beitragen, desto lebendiger wird unsere Zeitung sein.
--

In russischer Gefangenschaft

Ich bin in dem kleinen Dorf Eschenau, das in Ostpreußen zwischen Guttstadt und Allenstein liegt, geboren und habe dort meine Kindheit verlebt bis zu dem Tag, an dem die Russen in unser Dorf kamen.

Es war der 30. Januar 1945, und da war es mit der beschaulichen Ruhe in unserer Heimat schlagartig vorbei. Russische Truppen marschierten in unser Dorf ein. Schnell machten Berichte über Gräueltaten und Vergewaltigungen die Runde, und Angst und Schrecken hielten bei uns Einzug, so daß wir alle fluchtartig den Ort verließen. Bei Verwandten und Bekannten, die auf den so genannten Abbauten lebten, suchten wir Zuflucht, um uns zu schützen. Doch die Rettungsaktion hatte nur für wenige Tage Erfolg. Bereits am 8. Februar erschienen dort einige Soldaten, die uns Frauen aufforderten, ihnen zu folgen, um etwa zwei Stunden für sie zu arbeiten. Aus den zwei Stunden sollten für mich drei Jahre werden. Voller Grausen erkannten wir schnell, daß wir zu einer Sammelstelle geführt wurden, wo wir mit anderen Leidensgenossinnen zusammentrafen. Unter Bewachung russischer Soldaten, die mit aufgeflepptem Bajonett immer in unserer Nähe waren, mußten wir im großen Trupp marschieren. Dieser Marsch dauerte einige Tage und führte uns immer weiter von unserer Heimat fort. Menschenunwürdige Notübernachtungen wurden uns geboten, Verpflegung gab es keine. Furcht und Hunger waren unsere Begleiter. Einzig den Durst konnten wir mit Schnee stillen. Völlig erschöpft kamen wir dann in Zichenau an, ohne jedoch zu ahnen, was uns noch erwarten würde. Zunächst wurden wir in ehemaligen Siedlungshäusern, die in der Nazizeit gebaut worden waren, untergebracht. Die Türklinken waren zur Sicherheit von den Russen abgeschraubt, so daß wir eingesperrt waren. Endlich gab es etwas zu essen; pro Person zwei Scheiben trockenes Brot und etwas Kohlsuppe! Das Wasser mußten wir aus einem nahen, aber verschmutzten Teich holen, natürlich immer mit den Soldaten im Nacken. Auch unsere dringenden Bedürfnisse wurden unter Bewachung verrichtet. In kleinen Gruppen brachte man uns zu einem extra angelegten Donnerbalken, denn die Bäder und Toiletten waren völlig verschmutzt und mußten erst von einigen von uns gereinigt werden. Zwei Wochen lebten wir hier auf engstem Raum zusammen, erlebten Tod, Geburt sowie Krankheit, Hunger und Verzweiflung.

Am 3. März brach dann die zweite Etappe an. Wieder wurden Einige von uns aufgefordert mitzugehen, so auch ich. Meine Schwester wurde von mir getrennt, und eine Kusine hatte die Tortur in Zichenau nicht überlebt. Am Bahnhof stand ein Güterzug für uns bereit. Etwa 44-48 Personen

wurden in einen Wagon gepfercht. Die Wagons waren mit hölzernen Stellagen ausgerüstet, die uns als Betten dienten. In der Mitte des Wagens befand sich eine Holzrinne als Toilette. Einen Ofen gab es nicht, und so mußten wir uns gegenseitig wärmen. An jedem zweiten Tag gab es zwei Scheiben "luftgetrocknetes" Brot, also alt und knochenhart! Natürlich wurden die Wagons von außen verriegelt, so daß wir nicht flüchten konnten, aber auch nichts von der Außenwelt sahen. Vier Wochen Fahrt mußten wir so ertragen, und nur ab und zu wurden die Türen geöffnet, um die Toten zu entsorgen. Niemand von uns wußte, wohin man uns brachte. Am 1. April schließlich – es war der erste Osterfeiertag – hielt der Zug an, und die Türen gingen auf. Endlich durften wir aussteigen, und das erste, was wir sahen, war Schnee und nochmals Schnee.

Ausgemergelt und erschöpft stapften wir los. Irgendwann sahen wir den hohen Zaun eines Gefangenenlagers. Die Baracken auf dem Gelände sollten unsere Behausung sein. Bitterkalt war es darin, denn der kleine Ofen vermochte keine Wärme zu spenden. Unsere Betten, einfache Holzpritschen, waren zum Teil mit Schnee bedeckt. In der Nacht lagen wir jeweils zu zweit auf einer Pritsche, um nicht zu erfrieren. Zur Begrüßung erhielten wir ausnahmsweise zwei Scheiben Brot und einen halben Hering. Drei Wochen durften wir ausruhen! Aber jeden Tag mußten wir auf dem Hof antreten und in der Eiseskälte Sibiriens stundenlang warten, bis wir einige Male gezählt waren. Die Schwächsten von uns haben diese Zählappelle leider nicht überstanden.

Am 20. April wurden dann diejenigen, die noch als arbeitsfähig befunden wurden, zur Arbeit eingeteilt. Ich kam dann mit anderen Frauen in eine Schachanlage. Drei Frauen und ein Mann waren in einer Gruppe. Jeder bekam eine Handlampe und eine Schaufel. Unter Bewachung mußten wir noch eine endlose Strecke laufen, bis wir zu einer Holzhütte gelangten. Dort ging es dann hinunter in die Dunkelheit. Auf alten wackeligen Leitern, die vom Kohlenstaub bedeckt waren, mußten wir ca. 130 m in die Tiefe klettern, dabei hatten wir immer die Todesangst im Nacken. Etwa ein Jahr lang war dies unser Alltag. Dann hieß es Zusammenlegung, da inzwischen viele Personen unseres Lagers an Entkräftung, schlecht behandelten Infektionskrankheiten u.ä. verstorben waren. Wir wechselten das Lager und wurden mit anderen Leidensgenossen zusammengelegt.

Ein neues Lager bedeutete auch eine neue Arbeit. Für viele von uns wurde nun eine Glasfabrik zur Arbeitsstelle. Andere mußten alle möglichen Gelegenheitsarbeiten verrichten. Aber auch in einem Lager mit politisch verdächtigen Gefangenen wurden Frauen für verschiedene Innenarbeiten

benötigt. Für einige Monate führte ich nun das Leben einer Notkrankenschwester in dem nur dürftig eingerichteten Krankenhaus. Doch das nächste Lager wartete wieder auf Schachtarbeiter, und so ging es dann erneut Untertage, lange Fußmärsche und körperliche Schwerstarbeit bestimmten wieder mein Leben. Eine Verbesserung in diesem Schacht war jedoch die Beleuchtung; wir erhielten eine Schirmmütze, an der die Lampe befestigt werden konnte, so hatte man die Hände frei für eine Öllampe, um damit die Schüttelrutsche in Gang zu halten. Dieser Schirmmütze verdanke ich es schließlich, daß ich bei einem Unfall im Schacht von einer schweren Gehirnerschütterung verschont wurde und als leichterer Fall davon kam. Ein zweiter Unfall traf mich jedoch beim Bedienen der Sprengmeisterin: ein Stück Kohlegestein durchschlug meine Hose und blieb im Becken stecken – eine Narbe erinnert mich heute noch daran. Im weiteren Verlauf meiner Gefangenschaft litt ich noch unter einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung, in deren Folge man mir später 30 % Kriegsbeschädigung zuerkannt hat.

Am 1. Dezember 1948 wurde die Militärbewachung des Lagers abgezogen, dafür wurde dann eine Bewachung durch Zivilkräfte eingesetzt. Unsere Lebensbedingungen wurden etwas lockerer und leichter. Die meisten Gefangenen wurden zur Arbeit beim Neubau von Häusern eingesetzt, die Männer, die mit einer Maurerkelle umgehen konnten, als Maurer, alle anderen, gleich ob Männer oder Frauen, als Handlanger und Hilfsarbeiter. Wir mußten lernen, Mörtel zu rühren sowie Zement, Wasser und Sand in großen Bottichen mit dem Spaten zu vermengen. Hatten die Maurer ihr Soll erreicht, wurden ihnen jetzt sogar einige Rubel ausbezahlt. Hin und wieder fielen dann auch einige Rubel für uns ab – ein lange entbehrt Luxus. Da niemand in der Einöde Sibiriens die Flucht versuchte, gönnte man uns inzwischen auch arbeitsfreie Tage. An solch einem Tag durften wir, natürlich nur mit vorher eingeholter Erlaubnis, in die nahe gelegene Stadt gehen und unser "Vermögen verprassen". Die Ausgehzeit war jedoch festgelegt, und wir mußten uns pünktlich wieder zurückmelden. So verging der Sommer 1949 einigermaßen erträglich.

Anfang September 1949 kam dann die Parole: Heimfahrt! Wir glaubten schon gar nicht mehr daran – nach mehr als 4 ½ Jahren hatten wir die Hoffnung beinahe aufgegeben. Und doch wurde es eines Tages wahr. Die Lagerleiter erschienen mit Listen auf dem Hof, und einige Namen wurden verlesen. Ich konnte es kaum glauben, als auch mein Name genannt wurde. Schnell waren die wenigen Habseligkeiten gepackt, und freiwillig bestieg man dieses Mal den Zug. Zunächst ging die Fahrt nach Kemerowo zur Hauptkommandantur, wo wir noch einmal einige Tage verbringen

mußten. Wieder wurde gesiebt und leider mußten einige von uns im Lager zurückbleiben, weil sie angeblich weibliche Wehrmachtsangehörige gewesen waren, so genannte Blitzmädel oder Nachrichtenhelferinnen.

Endlich am 3. Oktober wurden wir wieder in Wagons verladen, und der Zug ging von Kemerowo in Richtung Heimat; dieses Mal mit geöffneten Türen, so daß wir die Fahrt etwas genießen konnten. Es ging zunächst durch den Ural und über die Wolga, dann vorbei an Moskau, wo wir die Türme des Kreml sehen konnten, und schließlich bis Brest. Da dort die Spur der Bahn wechselte, wurden wir umgeladen. Hier hieß es Abschied nehmen, denn einige von uns fuhren in die alte Heimat Ostpreußen zurück. Da das Gebiet nun unter polnischer Verwaltung lag, mußten sie die polnische Staatsangehörigkeit annehmen. Wir anderen, die nach West- oder Ostdeutschland umsiedeln wollten, fuhren weiter bis Frankfurt an der Oder, wo wir nach langer Zeit wieder in richtigen Betten schlafen durften. Dann erfolgte die Aufteilung nach einzelnen Zonen, die damals noch bestanden: amerikanische, englische, französische, russische. Für die Neubewohner der englischen und der französischen Zone ging es weiter mit dem Zug bis Heiligenstadt. Ich selbst hatte als Ziel die Anschrift meines Bruders im heutigen Leverkusen-Opladen angegeben und stand deshalb auf der Liste Nordrhein-Westfalen, also englische Zone. Es folgte eine weitere Übernachtung, und am anderen Tag brachte man uns zum Lager Friedland, dem Durchgangslager für Heimkehrer. Dort wurden Untersuchungen und Vernehmungen durchgeführt. Wir wurden zu Mißhandlungen und auch zu Deutschen, die als ehemalige Gruppenführer in den Gefangenenlagern eingesetzt waren, befragt. Nach endlos scheinenden Tagen hatte ich dann endlich den Entlassungsschein, eine Fahrkarte nach Opladen und 40 DM Begrüßungsgeld in der Hand – Ich war endlich frei!

Alleine, auf mich gestellt, suchte ich dann mit fünf anderen Heimkehrerinnen den Bahnhof Friedland auf. In unserer armseligen Kleidung fielen wir natürlich den Mitreisenden in die Augen. Unsere Garderobe bestand aus Wattejacken, alten Soldatenhosen sowie leichten flachen Schuhen (Tapeschen genannt). Der Anblick löste bei den Reisenden Mitleid aus. Spontan öffnete ein sehr gut gekleideter Herr seinen Koffer und förderte einen Sandkuchen zu Tage, den er unter uns aufteilte. Ich denke, so gut hat uns allen nie wieder ein Kuchen geschmeckt. In Solingen-Ohligs mußte ich eine Stunde auf den Anschlußzug warten. Bahnangestellte kümmerten sich sofort um mich, holten mich in ihre Kaffeestube und bewirteten mich mit Bohnenkaffee und Butterbrot. Gut gestärkt erreichte ich dann am 24. Oktober 1949 morgens gegen 6 Uhr schließlich

Opladen und konnte dort meinen Bruder Josef und die zukünftige Schwägerin endlich begrüßen. Wenige Tage später kam dann auch meine Schwester Luzia aus Russland zurück, und der Start in der neuen Heimat konnte beginnen.

Das Lagerleben

Hin und wieder konnten wir für eine kurze Zeit das harte Lagerleben etwas vergessen. Zum Beispiel war der erste Mai ein Feiertag. Alle Russen lieben die Musik; sie spielten auf einer Ziehharmonika immer wieder gerne das Lied der 99 Strophen, dabei tanzten sie dann auch gerne und ließen uns daran teilhaben. Da es auch Soldaten-Lager gab, wurden wir Frauen ausgesucht und auf Lastwagen zu den Männern gefahren. Ein paar Stunden Musik und Tanz erwarteten uns dort. Auf Rasenplätzen wurde froh getanzt und auch gelacht; dann ging es wieder zurück und zum Alltag über.

Der Alltag im Lager brachte natürlich große und kleine Sorgen mit sich. Das Hauptproblem war die Bekleidung. Wir bekamen als Unterwäsche ehemalige Soldatenunterwäsche zur Verfügung gestellt, die z.B. aus langen Unterhosen und Hemden mit Bändchen an Armen und Beinen zum Zubinden bestand. Die Wäsche, die für uns nicht mehr verwendbar war, wurde den Verstorbenen angezogen, damit sie nicht nackt und bloß in die Erde gelegt werden mußten. Anstelle von Strümpfen bekamen wir weiße Leinen-Fußlappen. Die Männer tauschten ihre Fußlappen öfter mit uns gegen etwas aufgesparten Tabak, der manchmal in kleinen Portionen verteilt wurde (das Papier dazu spendierten die Russen, wenn sie selbst genügend hatten). Aus diesen Lappen zauberten wir uns zum Teil Sonntagsblusen. Eine Schneiderin, die die Wäsche flicken durfte, gab uns gute Anleitung dazu.

Immer wieder entwickelten wir in der Not Ideen, um das Leben etwas erträglicher zu gestalten. In der Glasfabrik fielen uns öfter Soda- und Sulfatsäcke auf; wenn sich die Gelegenheit bot, wurden die Nähte schnell aufgetrennt, und wir hatten dann schönes Baumwollgarn, aus dem wir dann Söckchen strickten. Die Stricknadeln machten uns die Männer aus Draht, der irgendwo gefunden wurde, zurecht.

Als Arbeitsschuhe bekamen wir ausgediente hohe Männerschuhe; im Winter mußten sie abgegeben werden, und wir bekamen als Ersatz Filzstiefel mit schrägen Absätzen.

Weihnachten 1947 und 1948 konnte wir unter dem Tannenbaum feiern. Da man inzwischen mit der russischen Bevölkerung Beziehungen aufge-

baut hatte, bekamen wir barmherzigerweise jeweils die Bäumchen von ihnen geschenkt. Der Schmuck wurde dann aus Watte und Papier hergestellt. Sogar Plätzchen gab es! Hartgefrorene Kartoffeln, in Scheiben geschnitten, wurden an die Türen unserer Steinöfen geklebt. Waren sie gar, fielen sie braungebrannt herab. Um unsere Geburtstage nicht ganz zu vergessen, wurde vorher schon alles gespart, was man bekommen konnte, um ein kleines Fest zu veranstalten. Wenn wir Glück hatten und Kartoffeln, Rote Beete, Mohrrüben o.ä. von Zivilpersonen geschenkt bekamen, konnten wir daraus die herrlichsten Torten fabrizieren. Versuchte man jedoch Kartoffeln oder Kohl anderweitig zu organisieren und wurde dabei erwischt, so ging es böse aus.

Da die Kräfte mit der Zeit bei allen nachließen, kam jemand auf die Idee, aus Fichtennadeln, die im Sommer frisch im Wald gesammelt wurden, einen wohlschmeckenden Tee zu kochen. Er hatte den Namen: Dr.Kuchaleks Gesundheitste. Vor jedem Essen mußte ein Becher getrunken werden. Wer den Tee nicht trinken wollte, für den gab es keinen Hirsebrei (Kascha). Immer wieder bewahrheitete sich das Sprichwort: Not macht erfinderisch! Unser Einfallsreichtum hat uns in der langen und schweren Zeit unser Leben bewahrt und oft auch ein bißchen erträglicher gemacht.

Angelika Kotthaus, geb. Armborst,
Eschenau / Leverkusen

Treue Gefährten

Vor einiger Zeit fiel mir das Gedicht „Zum Gedächtnis der Tiere“ von Agnes Miegel in die Hände. Sein Inhalt hat mich tief bewegt und ange-regt, unserer letzten treuen Begleiter zu gedenken. Von „Specht“ und „Jumbo“ soll die Rede sein, zwei Pferden, die mit uns im Treck nach Schleswig-Holstein gelangten. Meine Erinnerungen mögen auch ein Stück Zeitgeschichte widerspiegeln, Geschehen und Ereignisse, die sonst völlig in Vergessenheit geraten.

Es war zu Beginn des Krieges auf dem Pferdemarkt in Guttstadt. Mein Vater als amtlich bestellter Pferdeschätzer musste u.a. jene Pferde taxieren, die für die Wehrmacht requiriert wurden, und mit dazu beitragen, dass die Bauern angemessen bezahlt wurden.

Da fällt sein Auge auf einen wunderschönen Fuchswallach, ca. drei Jahre alt, Halbschlag, schön gezeichnet, makellos in Form und Farbe. Und

während er den Goldfuchs begeistert lobt, sagt der Züchter, Bauer Mischke aus Noßberg, so ganz nebenbei: „Daheem steht noch sein Vollbruder, dä sitt genau so aus, aber man mit eenem weiße Been!“ So kaufte mein Vater dann beide Pferde, und wir besaßen fortan ein sehr respekta- bles Fuhrwerk.

Das Jahr 1945 kam heran. Gemeinsam mit zwei Frauendorfer Familien flüchteten meine Mutter und ich mit Trecker und Anhänger zu einem verabredeten Gut in Pommern; mein Vater musste in Drewenz zurück- bleiben (Volkssturm), wollte aber sobald als möglich nachkommen.

In der Nacht vom 30./31. Januar 1945 klopfte Landrat Hundrieser mit Frau in Drewenz ans Schlafzimmerfenster und berichtete voll Schrecken, dass die Russen im Begriff seien, Heilsberg zu besetzen. Noch vor Mor- gengrauen brach mein Vater auf, begleitet von unserem Mädchen und ei- nem Polen. Ein kleiner Wagen, bespannt mit den beiden Füchsen, war das Fluchtgefährt.

Die apokalyptische Haffüberquerung ist sattsam bekannt. In der Dunkel- heit, bei gurgelndem Wasser und Eisschollen, schnaubten und zitterten „Specht“ und „Jumbo“ vor Angst. Mein Vater nahm sie vorne beim Half- ter und redete beruhigend auf sie ein, während der Pole den Wagen lenkte.

Aber alles ging letztlich gut, und wir sahen uns in Dubberow/Pomm. wieder. Nach drei Wochen hieß es wieder aufbrechen. Unzählige Trecks quälten sich entlang der Küste in Richtung Wollin, alle Straßen waren völlig verstopft. Von Süden her waren die Russen schon bis Stettin vor- gestoßen. Da ich schwer krank und meist besinnungslos hinten im An- hänger lag, sollte ich möglichst schnell ins Krankenhaus in Swinemünde gebracht werden. Um schneller vorwärts zu kommen, fuhren wir mit dem Treckergespann einer Militärkolonne nach und ließen das Pferdefuhr- werk im Flüchtlingsstrom zurück.

In Swinemünde bezogen wir Quartier in einer Brauerei, die an der Ein- fallstraße von Wollin lag. Eines Morgens stand mein Vater wieder ein- mal am Fenster und schaute auf den endlosen Treck, da gab es einen Stau, und vor dem Haus hielt – unser Fuhrwerk. Für diesen Tag war die Weiterfahrt bestimmt, ich lag inzwischen im Krankenhaus und meine Mutter wollte bei mir bleiben. Es war der 12. März 1945. Die Pferde mussten neu beschlagen werden, darum wurde Josef mit ihnen in die benachbarte Schmiede geschickt. Da dort großer Andrang herrschte, ritt Josef in eine entferntere Schmiede. Um die Mittagszeit verfinsterte sich der Himmel, anglo-amerikanische Bomber warfen ihre todbringende Last auf das kleine Swinemünde, das mit Flüchtlingen und Verwundeten voll- gestopft war. Unzählige Menschen fanden den Tod. Nach dem Angriff

stellten wir mit Erleichterung fest, dass unsere Fahrzeuge im Hof unbeschädigt geblieben waren; aber die benachbarte Schmiede gab es nicht mehr. Dann kam Josef angeritten, den Kopf bandagiert, aber nicht schwer verletzt, die beiden Pferde übersät mit kleinen Fleischwunden, entstanden durch herumfliegende Bombensplitter. Dann brachen wir auf, immer weiter gen Westen. Der Pferdewagen wurde an den Anhänger gekoppelt, der 14-jährige Hans Thiel und Josef ritten hinterher. Die Fahrt durch Mecklenburg verlief ohne Zwischenfälle. Am 24.3.1945 endete die Flucht in Dauenhof, Kr.Segeberg in Schleswig-Holstein. Untergebracht wurden wir auf einem Bauernhof, zwar mehr schlecht als recht, aber wir wohnten bei lieben Menschen.

Kurz vor Kriegsende erschien der Bürgermeister von Hohenfeld, um die Pferde für die Wehrmacht zu beschlagnahmen. Mein Vater tobte vor Wut und drohte, sie eher zu erschießen als abzugeben, und der Bürgermeister musste unverrichteter Dinge abziehen.

Unsere Pferde arbeiteten fortan in der Landwirtschaft mit unter der Ägide von Papa, der den Hof führte. Nur die Futtergrundlage war nicht gegeben, und Futter dazukaufen war nicht möglich. Bisweilen wurde ein Fuchs vor die hofeigene Gouvernenskutsche gespannt, um kleine Fahrten zu unternehmen. Doch auf die Dauer konnten wir die Pferde nicht behalten; aber ein Verkauf kam nicht infrage, zumal eine Währungsreform bevorstand.

Die Ostpreußische Stutbuchgesellschaft nahm sich dahingehend der Flüchtlingspferde an, als sie landwirtschaftliche Betriebe ausfindig machte, die Pferde gegen ein monatliches Entgelt leasen konnten. So bekamen wir die Mühle Schutt in Görbelheim bei Friedberg / Hessen zugewiesen, die Arbeitspferde suchte.

Im heißen Sommer 1947 brachen wir auf. In Dauenhof kletterten Tiere und Menschen (mein Vater und ich) in einen bestellten Wagon, versehen mit reichlich Futter und Proviant. Und dann ging es mit Güterzügen quer durch Deutschland, mehr standen wir, als wir fuhren. An der Grenze zur amerikanischen Zone schaute ein farbiger Soldat zu uns herein und verschwand nach Durchsicht der Frachtpapiere. Zum Schluss waren wir plötzlich im Kasseler Hauptbahnhof. Wir öffneten die Türen, und als die Menschen auf dem Bahnsteig meiner ansichtig wurden, kam die neugierige Frage: "Fräuleinchen, sind Sie vom Zirkus?" Die Fahrt dauerte länger als vorgesehen, wir hatten zum Schluss weder Stroh- noch Heuballen mehr, um die Pferde zu füttern oder uns darauf zu setzen. In Friedberg wurden wir ausgeladen und machten uns zu Fuß auf den Weg, die Pferde hinter uns her ziehend. Wir wurden mit unerwarteter Gastfreundschaft empfangen und konnten uns zwei Tage in einer herrschaftlichen Villa

ausruhen. Ehe wir abfuhrten, gingen wir zum Abschiednehmen in den Stall, Papa umarmte und liebkostete seine Fühse, bitterlich weinend, er konnte sich kaum losreißen, und auch die Pferde spürten seine große Traurigkeit.



Vor der Währungsreform erhielten wir statt Geld dann und wann ein Holzkistchen mit feinem Weizenmehl und Grieß, in damaliger Zeit eine Kostbarkeit, und da uns genügend Milch zur Verfügung stand, konnten wir uns immer an Grießbrei und Klunkermus satt essen.

Nach der Währungsreform erhielten wir dann monatlich ein paar Mark, die wir gut gebrauchen konnten.

Als sich im Nachhinein alle Pläne zerschlugen, eine Pachtung zu übernehmen, willigte mein Vater schweren Herzens in den Verkauf der Pferde an den Mühlenbesitzer ein.

Das Foto, 1951 aufgenommen von Tierzuchtdirektor Vogel am 7.8.1951 in Görbelheim sind ein letztes Andenken.

Elisabeth Groß, geb. Parschau,
Drewenz / Bergisch Gladbach

Zum Gedächtnis der Tiere

- Agnes Miegel -

*Es sanken in der Heimat zu Asche Stadt und Ordensdom,
Und Kahn und Prahm und Schlitten versank in Haff und Strom.*

*Wie leere Waben starrten verlassen Laubenhaus und Dorf:
Der Scheune Erntesegeu verschwelte wie im Moor der Torf.*

*Die Distelflocken deckten wie Leichenlaken Feld und Flur,
Und Schnee und Wölfe leckten Gebein von Mensch und Kreatur.*

*Die Gott mit uns erweckte aus gleichem, grünem Heimatland,
Mit deren Sein und Werden er unser Sein verband.*

*Was bellend uns begrüßte, Treue, die niemals trog,
Die froh zu Fest und Jagen und still mit uns ins Elend zog, -*

*Was weich mit leisem Schnurren um unsre Knie strich
Und aus dem warmen Stalle zur Milch in warmer Küche schlich, -*

*Und was in grüner Koppel an seiner edlen Mutter sog,
Was spielerisch und schnobernd sein Fohlenhaupt durchs Gatter
bog, -*

*Was über braunen Acker geduldig zog den schweren Pflug,
Und auf vereisten Wegen im Treck uns von der Heimat trug, -*

*Was in den Weidegärten am Erlenbach zur Tränke ging,
Schwarzweiße Herdbuchherde, der schwer von Milch das Euter
hing, -*

*Und was beim Morgensterne erwachte, wenn der Hof noch schlief,
Und Herr, Gesind und Herde laut kräehend an ihr Tagwerk rief, -*

*Was flaumige Kleine führte durch blühender Wiese Gräserhain,
Noch fremde Brut betreute, lockend, als wäre sie sein, -*

*Was abends in den Zweigen geleuchtet mit dem Purpurkamm,
Was schnatternd, weiß und daunig auf blankem Teich und Tümpel
schwamm, -*

*Was Leid und Freude teilte mit Herr und Hof im alten Heim,
Was summend aus den Linden eintrug den goldnen Honigseim, -
Von altersher den Unsern so lieb wie gute Geister war, -
Glückbringende Gefährten wie auf dem First der Adebar, -*

Sie alle, uns gegeben zu Dienst und Ruhm in unsre Hand,
Sie alle sind vergangen in Angst, in Not, in Blut und Brand!

Der sie wie uns erweckte, zählte auch ihren Todeshauch,
Der Unschuldig-Gestorbenen, hilflos am Weg-Verdorbenen, -
O Welt, gedenke ihres Leidens auch!

Weißt du wohin.....?

Unsere Flucht vor der Roten Armee hatte uns – meine Mutter und mich – 1945 bis nach Sachsen geführt. Dort erlebten wir das Kriegsende und die Übernahme Sachsens durch die Sowjets von den Amerikanern. Wir richteten uns dort, so gut es ging, erst einmal ein und wollten die weitere Entwicklung abwarten.

1945 gab es dann einen wunderschönen Sommer, in dem wir uns von den vorausgegangenen Strapazen und Schrecknissen trotz aller Wirrungen doch ein wenig erholen konnten. (s. Heimatbrief für den Kreis Heilsberg, Nr.12, 2003/04, S. 84 ff.). Ursprünglich hatten wir geglaubt, dass hier unsere Flucht zu Ende wäre. Aber es kam dann doch ganz anders, und darüber will ich im Folgenden berichten.

Eines Tages, es war so Anfang September 1945, die Ernte war gut ausgefallen, denn wir hatten einen schönen Sommer gehabt, die Felder waren bis auf die Kartoffeln abgeerntet, da kam mein Schwager aus englischer Gefangenschaft nach Hause. Plötzlich war er da! Wir waren alle sehr froh, endlich einen Mann in der Familie zu haben. Nun fehlte nur noch mein Bruder, der wahrscheinlich in Italien in amerikanische Gefangenschaft geraten war. Wir hatten noch nichts von ihm gehört. Zwei Wochen später kam aber auch Herbert aus der Gefangenschaft. Gertrud war sehr glücklich, dass ihr Mann wieder bei ihr war. Später sollte sich herausstellen, dass sich die frühe Entlassung der beiden Männer für uns alle zu einem einmaligen Vorteil für unsere Zukunft entwickeln sollte.

Beide Männer – mein Schwager und Herbert – hatten sich sehr schnell angefreundet. Darüber waren wir Frauen sehr froh. Wir stellten mit der Zeit fest, dass die beiden immer etwas vorhatten. Sie taten auch ziemlich geheimnisvoll, waren oft einen ganzen Tag unterwegs, und wenn wir sie so nach und nach einmal befragten, wo sie gewesen sind, hieß es immer: „Wartet man ein bisschen ab.“ Aber eines Tages war es dann so weit,

plötzlich informierten sie uns: „Also, wir haben in der letzten Zeit Erkundigungen eingezogen, Beobachtungen vorgenommen und sind zu dem Entschluss gekommen, dass wir hier bei den Russen nicht bleiben wollen. Wir gehen über die grüne Grenze nach Westen.“ Merkwürdigerweise hatte keiner von uns etwas dagegen, und so konnten unsere Vorbereitungen für die nächste Flucht beginnen. Nur meine Schwägerin wollte hier bleiben, bis ihr Mann, also mein Bruder, nach Hause kommt.

Es war Anfang Oktober, und die Nächte wurden immer kälter. Kurz vor unserer Abreise hörten wir von unserer Schwägerin, dass ihre Eltern in Gelsenkirchen bei ihren Verwandten untergekommen waren, und ihr Vater würde sie demnächst im Rahmen der Familienzusammenführung holen. Das war gut! Auch mein ältester Bruder war mit seiner Familie in Sicherheit. Er war schon im Oktober 1944, als die Elchniederung geräumt wurde, nach Zwickau in Sachsen gekommen. Am Anfang hatten wir nicht viel Kontakt miteinander, weil kaum Züge fuhren und auch Briefe nicht immer ankamen; aber wir hatten erfahren, dass es der Familie, den Umständen entsprechend, einigermaßen gut ging; ja, für uns wurde es somit Zeit, von Sachsen, dieser schönen Gegend und den freundlichen Menschen Abschied zu nehmen, wenn wir noch vor dem Winter einbruch eine Bleibe bekommen wollten. Die Männer hatten also in der Zeit, in der sie oft unterwegs waren, ausgekundschaftet, wo und zu welcher Zeit wir die Grenze passieren mussten. Auf der Ostseite gingen ja die Russen und auf der Westseite die Amerikaner Kontrolle. Sie kontrollierten immer zu einer bestimmten Zeit.

Natürlich wollten wir auch möglichst viel von unseren Sachen mitnehmen, die wir in Kartons, Kisten und Koffern gehortet hatten. Die beiden Männer hatten in einem Grenzort mit Familien gesprochen, ob wir unseren einzigen Besitz, den wir hatten, zunächst bei ihnen unterstellen könnten. Die Leute waren sehr nett und entgegenkommend gewesen und hatten sogar das angebotene Geld für das Unterstellen unserer Sachen abgelehnt. Es wäre genügend Platz bei ihnen, und Geld wollten sie dafür nicht haben. Wir waren drei Parteien, und damit später nichts verwechselt würde, verteilten die beiden Männer die zusammengehörenden Sachen jeweils an eine Familie. Später, wenn wir drüben eine Bleibe bekommen haben, wollten sie die für uns doch so kostbare „Habe“ aus der geliebten Heimat herüberholen.

Als das alles geregelt war, hatten wir mit den Beiers – und auch nur mit ihnen – darüber geredet, dass wir in den Westen wollten. Es tat ihnen leid, dass wir sie verlassen würden, aber sie hatten auch Verständnis für

unseren Entschluss.

In der nächsten Zeit brachten die Männer also alles, was wir nach drüben mitnehmen wollten, an die Grenze, immer so nach und nach. Eines Tages, so erzählte mein Schwager, hatte ihn jemand gefragt, wo er mit den beiden Kisten hin wolle. Da habe er geantwortet. „Heute morgen, als ich nach Hause kam, standen die beiden Kisten vor meiner Tür. Meine Frau hat mich rausgeworfen!“ Wir mussten alle lachen, und meine Schwester sagte: „Typisch Erich!“

In den letzten Septembertagen nahmen wir wieder einmal Abschied von lieben und freundlichen Menschen, bei denen wir nur Gutes erfahren hatten. Unsere Flucht war hier doch noch nicht zu Ende. Der Abschied von den Leuten dort und der schönen Gegend fiel uns nicht leicht, denn im Hintergrund tauchte ja auch wieder diese Ungewißheit auf: Wird alles klappen beim Grenzübergang? Wir waren ja eine auffällige Gruppe mit den sieben Erwachsenen und den drei Kindern, einem Kinderwagen und einem Bullerwagen, der dem Herbert gehörte. Wir fragten uns auch: Wo werden wir dort bleiben? Meine Schwester und Familie hatten in Hannover Verwandtschaft von Seiten ihres Mannes. Herbert wollte mit seiner Familie nach Westfalen. Mutter und ich hatten im Westen weder Verwandte noch Bekannte. Meine Schwester wollte, dass wir zusammen bleiben, aber Mutter wollte erst einmal unbedingt in den Norden nach Flensburg, wo mehrere Heilsberger gelandet waren. Dort hoffte sie, etwas von ihrer ältesten Tochter und ihren Kindern zu hören. „Einige Heilsberger sind mit dem Schiff nach Dänemark gekommen“, sagte sie, „jetzt sind sie in Flensburg. Vielleicht ist Hilde auch auf diesem Weg in den Norden gekommen, da sie doch von Danzig aus diese Möglichkeit hatte.“ Mutter blieb dabei: Erst fahren wir nach Flensburg, und dann kommen wir nach Niedersachsen.

Wie das Dorf heißt, bei dem wir über die Grenze gegangen sind, weiß ich nicht mehr. Wir fuhren mit dem Zug bis dorthin, und da war dann auch die Endstation. Es war mit den drei Familien abgemacht, dass wir bei ihnen über Nacht bleiben konnten. Schlafen konnten wir vor lauter Aufregung sowieso nicht. Noch vor dem Hellwerden mussten wir uns auf den gefährvollen Weg machen, um nicht einer “Russen-Patrouille“ in die Arme zu laufen.

Die Familie, bei der wir uns für ein paar Stunden aufhalten mussten, war für Mutter und mich ein wahrer “Glücksfall“. Der Mann war Eisenbahner und erzählte uns, dass er nicht mehr lange auf dieser Station sein würde. Er hatte es noch erreicht, dass er in die Station jenseits der Grenze ver-

setzt würde. Dort sollte er seinen Dienst am 1. November antreten. Er machte uns dann gleich einen wunderbaren Vorschlag: Da er sein ganzes Eigentum mitnehmen durfte, wollte er auch unsere Sachen gleich in den Westen mit hinübernehmen. Er gab uns seine Adresse, und wenn wir wussten, wo wir bleiben werden, sollten wir uns bei ihm melden. Als er uns dieses Angebot machte, dachte ich im Stillen: Mein Gott, was haben wir doch wieder für ein Glück!

Etwas später sprach ich mit meiner Mutter darüber. „Weißt du“, sagte ich, „es ist schon fast ein bisschen unheimlich, dass uns unser Glück immer zur Seite steht. Vielleicht liegt es ja an mir. Ich bin doch ein Sonntagskind, nicht wahr? Hoffentlich bleibt uns das Glück noch weiterhin treu.“ Ich wollte meine Mutter ein bisschen zum Lachen bringen. Sie hatte sich auf das Sofa gelegt und sah sehr müde aus. Außerdem hatten wir einen anstrengenden Weg vor uns in aller "Herrgottsfrühe". Ich setzte mich noch ein Weilchen auf die Bank vor dem Haus. Es war ein so schöner Herbstabend. Vieles ging mir durch den Kopf. Es war doch wie ein Wunder, immer wieder Menschen zu begegnen, die einem hilfreich entgegenkamen, als hätte sie jemand geschickt.

„Halte das Glück wie den Vogel: so leise und lose wie möglich“, schrieb einst Friedrich Hebbel. „Dauerhaftes Glück kann man nicht erwarten, aber manchmal geschehen Wunder“, tröstete ich mich.

Mit viel Mühe, viel Anstrengung und mit noch viel mehr Angst brachten wir den Grenzübergang hinter uns. Wir sollten uns an den Schienenstrang halten, der uns direkt in das gegenüberliegende Dorf führte. Es war ziemlich dunkel, und wir mussten höllisch aufpassen, dass wir nicht den Bahndamm hinunterfielen mit dem Kinderwagen und Herberts Bullerwagen, der übrigens nicht bullerte, weil er Räder eines alten Fahrrades hatte. Allmählich wurde es hell. Wir waren uns aber nicht sicher, ob wir schon drüben waren. Mein Schwager ging ein Stück voraus; aber bald winkte er uns zu. Wir hatten es geschafft!

Jetzt verließen wir den Bahndamm und gingen auf einem Feldweg weiter. Hier begegnete uns ein Bauer. Er kam auf uns zu und fragte: „Sind Sie von drüben?“ „Ja“, sagten wir, „aber wir bleiben nicht hier, wir wollen weiter.“ „Ich frage bloß“, sagte der Bauer, „weil jeden Augenblick die Amis erscheinen können. Die schicken Sie garantiert mit dem nächsten Zug zurück. Kommen Sie schnell mit auf meinen Hof. Wenn die Amis weg sind, können Sie sich wieder sehen lassen“.

Was gibt es doch für gute Menschen! Er nahm uns nicht nur auf seinen Hof mit, nein, seine Frau bot uns sogar warmen Kaffee und ein paar Brote an. Mein Schwager hatte noch eine Schachtel Ami-Zigaretten. Er selbst rauchte nicht, aber man konnte mit diesen Zigaretten mal etwas Essbares eintauschen. Deshalb kostete solch eine Ami-Zigarette sieben bis zehn Mark. Er nahm die Hälfte der Zigaretten aus der Schachtel und legte sie der Bäuerin als ein "Dankeschön" auf den Tisch. Wir bedankten uns bei den netten Leuten und machten uns auf den Weg zum Bahnhof. – Wieder mussten wir Abschied nehmen. Herbert würde also mit Frau und Kindern nach Westfalen fahren, meine Schwester, ihr Mann, der kleine Frank und die Oma-Tasche zog es in Richtung Schwarmstedt. Wir würden uns wiedersehen, vielleicht schon bald.

Mutter und ich fuhren noch am selben Tag in den Norden. Es war in jener Zeit kein Vergnügen mit dem Zug zu fahren. Die Züge waren total überfüllt, und manchmal konnte man nur auf einem Bein stehen, weil beide Beine keinen Platz mehr hatten. Hinter Hamburg wird es wohl besser werden, dachten wir. Aber dort herrschte ein ziemliches Chaos. Die Stadt war sehr zerstört. Es war geradezu ein Wunder, wenn man einen Zug erwischte. Einen Tag später kamen wir dann in Flensburg an.

Wir suchten zuerst unseren Heilsberger Uhrmacher auf, von dem wir wussten, dass er in einer Baracke beim Bahnhof untergebracht war. Er freute sich, wieder einmal jemanden aus der Heimat zu sehen. Wir kannten uns ja gut; hatte er doch in Heilsberg in unserer Straße gewohnt. Er bemühte sich auch gleich um eine Unterkunft für uns, auch in diesen Baracken. Wir hatten ja auch vor, hier in Flensburg nur für ein paar Tage zu bleiben..

Am nächsten Tag führte er uns dann durch die Stadt. Für uns, die wir dauernd nur zerstörte Städte gesehen hatten, erschien uns der Anblick dieser schönen, heilen Stadt wie ein Wunder. Aber auch hier waren viele Menschen auf den Straßen. Dieses Gewimmel in der Innenstadt versetzte mich innerlich zurück in die letzten Tage in meiner Heimatstadt.

Meine Mutter und der Uhrmacher begaben sich dann bald auf den Rückweg zu den Baracken. Ich wollte noch die Erna aufsuchen, die, wie ich wusste, in den Baracken am Hafen untergebracht war. Es war noch am frühen Nachmittag, und ich hoffte, dass ich sie in ihrem neuen "Zuhause" antreffen würde. Ich wusste nicht, in welcher Baracke sie wohnte. Ich schaute mich um, aber es war kein Mensch zu sehen. Ich wollte auf eine Baracke zugehen, aber plötzlich hörte ich eine Stimme, jemand rief meinen Namen. Als ich mich umdrehte, sah ich die Erna auf mich zukom-

men. Wir liefen aufeinander zu, und meine Freude war groß, dass ich ein bekanntes Gesicht aus meiner Heimatstadt wieder sah. Sie wollte gerade in die Stadt gehen, "ein bisschen durch die Straßen promenieren", erzählte sie lachend. Nun setzten wir uns erst einmal auf die nächste Bank am Hafen, von wo man einen herrlichen Blick über die Förde und weiter hinauf zur Stadt hatte. Es fiel mir nicht schwer, diese Stadt lieb zu gewinnen. Wir saßen dort so schön ohne Gewimmel, und das Fragen und Erzählen wollte kein Ende nehmen. Erna nannte mir eine ganze Reihe Namen von Heilsbergern, die sich fürs Erste hier niedergelassen hatten. Als ich ihr erzählte, dass wir nach meiner Schwester suchen würden, musste sie "passen". Nein, ihren Namen hatte hier keiner erwähnt.

Wir machten uns auf den Weg in Richtung Innenstadt. Dort, in einem Café, arbeitete die Minni. Sie hatte auch in unserer Straße in Heilsberg gewohnt. Sie war gut auf dem Laufenden, wusste alles Neue. Ich musste lachen, als ich das hörte. „Dann hat sie sich ja gar nicht verändert“, fügte ich hinzu. Auch hier, als wir das Café betraten, als die Minni mich sah, kam sie fröhlich auf mich zu, so dass alle Gäste zu uns hinschauten.

Wir hatten uns für den Abend verabredet, Treffpunkt Bahnhof, da ich mich ja in der Stadt nicht auskannte. Erna hatte dann noch Anneliese und Irmgard mitgebracht, und die Zeit verging mit vielem Erzählen viel zu schnell. Es war wie in früheren Zeiten, als wären wir zu Hause; und alle bedauerten, dass meine Mutter und ich höchstens noch zwei Tage hier bleiben würden.

An diesem Abend beschlossen dann Mutter und ich, dass wir am nächsten Tag unsere Fahrkarten für den Zug nach Schwarmstedt besorgen müssten. Den Tag danach wollten wir, wie mit meiner Schwester und meinem Schwager abgesprochen, zu ihnen fahren und uns dort, wenn es ging, niederlassen.

Aber dazu kam es nicht!

Ich wollte am nächsten Tag noch einmal durch die schöne Stadt gehen, an der schönen Flensburger Förde sitzen, über das blauschimmernde Wasser schauen, auf dem sich an der anderen Seite die Häuser im Wasser spiegelten. Was für ein schöner Anblick war das! – Ich ging dann alleine einfach weiter ins Stadttinnere, ging so dahin, mitten auf der Holmstraße. Da kommt mir jemand entgegen, direkt auf mich zu. Die kenne ich! Ich bleibe stehen, sie bleibt stehen – und plötzlich laufen wir aufeinander zu. „Irene“, rufe ich, „Gerda“, ruft sie. Wir umarmen uns, wir lachen, wir weinen, wir drücken uns! Meine beste Freundin aus meiner Schulzeit im Internat. Vom ersten Tag an haben wir immer im selben Zimmer ge-

wohnt, nebeneinander auf der Schulbank gesessen, fast viereinhalb Jahre lang! Wir waren in den Zimmern dort immer zu viert. In unserem Zimmer zwei aus Pommern, Irene und Christel, zwei aus Ostpreußen, Heta und ich. „Was hast du vor?“ Irenes erste Frage, als wir uns beruhigt hatten. „Ich fahre mit meiner Mutter morgen nach Niedersachsen“, sagte ich zu ihr. „Was willst du in Niedersachsen? Bleib doch hier! Ich wohne in einem Dorf nur acht Kilometer von Flensburg. Ich kenne den Bürgermeister gut. Meine Schwester ist hier mit einem Bauernsohn verheiratet! Du kommst heute mit mir mit zu mir und meiner Schwester“, bittet sie. Ja, ich möchte schon gerne. „Dann muss ich aber meiner Mutter Bescheid sagen“, antworte ich. Wir gehen zu unserer Baracke. Mutter ist einverstanden. „Aber morgen Nachmittag kommst du zurück“, verlangt sie.

Wir fahren mit der Bahn, der Kleinbahn.

Irene wohnt in einem großen Haus, auf einem Bauernhof. Dort gibt es auch eine Badewanne. Ich darf baden! Am liebsten möchte ich den ganzen Abend im Wasser liegen. Irene ist kurz weggegangen. Plötzlich ist sie da, reißt die Tür auf und schreit: „Gerda, ich habe ein Zimmer für euch! Ihr könnt morgen einziehen. Der Bürgermeister hat alles geregelt. Ihr bleibt hier, ja?“ Ich bin einverstanden. Aber Mutter? Was wird sie sagen? Der Uhrmacher hat sie sowieso schon überredet, doch hier im Norden zu bleiben. „Na gut“, sagt sie, „wer weiß, ob wir in Niedersachsen eine Bleibe gefunden hätten?“

Dort, wo wir unser Zimmer zugeteilt bekamen und wieder viel „Glück“ hatten, daß wir zu netten Menschen kamen, dort habe ich auch meinen Mann kennen gelernt. Es war sein Elternhaus.

Wenn ich im Nachhinein diese Zeit mit dem Beginn unserer Flucht und dem Ende dieser ruhelosen Zeit, hier im hohen Norden, vor mir Revue passieren lasse, dann bin ich sicher, dass alles so hat kommen sollen,

*denn alles hat seine Zeit,
für alles, was geschieht in der Welt,
in unserem Leben,
gibt es eine bestimmte Stunde.*

Gerda Lorenzen, geb. Nieswand,
Heilsberg / Ringsberg

Das Ende des Zweiten Weltkriegs im Emsland

Kein historisches Ereignis prägt die öffentliche Wahrnehmung im Jahr 2005 so wie der 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs in Europa. Anders als zum 40. und zum 50. Jahrestag, die bei Weitem publizistisch nicht so begleitet wurden, beschäftigte das Thema wochenlang die Öffentlichkeit. Auch im Emsland nahm die Berichterstattung in den örtlichen Zeitungen über das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 60 Jahren breiten Raum ein. In vielen emsländischen Gemeinden wurde der Opfer von Krieg und nationalsozialistischer Gewaltherrschaft gedacht. Die militärischen Geschehnisse im April 1945, als der Krieg im Emsland zu Ende ging, sollen in diesem Beitrag zusammengefasst geschildert werden.

Die Landung alliierter Truppen in der Normandie am 6. Juni 1944 beschleunigte das Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Europa. Zwar waren anfangs die Stärkeverhältnisse mit 80 Divisionen auf alliierter und 84 Divisionen auf deutscher Seite ähnlich, wenn man zu Grunde legt, dass ein Angreifer, um erfolgreich zu sein, etwa ein Überlegenheitsverhältnis von 3:1 haben sollte, für die Deutschen sogar günstig. Bewertet man allerdings das Stärkeverhältnis hinsichtlich Ausrüstung, Nachschub und Verpflegung sowie Führung und Ausbildung waren die deutschen Verbände unterlegen. realistisch betrachtet, waren sie nur noch zu hinhaltendem Widerstand in der Lage. Trotzdem gab es beim Vormarsch der Alliierten Rückschläge. So scheiterte Mitte September 1944 eine Luftlandeoperation (Market Garden) bei Arnheim und Nimwegen, die das Ziel hatte, die Rheinbrücken zu erobern und ein schnelles Kriegsende herbeizuführen. Nach der misslungenen „Ardenennenoffensive“ war auf deutscher Seite ab Ende Dezember 1944 kaum noch eine geordnete Kriegsführung erkennbar. Die Reserven waren aufgebraucht, der Mangel auf deutscher Seite Standard. Die die Alliierten überraschende „Ardenennenoffensive“ wirkte sich aber auf deren taktisches Vorgehen und Verhalten aus. Man agierte vorsichtiger, wollte eigene Verluste soweit wie möglich vermeiden. Darin liegt eine Begründung für den massiven Einsatz von Artillerie und Luftwaffe beim Anzeichen auch nur des geringsten Widerstandes durch deutsche Truppen. Das geschah auch bei der Eroberung des Emslandes, wie zu zeigen sein wird.

Das Emsland war bis zum Endkampf im Frühjahr 1945 kaum unmittelbar vom Kriegsgeschehen betroffen gewesen. Seit dem Sommer 1944 hatte es allerdings verstärkte Luftangriffe auf militärische Ziele wie die Flugplätze bei Rheine und im Raum Lingen, auf Eisenbahnlinien und den

Dortmund-Ems-Kanal gegeben. Die Luftangriffe steigerten sich im Frühjahr 1945 und betrafen nun auch emsländische Orte, etwa Salzbergen am 6. März. Ziel war es vor allem, jeglichen Verkehr und damit militärischen Nachschub zu unterbinden. Dies gelang allerdings nur teilweise, die deutschen Truppen waren nicht völlig gelähmt, sondern durchaus zu hinhaltendem Widerstand fähig, wie sich zeigen sollte.

Im März 1945 überschritten die alliierten Truppen den Rhein, zuerst die Amerikaner am 7. März bei Remagen, dann am 22. März bei Oppenheim und schließlich unter britischer Führung am 24. März bei Wesel. Am Vorabend des Übergangs über den Rhein hatte der Oberbefehlshaber der britischen Truppen Feldmarschall Bernard Law Montgomery am 23. März einen Tagesbefehl herausgegeben: „Und sind wir erst einmal jenseits des Rheins, werden wir wie ein Unwetter über die norddeutsche Tiefebene dahinbrausen und den Feind vor uns herjagen, dass ihm Hören und Sehen vergeht.“ Der Übergang der 21. britischen Armeegruppe am Niederrhein bei Wesel am 24. März leitete dann die entscheidenden Vorstöße ein. Begleitet wurde der Rheinübergang durch eine der größten Luftlandeunternehmen des gesamten Krieges. Mehr als 5.900 Flugzeuge und Lastensegler der britischen 6. und der 17. US-Luftlandedivision setzten 10.000 Soldaten per Fallschirm hinter den deutschen Linien im Gebiet um Lippstadt ab. Trotz erheblicher Verluste der Alliierten war dieser Angriff mit insgesamt 4 Divisionen auf ganzer Länge erfolgreich.

Die weitere Angriffsplanung sah vor, dass die 21. alliierte Armeegruppe unter dem Oberkommandierenden Montgomery den Nordflügel mit dem Ziel übernehmen sollte, die Nordseehäfen Bremen und Hamburg als Nachschubbasen zu erobern. Dabei lag das Emsland auf dem Weg. Die schwierigen natürlichen Gegebenheiten – eine Vielzahl kleiner Flüsse und Bäche durchzogen das Gelände, unwegsame Moore und Ödland prägten weite Landstriche – sowie schlechte Straßenverhältnisse ließen kaum den schnellen Vormarsch einer mit Kampfpanzern ausgerüsteten Truppe erwarten. Insgesamt führte das dazu, dass der Vormarsch in unterschiedlicher Geschwindigkeit vonstatten ging. Es gab keine einheitliche Frontlinie. Manche Truppenteile kamen schnell voran, andere wurden aufgehalten, umgingen teilweise die Widerstandsgebiete.

Der Kriegsverlauf gestaltete sich also in zeitlicher Hinsicht höchst unterschiedlich. Auf deutscher Seite standen den Alliierten die Reste der Heeresgruppe H unter Generaloberst Blaskowitz gegenüber. Diese umfasste rund 85.000 Mann, denen nur noch 200 Panzer zur Verfügung standen. Kernstück war die 1. Fallschirmarmee, die aber auch durch Verluste und

ständige Umgruppierungen geschwächt war. Sie bestand nicht nur aus 4 Fallschirmjägerdivisionen, sondern auch aus 1 Panzerdivision, 1 Panzergrenadierdivision und 4 Infanteriedivisionen sowie diversen Artillerieeinheiten und Pionieren. Viele der Soldaten waren kaum kampferprobt und kamen aus Ausbildungseinheiten des Ersatzheeres. Allein die britischen Einheiten hatten eine größere Stärke als die gesamten deutschen Verbände.

Die Eroberung des Emslandes wurde der 2. britischen und der 1. kanadischen Armee übertragen. Montgomerys Planung vom 27. März 1945 sah vor, dass das XXX. Corps der Briten auf der so genannten „Club-Route“ das südliche Emsland einnehmen und weiter Richtung Bremen vorstoßen sollte. Ihre linke Grenze verlief etwa auf einer Linie Lingen–Haselünne–Bremen–Hamburg. Das XXX. Corps unter General Brian Horrocks bestand im Wesentlichen aus einer Panzerdivision, 4 Infanteriedivisionen, 2 Artilleriegruppen und Pionieren, die vor allem zum Brückenbau benötigt wurden.

Die Soldaten des 2. kanadischen Corps hatten den Auftrag zusammen mit der 1. polnischen Panzerdivision, das mittlere und nördliche Emsland sowie das angrenzende niederländische Gebiet zu erobern. Sie sollten bis zur Nordseeküste nördlich von Groningen vorstoßen, bei Meppen, Haren und Aschendorf sollte die Ems überschritten und dann das östlich davon gelegene Gebiet besetzt werden. Unterstützt wurden die Bodentruppen durch britische und amerikanische Luftwaffeneinheiten mit Bombern und Jagdflugzeugen.

Auf- und Ausbau sowie Verteidigung der entlang der Ems verlaufenden „Ems-Stellung“ war ein Auftrag der deutschen Truppen. Die „Ems-Stellung“ war seit September 1944 im Aufbau, aber noch nicht fertig gestellt. Entscheidend war aber, dass weder das Personal noch ausreichend Waffen und Munition zur Verfügung standen, um eine wirksame Verteidigungslinie aufbauen zu können. Vor allem der „Volkssturm“ war hier präsent. An regulären Truppen wurden im Emsland Soldaten der 7. und 8. Fallschirmjägerdivision und der 15. Panzergrenadierdivision sowie Teile des Panzergrenadier- und Ausbildungsregiments Großdeutschland eingesetzt. Später kamen noch Marineeinheiten und Waffen-SS zum Einsatz. Es mangelte insgesamt an Munition und schweren Waffen.

Wie verzweifelt die Lage beurteilt wurde, lässt sich am berüchtigten „Nerobefehl“ vom 19. März 1945 ablesen. Hitler befahl: „der Kampf um die Existenz unseres Volkes zwingt auch innerhalb des Reichsgebiets zur

Ausnutzung aller Mittel, die die Kampfkraft unseres Feindes schwächen und sein weiteres Vordringen behindern.“ Beim Zurückweichen vor den Alliierten seien „alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte zu zerstören“. Am 29. März wurde der Nerobefehl noch einmal durch einen speziellen Durchführungsbefehl näher erläutert. Darin hieß es unter anderem, dass das „Schaffen einer Verkehrswüste im preisgegebenen Gebiet“ erfolgen sollte. Hitler hatte also nichts weniger als die Zerstörung der Lebensgrundlagen des Deutschen Volkes vor Augen.



Canadische Truppen überqueren die Ems bei Meppen

Nach dem Rheinübergang griff das XXX. Corps am 30. März in Richtung Nordwesten an. Die deutschen Verteidiger wichen langsam zurück und versuchten, die Angreifer durch Kommandounternehmen sowie Straßen- und Brückenzerstörungen aufzuhalten. Am 2. April wurde Nordhorn aufgegeben, in der Nacht überquerten britische Truppen den Süd-Nord-Kanal, und am 3. April standen die Panzerspitzen in Schepsdorf vor Lingen. Nach harten Kämpfen, verbunden mit Häuserkampf und Artilleriebeschuss, fiel Lingen schließlich am 7. April 1945. Der Wehrmachtsbericht für diese Tage vermeldete Folgendes: Am 6.

April: „...Aus dem Raum von Lingen warfen unsere Truppen die Engländer zurück, schnitten ihre rückwärtigen Verbindungen ab und stellten die alte Hauptkampflinie westlich Rheine wieder her...“; am 7. April: „...In den Kampfabschnitten von Lingen und Rheine scheiterten englische Angriffe unter blutigen Verlusten...“, am 8. April schließlich: „...Zwischen Lingen und der unteren Weser wurden neu herangeführte Verbände dem vordringenden Feind entgegengeworfen...“.

In den folgenden Tagen bis zum 10. April wurden Thuine, Lengerich, Freren, Spelle und schließlich Haselünne eingenommen und die Hase überschritten. Auch der Wehrmachtsbericht enthält, wenn auch verschleiert, diesen Vormarsch: „...Die zwischen der Ems und Weser vorstoßenden britischen Verbände wurden in heftige Kämpfe verwickelt und stehen mit vordersten Spitzen in der Weserniederung zwischen Syke und Verden an der Aller...“ Der Krieg war für das südliche Emsland vorüber. Die britischen Einheiten marschierten weiter Richtung Weser und auf Bremen zu.

Angesichts der verzweifelten Lage an allen Fronten und vor allem auf Grund des schnellen Vordringens der Amerikaner und Briten erließ die NS-Führung immer drakonischere Strafanordnungen für so genannte Kollaborateure. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hatte am 2. April folgenden Befehl herausgegeben: „Gegen das Heraushängen weißer Tücher, das Öffnen bereits geschlossener Panzersperren, das Nichtantreten zum Volkssturm und ähnliche Erscheinungen ist mit härtester Maßnahme durchzugreifen. Aus einem Hause, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen.“ Angst und Gewalt waren also weiterhin die bevorzugten Instrumente des Regimes.

An der linken Flanke des XXX. Corps operierte das 2. kanadische Corps mit dem Auftrag, in Richtung Coevorden vorzustößen. Es bestand aus 2 Panzerdivisionen, 1 Infanteriedivision und Artillerieeinheiten. Am 5. April überschritten erste Einheiten die niederländisch-deutsche Grenze. Am 6. April wurden die kanadischen Panzerspitzen bereits vor Meppen in Esterfeld gesichtet. Am selben Tag war dem 2. kanadischen Corps die 1. polnische Panzerdivision unterstellt worden. Dieser Verband hatte eine wechselvolle Geschichte hinter sich. In Polen ursprünglich als 10. motorisierte Kavalleriebrigade aufgestellt, war die Einheit nach der polnischen Niederlage über Ungarn nach Frankreich geflüchtet, hatte hier gegen die deutsche Invasion gekämpft und sich im Juni 1940 nach England abgesetzt. Der rund 16 000 Mann starke Verband war mit 380 Pan-

zern und 4.050 weiteren Fahrzeugen im Zuge der Invasion im Sommer 1944 auf das europäische Festland zurückgekehrt. Zusammen mit den Kanadiern sollten die Polen nun das Emsland einnehmen. Sie hatten den Auftrag linkssemsisch nach Norden in Richtung Nieuweschanz vorzustoßen, während die Kanadier den rechtssemsischen Raum zwischen Meppen und dem Hümmling besetzen sollten.

Nachdem die kanadische Infanterie nachgeführt worden war, wurde das weitgehend unverteidigte Meppen nach heftigem Artilleriebeschuss, bei dem mehrere Häuser, vor allem aber die Propsteikirche schwer beschädigt wurden, am 8. April besetzt. Die Angreifer hatten damit gerechnet, auf Fallschirmjäger zu treffen, deshalb der massive Beschuss der Stadt.



Canadische Panzer beim Vormarsch auf Werlte

der unnötig gewesen wäre, wie sich später herausstellte. Die Fallschirmjäger waren nämlich schon nach Osten abgezogen, auf sie trafen die vorrückenden alliierten Truppen dann in den kommenden Tagen in Sögel.

Zwischen dem 8. und 10. April fanden hier sehr verlustreiche Kämpfe statt, an denen auch die alliierte Luftwaffe beteiligt war. Weil die Kanadier unterstellten, dass die Einwohner gemeinsame Sache mit den deutschen Truppen gemacht hatten, wurden als Vergeltung rund 70 Häuser gesprengt. Von den Kämpfen in Sögel ließen sich die Kanadier aber nicht weiter aufhalten, ein Teil ihrer Truppen marschierte weiter, so dass Börger und Lorup schon am 9. April, Breddenberg und Rastdorf am 11. trotz teilweise heftiger Gegenwehr der deutschen Fallschirmjäger fielen. So wurde Dorf für Dorf fast nach einem Muster erobert. War mit Widerstand zu rechnen, beziehungsweise gab es Widerstand, wurden zunächst Artillerie und Luftwaffe eingesetzt, bevor dann Panzer und Infanterie nachrückten und Haus für Haus den Ort besetzten. Am 12. April erreichten die Soldaten schließlich das seit Anfang April von Gefangenen geräumte Lager Esterwegen, das unmittelbar nach Kriegsende als Internierungslager für mutmaßliche deutsche Kriegsverbrecher genutzt wurde. Die Kanadier standen nun am Küstenkanal und bereiteten sich auf den Übergang vor.

Der Vormarsch der 1. Polnischen Panzerdivision ging unterschiedlich schnell voran. Teile erreichten auf niederländischer Seite bereits am 15. April den Dollart, während auf der deutschen Seite der Widerstand größer war. Bei ihrem Vormarsch befreiten die Soldaten der 1. polnischen Panzerdivision am 12. April über 1.700 weibliche Soldaten der so genannten „Heimatarmee“ im Lager Oberlangen. Haren wie Dörpen wurden am 10. April besetzt, nachdem sich die deutschen Truppen abgesetzt und die Emsbrücken zerstört hatten.

In Haren kamen auf deutscher Seite auch Marine-Einheiten zum Einsatz. Dies war möglich, weil die Marineführung unter dem Oberbefehl des fanatischen Nationalsozialisten, des Großadmirals Karl Dönitz, versuchte, mit letzten dramatischen Durchhaltebefehlen ab Anfang April 1945 die Marinesoldaten zum Durchhalten zu bewegen. Am 7. und 11. April hatte Dönitz durch entsprechende Erlasse ein Treuebekenntnis zum Führer Adolf Hitler abgegeben. In diesen Befehlen hieß es etwa: „In dieser Lage gibt es nur eins: Weiter zu kämpfen und allen Schicksalsschlägen zum Trotz doch noch eine Wende herbei zu führen. Fanatischer Wille muss unsere Herzen entflammen. Unsere militärische Pflicht, die wir unbeirrbar erfüllen, was auch links und rechts und um uns herum geschehen mag, lässt uns wie ein Fels des Widerstandes kühn, hart und treu stehen. Ein Hundsfott, wer nicht so handelt. Man muss ihn aufhängen und ihm ein Schild umbinden: „Hier hängt ein Verräter.“ Konsequenz

nach diesen Befehlen stellte Dönitz auch Marineverbände für die Landkriegsführung zur Verfügung. Er entschied, dass alle Marinesoldaten und Waffen, die wegen der Schiffsverluste und Schiffsstillegungen nicht mehr für den Seekrieg gebraucht werden konnten, ohne Verzögerung im Landkampf einzusetzen seien. Eine „kurze Einweisung von wenigen Tagen“ sollte als Ausbildung genügen. – Im Raum Dörpen gab es weitere Gefechte mit deutschen Truppen, die sich im Raum zwischen Ems und Küstenkanal festgesetzt hatten. Erst am 19. April konnte der Übergang, unterstützt durch massives Artilleriefeuer und Jagdbomber, erfolgen. Im Zuge der Kampfhandlungen wurden Dörpen Mitte April evakuiert und 84 Häuser in Brand gesteckt. Im Raum zwischen Dörpen und Rhede kam es zur selben Zeit zu erbitterten Kämpfen der Polen mit deutschen Soldaten einer SS-Panzerjäger-Ersatz- und Ausbildungsabteilung sowie des Marineschützenbataillons 313. Am 17. April wurde der durch die Kämpfe erheblich beschädigte Ort schließlich erobert. Die zurückweichenden deutschen Truppen sprengten aber noch die Brücken über den Dortmund-Ems-Kanal.

In den folgenden Tagen richteten sich die Angriffe der Alliierten dann auf Aschendorf und Papenburg. Vorher waren beide Orte bereits tagelang zur Vorbereitung des Angriffs mit Artillerie beschossen worden. Zahlreiche Häuser waren in Flammen aufgegangen. Am 20. April wurde Aschendorf schließlich besetzt, kampflos gingen Tunxdorf und Nenndorf in die Hand der Alliierten. Am nächsten Tag marschierten die polnischen Truppen auch in die Kanalstadt ein. Am Tag zuvor hatten die Deutschen beim Rückzug noch die Papenburger Brücken zerstört und im Hafen 73 Schiffe versenkt. Dem Feind sollte nichts Brauchbares hinterlassen werden, der „Nero-Befehl“ wurde weiterhin gnadenlos befolgt. Im Wehrmachtsbericht, der über die Tage vorher geschwiegen hatte, hieß es nun für den 21. April: „...An der unteren Ems drängte der Gegner unsere Truppen nach heftigen Kämpfen um Aschendorf in den Raum beiderseits Papenburg zurück...“ und für den 22. beschönigend wie immer: „... Nach mehrmaligem Besitzerwechsel fiel Papenburg in die Hand des Gegners...“ Alliierte Stoßtrupps stießen in den folgenden Tagen weiter nach Osten vor, am 26. April brach die Verteidigungslinie am Küstenkanal endgültig. Der Zweite Weltkrieg war für das Emsland vorüber. Der Wehrmachtsbericht dieses Tages erwähnt davon nichts, schließlich begannen britische Verbände an diesem Tag damit, Bremen zu besetzen.

Eine „Stunde Null“ gab es im Emsland genauso wenig wie anderswo, denn bereits am 27. April nahm die Kreisverwaltung in Aschendorf unter

dem von der britischen Militärregierung eingesetzten Landrat Josef Streitbürger ihre Arbeit wieder auf. So war es schon am 10. April in Lingen geschehen, wo an diesem Tag eine provisorische Stadt- und Kreisverwaltung eingesetzt worden war. Auch in Meppen hatten die Briten am 9. April Friedrich Ermert zum provisorischen Landrat ernannt. Dass das ein hoffnungsvoller Neubeginn sein sollte, zeigte sich allerdings erst später.

Das Mitwirken polnischer Soldaten an der Eroberung des Emsland hatte aber noch ein „Nachspiel“. Nach Kriegsende mussten im gesamten Emsland Zwangsarbeiter und ehemalige Kriegsgefangene verschiedenster Nationalitäten, so genannte DP's (Displaced Persons) betreut werden. Die bei den Militärregierungen eingerichteten Relief Detachments bauten Sammelpunkte auf, von wo aus die DP's in Sammellager transportiert, dort namentlich erfasst, untergebracht, gepflegt und gesundheitlich betreut wurden. Prinzipiell war geplant, die Menschen so schnell wie möglich durch die vor allem von den Alliierten am 9. November 1943 eigens zu diesem Zweck gegründete UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) in ihre Heimatländer zurückzubringen. Anfang Juni 1945 trafen die UNRRA Teams für das Emsland ein, die dem Area Team 910 in Osnabrück unterstanden. Sie arbeiteten zunächst mit den Relief Detachments der Militärregierungen zusammen und übernahmen ab September 1945 die Betreuung der DP's. Im Kreis Meppen war bis Juni 1946 das Team 171 eingesetzt, speziell in Haren gab es hier aber auch noch das Team 162, im Kreis Lingen war Team 228 tätig und für den Kreis Aschendorf-Hümmling und das südliche Ostfriesland Team 263 mit Sitz in Papenburg. Die Gesamtzahl der zu betreuenden Menschen lag nach Meldungen der drei Kreisverwaltungen im Emsland im September 1945 bei 32. 204. Die Mehrheit davon, etwa 25. 000 Menschen, waren Polen. Die Zahl der DP's stieg aber stetig, weil viele ehemalige polnische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in das Emsland wanderten, nachdem bekannt geworden war, dass hier polnische Soldaten als Besatzungsmacht eingesetzt waren, und es Pläne gab, eine polnische Enklave einzurichten. Neben den DP's mussten auch noch etwa 10.000 Mann der 1. Polnischen Panzerdivision als Besatzungstruppen untergebracht werden. Das führte dazu, dass ab Mitte Mai 1945 in jeder Stadt und größeren Gemeinde Polen einquartiert waren, für die die einheimische Bevölkerung ihre Wohnungen meistens sehr kurzfristig räumen musste. So geschah es in der Meppener Neustadt, ebenso im Kreis Aschendorf-Hümmling in den Dörfern Tunxdorf und Nenndorf. Auch in Neuvrees, das damals noch zum Landkreis Aschendorf-

Hümmling gehörte, zogen am 27. Mai 1945 Polen in die geräumten Häuser. Im Papenburger Stadtteil Obenende bezogen die polnischen DP's zwar die Wohnungen, die deutsche Bevölkerung durfte aber bleiben, wenn auch nur in Notquartieren in Scheunen und Ställen. Für die Unterbringung der DP's wurden aber auch öffentliche Gebäude wie etwa die Scharnhorst-Kaserne in Lingen und auch die ehemaligen Straf- und Kriegsgefangenenlager genutzt. Die Versorgung der Menschen mit Lebensmitteln musste durch Ablieferungen aus dem Emsland sicher gestellt werden. Anfangs war es die Aufgabe der Kreisverwaltungen dies zu organisieren, die dabei auf die Organisationen der Bauern, die Kreisbauernführer, zurückgriffen. Ab Oktober 1945 wurde die Zuständigkeit auf die Landesbauernschaften übertragen, die auch die Bezahlung der gelieferten Güter abwickeln musste.

Einen besonderen Fall stellte die Räumung von Haren dar. Am 19. Mai 1945 erhielt der Bürgermeister durch den Landrat in Meppen die Anweisung der britischen Militärregierung, dass die 1.000 Familien ihren Ort zwischen dem 20. und 23. Mai 1945 zu räumen hatten. Sie selbst mussten in den umliegenden Gemeinden Emen, Raken, Emmeln, Tinnen, Apledorn, Groß und Klein Stavern unterkommen. In der Folgezeit zogen rund 5.000 Polen in Haren ein und errichteten eine polnische Enklave mitten im Emsland, die nach dem bis Mai 1945 die 1. Polnische Panzerdivision kommandierenden polnischen General Stanislaw Maczek nun den Namen Maczkow erhielt. Die Polen bauten eine polnische Verwaltung auf, die Straßen erhielten polnische Namen, es gab polnische Schulen und ein polnisches Kulturleben. Bis auf den Bürgermeister und die Nonnen des St. Franziskus Hospitals durften keine Deutschen den Ort betreten, erst gegen Ende des Jahres 1945 änderte sich das langsam. Der ab Mai 1946 eingeleitete Abzug der 1. Polnischen Panzerdivision aus dem Emsland nach England und eine offensivere Repatriierungspolitik der UNRRA bewirkte zusammen mit zunehmendem politischen Druck von deutscher Seite, nicht zuletzt des niedersächsischen Ministerpräsidenten Hinrich-Wilhelm Kopf, der im August 1946 Haren/Maczkow besucht hatte, dass die polnische Enklave im Emsland mittelfristig aufgelöst werden sollte. Die rund 15.000 Soldaten der 1. Polnischen Panzerdivision zogen im Frühjahr und Sommer 1947 nach England ab, mit ihnen gingen geschätzt 2.500 Familienangehörige. Zurück blieben etwa – meistens polnische – 12.000 DP's. Die Nachfolgeorganisation der UNRRA, die International Refugee Organisation (IRO) verfolgte statt der weitgehend gescheiterten Repatriierung der Polen nun ein Auswanderungsprogramm, das es den DP's ermöglichte, nach England, Kanada oder in die

USA auszuwandern. Viele nutzten die Chance und gingen, zumal Haren/Maczkow teilweise schon geräumt worden war, nachdem viele Häuser durch das Emshochwasser von Mitte Februar 1946 unbewohnbar geworden waren. Ab Herbst 1947 wurden weitere beschlagnahmte Gebäude frei gegeben und zu Weihnachten 1947 wohnten wieder 60 % Deutsche in dem Ort. Anfang 1948 wurden dann die verbliebenen DP's in ein Lager verlegt, die letzten zogen am 10. September 1948 fort, nachdem bereits am 4. August 1948 aus Maczkow wieder Haren geworden war.

Heiner Schüpp,
Kreisarchiv Landkreis Emsland

(Die Fotos stammen aus den Public Archives Canada in Ottawa)

Nicht auch noch aus der Geschichte vertreiben

- Fünf Ziele für die Arbeit der Vertriebenen -

60 Jahre nach der Vertreibung und ein gutes halbes Jahr nach der EU-Osterweiterung werden BdV und Landsmannschaften immer wieder mit der Frage konfrontiert, welche Ziele sie eigentlich vertreten, was die Aufgaben einer Landsmannschaft im 21. Jahrhundert sind. Darauf können wir nicht nur antworten, indem wir aus Satzungen und Resolutionen zitieren, sondern müssen uns als lebendige Gemeinschaft mit immer wieder neuen Ansätzen den neuen Herausforderungen stellen, ohne bewährte Prinzipien aufzugeben.

Für unsere praktische Arbeit auf allen Ebenen, von der Ortsgruppe bis hin zur Europäischen Union und zum weltweiten Kampf für eine gerechte Ordnung, sehe ich vor allem fünf Ziele.

1. Erhaltung unserer Gemeinschaft

Es ist so etwas wie ein Wunder, dass unsere Landsmannschaften sechs Jahrzehnte nach der brutalen und völkerrechtswidrigen Vertreibung als starke und vielfältige Gemeinschaften weiterleben. Unsere große Aufgabe wird es sein, die verschiedenen Bauteile unserer Volksgruppen noch besser und wirksamer als bisher zusammenzufassen und gleichzeitig den Generationsumbau anzupacken, der die Voraussetzung dafür ist, dass es auch in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts noch Sudetendeutsche gibt, die zum kulturellen Reichtum Europas beitragen und ein gewichti-

ges Wort bei der Gestaltung dieses Europas mitzureden haben.

Wenn auch die jüngere und mittlere Generation sich zunehmend auf die Suche nach ihren Wurzeln macht und uns so frische Kräfte zufließen, müssen wir unsere Anstrengungen auf diesem Gebiet noch sehr intensivieren. Eine systematische Politik zur Erhaltung von Landsmannschaft und Volksgruppe erfordert Offenheit für neue Ideen und sollte das Hauptthema unserer Diskussionen und Arbeiten in nächster Zeit sein. Ähnliches gilt natürlich trotz unterschiedlicher Ausgangsbedingungen für Landsmannschaften und Vertriebenenverbände.

2. Kulturelle Identität

Mit der Erhaltung unserer Gemeinschaften ist untrennbar die Bewährung und Fortentwicklung unseres reichen kulturellen Erbes verbunden. Kritiker werfen uns immer wieder vor, dass wir dieses Ziel zu sehr in den Mittelpunkt stellen und damit zu bloßen Traditions- und Trachtenvereinen würden. Doch zum einen ist die Kulturarbeit das Fundament jeden Volkes und jeder Volksgruppe, erst recht, wenn sie vertrieben wurde. Nur solange es Menschen gibt, die sich als Sudetendeutsche, Schlesier oder Ostpreußen fühlen und sich ihrer entsprechenden Herkunft bewusst sind, werden auch die Anliegen unserer Volksgruppen eine Zukunft haben. Hinzu kommt, dass es ein schwerer Verlust für Europa wäre, wenn die besondere, über ein Jahrtausend lang gewachsene, gerade auch für Außenstehende faszinierende Kultur der Ost-, Sudeten- oder Südostdeutschen einfach verschwinden würde.

Wer Kultur als die Summe der Lebensbeziehungen versteht, wird sie nicht auf Trachtenpflege verengen können, so schön und wichtig diese auch ist. Jahr für Jahr sehen wir an unseren Förderpreisträgern, dass junge Menschen aus Vertriebenenfamilien Hervorragendes in Wissenschaft, Kunst, Musik, Literatur und Volkstumspflege leisten und dabei unsere große Tradition einfließen lassen, ohne museal zu erstarren. In unseren Kulturorganisationen finden sich die meisten jungen und sehr jungen Landsleute, weshalb deren Unterstützung und Stärkung das zweite große Zukunftsziel ist. In diesem Sinne sind auch unsere großen Landsmannschafts-Museen, aber auch viele Heimatstuben längst nicht nur Ausstellungen, sondern Zentren des Gedankenaustausches und der Begegnung.

3. Geschichtliche Wahrheit

Mit dem Rückgang der Erlebnisgeneration gewinnt die Vermittlung und Dokumentation der geschichtlichen Wahrheit über die Vertreibung von

mehr als 14 Millionen Deutschen dramatisch an Bedeutung. Das gilt in besonderer Weise für die von Stalin nach Osten verschleppten deutschen Volksgruppen wie die Rußlanddeutschen, über deren Geschichte viel zu wenig bekannt ist. Dies ist eine der Ursachen für die Verständnislosigkeit, auf die oftmals nicht nur Vertriebene, sondern vor allem auch Aussiedler in unserer bundesdeutschen Gesellschaft stoßen.

Zeitzeugenprojekte, wie sie in den letzten Jahren begonnen wurden, müssen in Medien, Schulen und Universitäten vorangetrieben werden, solange diese wertvollen Wissensträger noch zur Verfügung stehen. Das wachsende Interesse in- und ausländischer Medien, das Thema Vertreibung aufzuarbeiten, muss von unserer Öffentlichkeit beherzt genutzt werden. Dazu werden auch neue Medien wie das Internet genutzt. Heimatortsgemeinschaften berichten, dass oft das Interesse der Enkelgeneration geweckt wird, wenn man sie beauftragt, eine Homepage über den Ort einzurichten und zu pflegen, aus dem ihre Vorfahren vertrieben wurden. Doch unsere Offensive im Bildungsbereich muss weitergehen, z.B. durch DVDs, wie sie schon in einigen Bundesländern an Schulen als audiovisuelles Unterrichtsmaterial eingesetzt werden.

Es geht schlichtweg darum, dass wir nach der Vertreibung aus der Heimat nicht auch noch aus der Geschichte vertrieben werden. Deshalb ist das von BvD-Präsidentin Erika Steinbach und Prof. Peter Glotz initiierte Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin von überragender Bedeutung. Die Verwirklichung dieses Projekts würde endlich eine Lücke schließen, die im deutschen und europäischen Bewusstsein auch sechzig Jahre nach unserer Vertreibung noch klafft. Diesen völkerrechtswidrigen Gewaltakt nicht aus der historischen Kausalkette wie aus dem Zusammenhang der weltweit nach wie vor stattfindenden Vertreibungen zu reißen, ist dabei kein Zugeständnis an Kritiker, sondern eine Selbstverständlichkeit, die wir der Ernsthaftigkeit unseres Anliegens schuldig sind.

4. Völkerverständigung

Innerhalb und außerhalb der Landsmannschaften wird deren Rolle im Verhältnis zu den jeweiligen Nachbarvölkern kontrovers diskutiert. Dabei gilt, was hier am Beispiel der Sudetendeutschen dargestellt werden soll, mutatis mutandis für alle Landsmannschaften.

Tschechen und Deutsche waren stets Nachbarn, und sie werden auch in Zukunft Nachbarn bleiben. Ihre Zusammenarbeit ist in einem sich einigenden Europa und in einer wirtschaftlich-technologisch zu einem Dorf gewordenen Welt wichtiger denn je und im Interesse beider Seiten. Die

Sudetendeutschen als zweites Volk der böhmischen Länder sowie als vierter Stamm Bayerns, der auch im übrigen deutschen Sprachraum fest verankert ist, haben hier eine historisch bedeutsame Brückenfunktion – wie auch Völker verbindende historische Regionen wie Ost- und Westpreußen, das Baltikum, Pommern, Schlesien, das Karpatenbecken, das Banat, die Batschka, Syrmien, Sathmar, das Buchenland oder Siebenbürgen (um nur diese herauszugreifen), in die sich unsere Landsmannschaften aktiv einbringen.

Zitiert

„Es geht schlichtweg darum, dass wir nach der Vertreibung aus der Heimat nicht auch noch aus der Geschichte vertrieben werden“.

Bernd Posselt MdEP

Unsere grenzüberschreitende Zusammenarbeit ist kein Selbstzweck und schon gar keine naive Spielerei, wie manche behaupten, sondern eine Notwendigkeit. Zum einen führt sie junge Deutsche zu den Wurzeln ihrer Vorfahren, zum anderen gibt sie aber auch jungen Tschechen oder Polen, die immer neugieriger danach fragen, Antworten, was die bislang verdrängte deutsche Vergangenheit der Städte und Dörfer betrifft, in denen sie leben. Die gemeinsame Suche nach den Wurzeln ist geeignet, die Völker zusammenzuführen und Wunden zu heilen, die sie sich in der Geschichte geschlagen haben und die immer noch heftig schmerzen.

Zur Wundheilung gehört aber auch eine ehrliche Diagnose, weshalb die besonders hart betroffene Erlebnisgeneration bei diesem Prozess der Völkerverständigung nicht ausgegrenzt werden darf und unbequeme Themen nicht unter den Tisch gewischt werden dürfen. Versöhnung muss auf der Basis von Wahrheit und Recht erfolgen; doch sie ist unmöglich, wenn nicht Vertrauen zueinander und Sympathie füreinander wachsen. Das kann aber nur gelingen, wenn dieser Prozess weiterhin von Hunderten von Begegnungen auf örtlicher Ebene unterstützt wird, wie sie unsere Heimatgliederungen und –verbände und unsere kulturellen Einrichtungen in vorbildlicher Weise durchführen.

5. Mitarbeit an einer internationalen Ordnung

Aufgrund des Schicksals unserer Landsmannschaften und Volksgruppen sind wir berufen, auf allen Ebenen aktiv an einer internationalen Ordnung mitzuarbeiten, die auf einem sauberen Menschenrechtsbegriff beruht und vor allem drei Prinzipien zum Durchbruch verhilft, die auch heute immer wieder schwer verletzt werden: Dem Volksgruppen- und

Minderheitenrecht, dem Recht auf die Heimat und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Letzteres müssen die Europäer künftig gemeinsam und nicht nationalistisch gegeneinander verwirklichen, wollen sie es in einer immer gefährlicheren Welt nicht endgültig verspielen. Dieses Jahr ist es hundert Jahre her, seit Tschechen und Sudetendeutsche im Kronland Mähren den Mährischen Ausgleich verwirklichen, an den ähnliche Bestrebungen in Galizien, dem Buchenland und nach dem Ersten Weltkrieg im Baltikum anknüpften. Der Mährische Ausgleich ist bis heute eines der besten Modelle für das Zusammenleben mehrerer Volksgruppen und deshalb ein Vorbild für entsprechende Regelungen, die europa- und weltweit angepackt werden müssen. 60 Jahre nach der Vertreibung sehen wir, wie im Kaukasus und im Sudan, auf dem Balkan und im Kongo so genannte „ethnische Säuberungen“ wieder zum Mittel der Politik gemacht werden. Deshalb ist es unser historischer Auftrag, in geduldiger Kleinarbeit fortwirkendes Unrecht zu überwinden, neues Unrecht zu bekämpfen und an einer internationalen Ordnung mitzuwirken, die verhindert, dass unsere Kinder und Enkel dasselbe Schicksal erleiden wie die Ost-, Sudeten- und Südostdeutschen vor nunmehr sechs Jahrzehnten.

Diese fünf Ziele schließen nicht aus, dass es noch andere Aufgaben geben kann, die es anzupacken gilt. Sie sind aber mit Zähigkeit, Fleiß, Geduld und Gottvertrauen erreichbar. Zumindest sind sie des Schweißes der Edlen wert.

Bernd Posselt MdEP (DOD)

Annette Wilbers-Noetzel

Die Eingliederung von Flüchtlingen und Vertriebenen im Emsland nach dem Zweiten Weltkrieg

Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg mit der bedingungslosen Kapitulation des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht – ein Ereignis, das sich in diesem Jahr zum 60. Mal jährt und Anlass ist für zahlreiche Erinnerungsveranstaltungen. Verbunden mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam es zu großen Wanderungsbewegungen, die einerseits durch die Flucht der Deutschen aus den Ostgebieten und durch die spätere Vertreibung initiiert wurden. In diesem Beitrag geht es nicht um die Schicksale während Flucht und Vertreibung, sondern um die Auswirkungen der Zuwanderung durch die Flüchtlinge und Vertriebenen in den Aufnahmegebieten.

Dabei handelt es sich im Landkreis Emsland um einen besonderen Aspekt der Nachkriegsgeschichte. Denn: Das Emsland, dessen Geschichte jahrzehntelang eher durch Abwanderung der eigenen Bevölkerung als durch Zuwanderung gekennzeichnet war, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der durch Flüchtlinge verursachten Bevölkerungsexplosion mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Die Aufnahme der Flüchtlinge und die damit zusammenhängenden Wohnungs-, Kleidungs-, Ernährungs- und Arbeitsprobleme bedeuteten eine große Belastung. Andererseits war sie jedoch auch eine neue Chance für die Region – wie die vielfältigen Spuren des Integrationsprozesses zeigen.¹

Bevölkerungsentwicklung durch Zuwanderung

Die ersten Flüchtlinge erreichten das Emsland vereinzelt schon Ende 1944, größere Flüchtlingstransporte mussten bereits ab März 1945 aufgenommen werden. Diese Flüchtlinge v.a. aus Ostpreußen und Pommern erlebten somit den Durchzug der Front in den ersten Apriltagen. Dadurch war der Krieg im Emsland schon vor der offiziellen Kapitulation des NS-Regimes beendet.

Die Zahl der aufzunehmenden Personen stieg nach dem Ende des Krieges stark an. Gerade ländliche Gebiete waren im Gegensatz zu den Städten nur in geringem Umfang von Kriegs- und Bombenschäden betroffen, so dass die Flüchtlinge und Vertriebenen aufgrund von wohnungswirtschaftlichen und versorgungstechnischen Grundüberlegungen größtenteils dort untergebracht wurden. In dieses Schema passten auch die emsländischen Kreise mit ihrer durchweg landwirtschaftlichen Prägung.

Durch die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen kam es in der Bevölkerungsentwicklung des Emslandes zu einem sprunghaften Anstieg. Der signifikante Anstieg insbesondere zwischen 1945 und 1947 lässt sich auf die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen zurückführen. Im Anschluss kam es in Aschendorf-Hümmling und Meppen zu einem geringen Bevölkerungsrückgang, während der Kreis Lingen einen weiteren Höchststand im Jahr 1949 verzeichnete.

Tab.: Anteil der Flüchtlinge an der Wohnbevölkerung in den Alt-kreisen des Emslandes 1946 und 1950

	Aschendorf-Hümmling	Meppen	Lingen
<i>Oktober 1946</i>	13,1%	14,0%	19,4%
<i>September 1950</i>	15,1%	18,3%	21,2%

Dennoch war der Anteil der Flüchtlinge an der Wohnbevölkerung im Gegensatz zu den östlichen Regionen Niedersachsens relativ gering. In keiner Gemeinde lag der Anteil der einheimischen Bevölkerung unter 50%, wie z.B. in den Kreisen Dannenberg oder Fallingb. Die Ursache hierfür ist in der geographischen Lage des Emslandes zu sehen, da die Flüchtlinge und Vertriebenen in größerem Umfang nur durch spezielle Transporte in den Nordwesten kamen, die meisten blieben in den östlichen Grenzregionen. Die höchste Aufnahmequote im Emsland verzeichnete mit gut 21% im Jahre 1950 der Kreis Lingen.

Innerhalb der Region kam es zu einer ungleichmäßigen Verteilung der Flüchtlinge auf die drei Altkreise. Der Kreis Lingen hatte im Oktober 1946 bereits 12.126 Flüchtlinge aufgenommen. In den beiden anderen Kreisen waren es deutlich weniger Personen: in Meppen 7.600 und in Aschendorf-Hümmling 8.527.

Im Gegensatz zum Kreis Lingen mussten in den anderen beiden Emslandkreisen mehr DPs untergebracht werden. Durch die Militärregierung wurden mehrere Displaced Persons- und Ex-Prisoner of War-Lager eingerichtet, im Kreis Meppen acht und im Kreis Aschendorf-Hümmling zeitweise elf Lager.² Dieser Sachverhalt und die Tatsache, dass der Kreis Lingen aufgrund seiner landschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur aufnahmefähiger erschien, wird die übergeordneten Behörden zu dieser ungleichmäßigen Zuteilung veranlasst haben.

Die Zahlen der Volkszählung von 1950 belegen, dass die Flüchtlinge etwas gleichmäßiger auf die Gemeinden entsprechend der Wohnbevölkerung verteilt worden waren. Auch die Städte wie Lingen, Meppen, Haselünne und Papenburg hatten mehr Zuwanderer aufnehmen müssen. Im Kreis Meppen verzeichnete die Gemeinde Dalum mit 42% einen besonders hohen Anteil an Vertriebenen, da sich dort ein großes Flüchtlingswohnlager befand und die Erdölförderung anziehend auf vertriebene Arbeitnehmer wirkte. Das Dorf Emen verzeichnete mit 34,5% einen ebenfalls hohen Wert, weil dort zusätzlich zu den 72 Einheimischen noch 38 Flüchtlinge wohnten. In direkter Nachbarschaft dazu lag Haren, das aufgrund der Wohnungsschäden durch die Evakuierung für die polnischen DPs nur einen Anteil von 9,1% aufwies.

Der Kreis Aschendorf-Hümmling verzeichnete auch 1950 noch einen großen Anteil von Gemeinden, in denen die Vertriebenen mit weniger als 18% vertreten waren. Als wirtschaftlich schwächster Kreis mit dem Sta-

tus eines „Notstandsgebietes“, der auch nicht von der aufkommenden Erdölindustrie profitierte, blieb der grundsätzliche Anteil der Flüchtlinge an der Wohnbevölkerung immer unter dem Anteil der anderen emsländischen Kreise. Die höchsten Werte erreichten Neusustrum mit 32,5% und Rastdorf mit 29,8%, da in diesen Gemeinden größere Flüchtlingslager bestanden. Neuvrees verzeichnete einen geringen Anteil von 9,9%, da auch dieser Ort monatelang für die Unterbringung von DP's evakuiert gewesen war.

Im Kreis Lingen waren die Flüchtlinge relativ gleichmäßig verteilt, die meisten Gemeinden erreichten eine Belegungsquote von 20-30%, nur wenige lagen unter 18%.

Tab.: Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen aus Schlesien, Pommern und Ostpreußen im September 1950

	Aschendorf - Hümmeling	Meppen	Lingen	Gesamt
<i>Schlesien</i>	3.249	2.375	6.239	11.863
<i>Pommern</i>	1.873	2.823	2.086	6.782
<i>Ostpreußen</i>	1.927	2.658	2.876	7.461

Quelle: Wege aus dem Chaos, S. 236

Zur Verteilung lässt sich abschließend sagen, dass nach dem Kriege die Flüchtlinge insbesondere aus den Transporten den einzelnen Gemeinden zunächst zugewiesen wurden, zu Korrekturen kam es dann einerseits durch Umverteilungen, in größerem Maße aber durch die selbstinitiierte Abwanderung von Vertriebenen, die sich mit ihrer zufälligen neuen Heimat nicht abfinden wollten.

Von den insgesamt bis zum September 1950 im Emsland aufgenommenen Flüchtlingen stammten aus Schlesien 32,4%, aus Pommern 18,5% und aus Ostpreußen 20,4%.³ Die Verteilung auf die Kreise zeigt einige Unterschiede auf. Wie die Tab. zeigt, war im Kreis Lingen die Gruppe der Schlesier besonders stark vertreten. Dieser hohe Anteil der Schlesier ist v.a. auf die zahlreichen Vertriebenentransporte der „Aktion Schwalbe“ im Jahr 1946 mit dem Kreis Lingen als Hauptaufnahmegebiet im Emsland zurückzuführen. Im Kreis Meppen sind die drei Gruppen relativ gleich stark vertreten. Im emsländischen Vergleich hat Meppen mehr Pommern aufgenommen, die zu einem großen Teil wie die Ostpreußen unmittelbar vor oder nach Kriegsende untergebracht werden mussten.

Wohnungsprobleme auf dem Lande

Der Flüchtlingszustrom stellte ein dauerhaftes Problem für alle ländlichen Regionen dar. In den emsländischen Gemeinden kam es zu den größten Unzufriedenheiten auf beiden Seiten auf Grund der engen Wohnraumbelegung. In der Anfangszeit wurden nur wenige Flüchtlinge und Vertriebene in den Städten Lingen, Meppen und Papenburg untergebracht, da hier die Wohnraumsituation bereits durch Besatzungstruppen, DPs und Kriegszerstörungen sehr angespannt war. Überwiegend wurden die Zuwanderer daher zunächst auf dem Lande untergebracht.

Die emsländischen Bauernhäuser ermöglichten jedoch oft keine zusätzliche Wohnbelegung. Es gab überwiegend nur die große Bauernküche mit angrenzenden kleinen Kammern, deren Fassungsvermögen für die kinderreichen emsländischen Familien oftmals schon nicht ausreichte. Das Dachgeschoss war außerdem bis auf wenige Ausnahmen nicht ausgebaut. Dieser Grundriss der Bauernhäuser war mitentscheidend für die unzureichenden Unterbringungsmöglichkeiten. Dabei waren 40% aller Wohngebäude 1950 Bauernhäuser. In Aschendorf-Hümmling mit der höchsten absoluten Zahl an Wohngebäuden waren es sogar 45%.

Die emsländischen Bauernhäuser besaßen eine große Küche, von der mehrere Türen zu den einzelnen Stuben und Kammern führten.⁴ Eine Küche hatte häufig fünf, sechs oder mehr Türen, und konnte daher nicht ohne weiteres als Wohnraum genutzt werden. Die kleinen Zimmer, die normalerweise als Schlafraum für Einzelpersonen dienten, konnten nicht mehr als ein Bett aufnehmen und waren unbeheizt. In den Bauernhäusern wurden aber nicht nur die Dienstbotenkammern beschlagnahmt, sondern teilweise auch die „guten Stuben“. Angesichts von Durchgangszimmern und der gemeinsamen Benutzung der Küche konnten die Lebensbereiche nicht voneinander abgegrenzt werden. Die Überschneidungen der Lebenssphären führten daher überall zu unvermeidlichen Konflikten zwischen Einheimischen und Zuwanderern.⁵ Den Flüchtlingen waren außerdem die Wohnverhältnisse auf dem Land teilweise zu primitiv, besonders wenn sie vorher in einer Stadt gelebt hatten.⁶

Zahlreiche Notwohnungen mussten daher in den Dörfern requiriert werden, um die Neuankömmlinge notdürftig unterzubringen. In den Urteilen der zuständigen Verwaltungen wurden diese Räume häufig als „menschunwürdig“ bezeichnet.⁷ Jeder Raum wurde in Anspruch genommen, der nur irgendwie zur Unterbringung von Menschen gebraucht werden konnte.⁸ Im Raum Lingen wurden z.B. Backhäuser und Stallungen auf den Bauernhöfen, Wochenendhäuser und Fischerhütten an der Ems, Wehrmachtsbaracken und Flakstellungen zu Notwohnungen umfunktio-

niert.

Aufgrund der unzureichenden Möglichkeiten, die Flüchtlinge und Vertriebenen in dem vorhandenen Wohnraum unterzubringen, wurde im Emsland ebenso wie in anderen Regionen nach Ersatzunterbringungsmöglichkeiten gesucht. So entstanden in der Nachkriegszeit zahlreiche Flüchtlingslager. Insbesondere in den Kreisen Meppen und Aschendorf-Hümmling wurden Durchgangs- und Wohnlager eingerichtet. Es handelte sich vorwiegend um alte Holzbaracken der früheren NS-Organisationen wie dem Reichsarbeitsdienst, in denen zuvor überwiegend Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter untergebracht worden waren. Die Entscheidung für die Einrichtung der Flüchtlingslager als überwiegend primitive Sammelunterkünfte wurde von den Kreisen ganz bewusst gefällt. Sie sollten angesichts der ständigen Zuweisungen für eine Erleichterung der einheimischen Bevölkerung sorgen. Diese Unterbringungsform führte in einigen Gemeinden zu einem überdurchschnittlichen Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen an der Wohnbevölkerung. Als Beispiele zu nennen wären die Lager in Dalum⁹ und in Rastdorf¹⁰.

Ein solcher „Notbehelf“ wurde für viele zum Dauerzustand, in denen sich ein Eigenleben der Flüchtlinge entwickelte.¹¹ „Man war unter seinesgleichen, sprach oft denselben Dialekt und trug die gleiche abgerissene Kleidung, die einen unter den Einheimischen sofort zum Fremden abstempelte.“¹² Die Unterbringung in Lagern führte aber nicht zu einer Eingliederung, weil es sich dabei keineswegs um „angemessenen“ Wohnraum handelte.

Die Übernahme der Requirierung und Zwangseinquartierungen auf Grund der Wohnraumbewirtschaftung übernahmen in den meisten Gemeinden die Kreiswohnungsämter. Für örtliche Wohnungsausschüsse und Bürgermeister war es eine brisante sowie unangenehme Aufgabe, den tatsächlich vorhandenen Wohnraum exakt zu ermitteln und den Nachbarn oder Verwandten somit „Fremde“ ins Haus zu bringen.¹³ Im ländlichen Sozialsystem waren die Verantwortlichen in dieser Angelegenheit eher „befangene“ als „objektive“ Akteure.

Zu einer Entspannung auf dem Wohnungsmarkt kam es erst mit dem Anlaufen der Bautätigkeit nach der Währungsreform. Insbesondere aber ab Anfang der 50er Jahre, als die Finanzierungsmöglichkeiten verbessert und genügend Baustoffe zur Verfügung standen.

Strukturwandel der Gemeinden durch Flüchtlingsansiedlungen

Die Wohnraum-Konflikte wurden noch dadurch verstärkt, dass die neuen Mitbewohner als „Fremde“ eingestuft wurden. „Die Fremdheit des Anderen, ob nun wegen seiner unterschiedlichen Herkunft oder Konfession, seiner Bräuche oder Sprache, behinderte die Kommunikation und verschärfte die gegenseitige Abneigung.“¹⁴ Es muss für die agrarisch geprägten Räume davon ausgegangen werden, dass erst die Eingliederung der Flüchtlinge das dörfliche Sozialmilieu tiefergehend beeinflusste und veränderte. Die Zivil- und Zwangsarbeiter, die vor 1945 in den Dörfern präsent waren, hatten einen anderen Status als die Flüchtlinge und waren billige, zwangsweise angepasste Arbeitskräfte, die nicht auf Dauer in den Orten verweilen wollten. Die Flüchtlinge kamen in größerer Zahl, stellten andere Ansprüche und waren in das bestehende soziale und wirtschaftliche Milieu nur bedingt einzubinden.¹⁵

Denn alle Landgemeinden mit ihrer überwiegend landwirtschaftlichen Ausrichtung boten den Vertriebenen wenig Chancen für eine langfristige Existenz. Bessere Integrationsmöglichkeiten boten sich in den Orten, die am industriellen Aufwind des Emslandes nach dem Zweiten Weltkrieg teilnehmen konnten. Arbeitsplätze in der Erdölwirtschaft und im Torfbetrieb begünstigten die Ansiedlung in Orten wie Dalum, Geeste, Groß-Hesepe oder Rühlertwist, so dass sich das Erscheinungsbild dieser Landgemeinden stark veränderte. Neue Wohnsiedlungen in größerem Umfang erforderten zusätzlich auch eine verbesserte Infrastruktur, die in diesen Gemeinden dann stärker forciert wurde als in den Orten, die an dieser industriellen Entwicklung des Emslandes nicht beteiligt waren.¹⁶ Viele Flüchtlinge nutzten die Chance, wohnräumliche und wirtschaftliche Integration so miteinander zu verbinden.

Es kam zu einem „äußeren“ Strukturwandel durch die Neugestaltung der betreffenden Gemeinden. Symbolisch stand besonders Dalum mit seinem neuen Gesicht für das „Emsland der Zukunft“, wie es in einem Zeitungsbericht der Ems-Zeitung im Juli 1955 hieß: „Am bezeichnendsten aber für die starke Bautätigkeit Dalums, die das Dorfbild völlig verwandelte, sind die 240 Häuser, die in den letzten Jahren errichtet wurden. Man könnte fast von einem neuen Dorf in der alten Gemeinde Dalum sprechen.“¹⁷

Eine wohnräumliche Integration durch verstärkten Wohnungsbau war in größerem Umfang nur durch die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung des Emslandes möglich. Ohne einen gesicherten Arbeitsplatz wurden die besonderen Finanzierungshilfen den Flüchtlingen nicht gewährt. Der Wohnungsbau für Landarbeiter konnte im Gegensatz dazu die Situation

auf dem Wohnungsmarkt nur unwesentlich entschärfen, da dadurch keine größeren Bevölkerungsgruppen gebunden wurden. Nur vereinzelt entstanden dadurch landwirtschaftliche Kleinstellen auf dem Land.

Diese Veränderungen der Siedlungsstruktur wurden durch die Industrialisierung ermöglicht, die in den ersten Nachkriegsjahren v.a. eine Ausschöpfung der im Emsland vorhandenen Bodenschätze bedeutete. Die Flüchtlinge hatten insofern einen großen Anteil an der Umgestaltung einiger Gemeinden, weil sie die im Industriesektor angebotenen Arbeitsplätze im Gegensatz zu den Einheimischen verstärkt annahmen und dann im Wohnungsbau aktiv werden konnten.

Insgesamt gesehen dürfte es aber nur in wenigen Landgemeinden keine langfristigen Auswirkungen durch den Flüchtlingszustrom gegeben haben. Nur in den seltensten Fällen verließen alle Zuwanderer den Ort der Erstaufnahme wieder. Viele pendelten zwischen ländlichem Wohnort und dem gewerblich oder industriellen Arbeitsplatz. Auch selbständige Beruflose, Rentner und Fürsorgeempfänger blieben im ländlichen Bereich zurück. Baugebiete mit Straßennamen wie Breslauer Weg oder Pommernstraße dokumentieren diese Veränderungen im Ortsbild bis heute.

Wandel im konfessionellen Bereich

Alle drei emsländischen Kreise mit ihrem durchweg katholisch geprägten Milieu nahmen zum größten Teil evangelische Flüchtlinge und Vertriebene auf.

Tab.: Konfessionsanteile der Bevölkerung im Oktober 1946

<i>Konfession</i>	Vertriebene		Ortsanwesende Bevölkerung (ohne Vertriebene)	
	evangelisch	römisch-katholisch	evangelisch	römisch-katholisch
<i>Aschendorf-Hümmling</i>	59,11%	37,65%	9,19%	90,53%
<i>Meppen</i>	71,77%	25,59%	7,03%	92,52%
<i>Lingen</i>	57,13%	40,54%	14,53%	85,04%
Gesamt	61,60%	35,71%	10,30%	89,33%

berechnet nach: Niedersächsisches Amt für Landesplanung und Statistik 1950

Ihr Anteil betrug über 61%, im Kreis Meppen sogar über 71%. Sie trafen im Kreis Aschendorf-Hümmling und Meppen auf eine Bevölkerung, die zu über 90% römisch-katholisch war. Im Kreis Lingen lag dieser Anteil unter 90%, weil v.a. in der Stadt Lingen ein rößerer Anteil evangelischer Christen lebte.

Die Unterschiede der jeweiligen Anteile katholischer Vertriebener in den Konfessionsstrukturen der einzelnen Kreise ist auf den großen Anteil der Schlesier im Kreis Lingen und auch in Aschendorf-Hümmling zurückzuführen. Im Kreis Lingen waren im Oktober 1946 mehr als 40% der Flüchtlinge und Vertriebenen katholisch, im Kreis Aschendorf-Hümmling mehr als 37%. Auch in den übrigen Kreisen Niedersachsens mit einem großen Anteil an Vertriebenen aus Schlesien ist der katholische Anteil relativ hoch. Im Kreis Meppen mit seinem geringeren Anteil an schlesischen Vertriebenen gehörten nur etwas mehr als 25% der römisch-katholischen Kirche an. Die Dominanz des katholischen Milieus wurde durch die Zuwanderer nicht aufgehoben. Durch die Zunahme der konfessionellen Minderheit wurde diese jedoch zunächst leicht abgesenkt.

Die Evangelisch-lutherische Landeskirche erkannte im Emsland eine neue große Aufgabe, die Betreuung der Gemeindemitglieder zu gewährleisten.

Katholische Vertriebene - insbesondere aus dem ostpreußischen Ermland und aus der schlesischen Grafschaft Glatz¹⁸ fanden im Emsland eine vergleichbare Konfessionsstruktur vor. Im Regierungsbezirk Osnabrück und noch stärker auf Landesebene mussten viele Katholiken ansonsten in der Diaspora leben. Für die katholischen Vertriebenen im Emsland bedeutete dies, dass sie eine grundsätzliche konfessionelle Übereinstimmung erfuhren und sich daraus Vorteile für das Zusammenleben ergaben. Andererseits unterschieden sich insbesondere die Grafschaft Glatzer Katholiken durch ihren stark gemütsbetonten Glauben und durch ihr Liedgut von den emsländischen Katholiken. Die katholische Kirche baute für die Betreuung der F und V eine organisatorisch eigenständige Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge auf, die personell weitgehend durch Angehörige des vertriebenen Klerus geleistet wurde.

Die Spannungen und Schwierigkeiten im Zusammenleben von Christen verschiedener Konfessionen, insbesondere zwischen Katholiken und Lutheranern waren offensichtlicher. Superintendent Kurth vermutete im März 1946 eine „Art Gegenreformation“ im „schwarzen“ Emsland: „Jedenfalls häufen sich die Klagen der Flüchtlinge darüber, daß sie um ihres

Glaubens willen Beschimpfungen hinnehmen und hartherzige Zurückweisungen erdulden müssen; häufig wird versucht, die Glieder unserer Gemeinden zum Besuch katholischer Gottesdienste zu veranlassen; vor allem die Kinder werden von den Bauernfamilien, bei denen sie untergebracht sind, in Gottesdienste und zu Stundengebeten mitgenommen, ja sogar im einzelnen zur Teilnahme an der Kommunion und zum Kreuzschlagen veranlaßt. Wo sich Glieder unserer Gemeinden solchen Einflüssen entschieden widersetzen, müssen sie Beschimpfungen wie „lutherische Ketzer“, „Heiden“, „Gottlose“ oder gar „lutherische Schweine“ (!) hören. Leider sind das keine Einzelfälle!¹⁹

Die Akzeptanz für den anderen Glauben musste in den emsländischen Gemeinden erst geschaffen werden. Aber auch die katholischen Pastoren haben in dieser schwierigen Situation nicht immer positiv auf ihre Gemeindemitglieder eingewirkt. Manche waren eher ein schlechtes Beispiel: Die Flüchtlinge in der Gemeinde Lahn beschwerten sich im August 1949 über den Pfarrer, der sich gegenüber einem evangelischen Schüler herablassend darüber geäußert hatte, dass nur Kühe und Kälber Geburtstag feiern würden, „wir aber feiern Namenstag“.²⁰ Dies dokumentiert die Dominanz des katholischen Milieus, die jedoch gerade in dieser Hinsicht durch die Anwesenheit der Flüchtlinge aufgebrochen wurde. Auch im Emsland verdrängte der Geburtstag langfristig die Stellung des Namenstages und führte dadurch zu einer Angleichung an bundesdeutsche Sitten.

Von der katholischen Kirche wurde die Distanz zu den „andersgläubigen“ Christen auch in der Hinsicht gefördert, dass die Katholiken keine Lebensgemeinschaft mit den Evangelischen eingehen sollten, um z.B. bei der Erziehung gemeinsamer Kinder keine Probleme zu bekommen. Bei allen Gelegenheiten des Gemeindelebens wurde auf die Heiligkeit der Ehe und „auf die Gefahr hingewiesen“, die von solchen Eheschließungen ausgehe. Es muss davon ausgegangen werden, dass zahlreiche Ehen auf den Dörfern zwischen einem katholischen und einem evangelischen Partner mit einem Übertritt des evangelischen Partners zur katholischen Kirche verbunden war, um sich dem katholischen Milieu anzupassen.

Bis 1961 nahm der evangelische Bevölkerungsanteil wieder ab. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sehr viel mehr evangelische als katholische Flüchtlinge das Emsland verlassen haben.²¹ Schlechte wirtschaftliche Aussichten verstärkten die Abwanderung von Vertriebenen, die nicht der konfessionellen Bevölkerungsmehrheit angehörten. So ist gerade im Kreis Aschendorf-Hümmling eine hohe evangelische Abwanderung fest-

zustellen. Der evangelische Bevölkerungsanteil nahm dort von 1946 bis 1961 um 5,4% ab. Allgemein sank in den Dörfern die Zahl der evangelischen Christen durch Abwanderung, während z.B. in der Stadt Lingen bis 1953 weitere evangelische zuzogen.²² Die lutherische Gemeinde erwartete dort einen weiteren Impuls durch die Erdölraffinerie und die dort benötigten Arbeitskräfte. Die Ansiedlung evangelischer Flüchtlinge geschah im Emsland verstärkt an den Orten, an denen bereits kleinere Glaubensgruppen vorhanden waren. Aus kleinen Kapellengemeinden entstanden dadurch selbständige Kirchengemeinden.

In der überwiegenden Mehrzahl der emsländischen Gemeinden etablierte sich die evangelische Kirche nicht. Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit beispielsweise Lähden als ein rein katholisches Dorf der Vorkriegszeit eine gemischt religiöse Bevölkerungsstruktur mit 20 Prozent Protestanten aufwies, war diese Entwicklung bis 1969 fast vollständig wieder aufgehoben, da nur noch 3,3 Prozent evangelische Christen am Ort waren.²³ Dies dokumentiert, dass das katholische Milieu in den emsländischen Landgemeinden bis auf wenige Ausnahmen so dominant war, so dass evangelische Christen sich zur Abwanderung entschieden. Langfristig gesehen hat die Anwesenheit von Flüchtlingen jedoch zu einer Verständigung zwischen den beiden, lange Zeit streng getrennten Konfessionen beigetragen.

Landwirtschaftliche Eingliederung

In den Nachkriegsjahren herrschte wegen des Abzugs der 'Fremdarbeiter' und der extensiven Anbauweise in der Landwirtschaft generell ein chronischer Arbeitskräftebedarf. Die Bauern sahen in den zugezogenen Flüchtlingen nur einen Arbeitskräfteersatz für die 'Fremdarbeiter'. Zunächst lösten die neuen Zuwanderer auch das Problem, weil sie v.a. infolge der schlechten Ernährungslage und dem Fehlen anderweitiger Erwerbschancen die fehlenden Arbeitskräfte ersetzten. Gegen Naturalentlohnung waren viele bereit, vorerst in der Landwirtschaft zu arbeiten. Die Flüchtlinge vermerkten in diesem Zusammenhang jedoch negativ, bei der Aufnahme in den Dörfern hauptsächlich unter dem „Gesichtspunkte der Arbeitsfähigkeit“ ausgesucht zu werden. Durch den „Eindruck eines Sklavenmarktes“ erlebten die Vertriebenen in allen Regionen teilweise einen sozialpsychologischen Statusverlust.²⁴

Exner betont in seiner Untersuchung westfälischer Landgemeinden, dass es in den Kriegs- und Nachkriegsjahren zu einer kurzfristigen Reagrarisierung auf Grund der erhöhten Zahl von familienfremden Arbeitskräften

gekommen sei.²⁵ Dies war jedoch nur eine temporäre Entwicklung in der deutschen Agrarwirtschaft. Die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer ging im Laufe der fünfziger Jahre rapide zurück. Die wirtschaftlichen Lücken mussten hauptsächlich von den Bauernfamilien aufgefangen werden. Dies war einer der Impulse zur Mechanisierung der Landwirtschaft. Angesichts des anhaltenden Mangels an Arbeitskräften in der Landwirtschaft verhärtete sich seit 1949/50 die Ablehnung der Flüchtlinge durch die Bauern weiter.²⁶ Die verbesserten Leistungen wie Fürsorgeunterstützung, Arbeitslosengeld, Unterstützungsgelder aus Soforthilfe und Lastenausgleich führten dazu, dass Flüchtlinge sich aus einem landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnis zurückzogen, ohne eine besser bezahlte Tätigkeit annehmen zu müssen.

Die vielen vertriebenen Landwirte unter der zuwandernden Bevölkerung hatten sehr schlechte Chancen, ihrer vorherigen Stellung gemäß in das Berufsleben eingegliedert zu werden. Dies trifft für das gesamte westliche Aufnahmegebiet zu. Da eine Bodenreform wie in der SBZ ausblieb, kam es nicht zu einer tiefgreifenden Umverteilung der Besitzverhältnisse. Deshalb gelang es bundesweit nur wenigen Flüchtlingsbauern, im westdeutschen Aufnahmegebiet wieder einen landwirtschaftlichen Betrieb eigenständig zu leiten. Die größten „Eingliederungserfolge“ wurden durch die Nebenerwerbssiedlungen erreicht. Das Emsland mit seinen staatlichen Siedlungsgebieten bot noch verhältnismäßig gute Chancen, einen „mittelbäuerlichen“ Familienbetrieb zu bewirtschaften, der zudem nicht auf einem Pachtverhältnis beruhte.

Zumeist konnten die vertriebenen Landwirte nicht auf eine größere Unterstützung durch die zuständigen Bauernverbände hoffen, da diese es sich nicht mit den einheimischen Bauern verderben wollten.²⁷ Daher war hier Selbsthilfe durch eigene Interessenvertreter nötig. Auch in den emsländischen Altkreisen standen den Siedlungswünschen der Vertriebenen die Eigeninteressen der einheimischen Bauern gegenüber. Im Fall der Durchsetzung der Emslanderschließung wirkten im Emsland die Interessen der Vertriebenen nach Siedlungsland und jene der einheimischen Landvolkverbände jedoch laut Maier „gewollt oder ungewollt“ zusammen.²⁸ Die quotengebundene Verteilung der durch die Erschließungsarbeiten geschaffenen Siedlerstellen führte jedoch wieder zu großen Auseinandersetzungen der Interessenverbände.

Die Modernisierung der Landwirtschaft wurde durch angesiedelte Flüchtlingsbauern unterstützt. Zum Teil standen die Flüchtlingsbauern dem Einsatz von landwirtschaftlichen Maschinen aufgeschlossen gegen-

über, während alteingesessene Bauern hier eher skeptisch blieben.²⁹ Hierfür verantwortlich waren z.B. die Erfahrungen, die vertriebene Bauern in ihren alten Siedlungsgebieten gemacht hatten. Erker führt beispielsweise für sein bayrisches Untersuchungsgebiet aus, daß man dort, wo die Flüchtlingsbauern wegen ihrer vielfach andersartigen Bewirtschaftungsmethode anfangs noch misstrauisch beäugt worden waren, oft insgeheim auch bald die neue Arbeitsweise übernahm.³⁰ Demgegenüber benötigten die Vertriebenen aber auch die Hilfestellung der einheimischen Bauern. Insbesondere im Emsland auf den frischkultivierten Moorböden gab es immer wieder Bearbeitungsprobleme, wo Ratschläge von einheimischen Nachbarn hilfreich waren.

Ökonomisch gesehen waren viele der Flüchtlingsbauern, die nur einen Kleinstbetrieb oder ein Haus erhalten hatten und ihren Hauptverdienst in der Industrie oder im Gewerbe erarbeiteten, im Strukturwandel der Landwirtschaft wirtschaftlich bald besser gestellt als ihre selbständigen Kollegen. Im Gefolge des Wirtschaftsaufschwungs konnten diese, wie auch die Untersuchung von Erker zeigt, bald ein Vielfaches von dem verdienen, was ihre „sich abrackernden, früheren Berufskollegen“ insbesondere aus den gepachteten Höfen herauszuholen vermochten.³¹ Aus der „landwirtschaftlichen Eingliederung“ wurde dadurch lediglich eine wohnräumliche Eingliederung, weil aus der landwirtschaftlichen Nebentätigkeit meistens langfristig nur ein Hobby wurde. Zu den Verlierern zählten in diesem ebenso wie in anderen Wirtschaftszweigen eindeutig die Angehörigen der älteren Generation. Sie schieden in großer Zahl frühzeitig aus dem Erwerbsleben aus.³²

Wirtschaftliche Eingliederungsmöglichkeiten in Industrie und Gewerbe

Die Flüchtlinge und Vertriebenen trafen im Emsland auf ein sehr begrenztes Arbeitsplatzangebot. In größerem Umfang waren zunächst nur Beschäftigungsmöglichkeiten in der Landwirtschaft gegeben. Wie in anderen ländlichen Regionen ersetzten die Flüchtlinge als Arbeitskräfte die 'Fremdarbeiter' und Kriegsgefangenen, die zuvor gezwungenermaßen in den Dörfern eingesetzt worden waren.³³ Erst allmählich wurden in den emsländischen Altkreisen zusätzliche Arbeitsplätze in der Torf-, Erdöl- und Bauwirtschaft angeboten. Die Zuwanderer mussten sich diesen ökonomischen bzw. Arbeitsplatzbedingungen des Aufnahmegebietes anpassen, da ihre prekäre wirtschaftliche Situation sie zwang, vorgefundene bzw. angebotene Arbeitsplätze anzunehmen, ohne Rücksicht auf Qualifikation und Stellung im Beruf.³⁴

In einigen ländlichen Regionen setzte die Modernisierung der Wirtschaftsstruktur bereits während der Kriegsjahre ein, weil Gewerbebetriebe von den Großstädten aufs Land verlegt wurden.³⁵ Für das Emsland ist eine verstärkte Ansiedlung von Betrieben in den Kriegsjahren nicht nachweisbar. Die Grenzlage, die schlechte Infrastruktur wie z.B. in Bezug auf die Elektrifizierung und die ungenügende Verkehrslage dürften auf die Unternehmen, die nach einem neuen Standort suchten, wohl eher abschreckend gewirkt haben. Der Prozess der Vergewerblichung und Industrialisierung hat daher im Emsland erst mit dem Beginn der strukturfördernden Maßnahmen in den fünfziger Jahren beginnen können.

Die in der Region verbliebenen Flüchtlinge partizipierten am Strukturwandel der Region, den sie indirekt forciert hatten, da der enorme Bevölkerungszuwachs durch die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen der wichtigste Antrieb für die Annahme des Emslandplanes im Bundestag war.³⁶ Durch die Emslanderschließung wurden ab 1950 u.a. aus ERP-Mitteln vielfältige Infrastrukturmaßnahmen durchgeführt, die den wirtschaftlichen Aufschwung des Emslandes ermöglichten. Sie führte auch tzu einer indirekten Förderung der gewerblichen Wirtschaft, weil zahlreiche Betriebe, darunter auch Vertriebenenbetriebe, eine erhöhte Auftragslage durch die Maßnahmen der Emsland GmbH verzeichnen konnten.³⁷

Von 1950 bis 1960 profitierte aber hauptsächlich die Landwirtschaft von den Erschließungsmaßnahmen. In die Moor- und Öndlanderschließung wurden große Beträge investiert, während für die Wirtschaftsförderung und den Ausbau der Industrie nur geringe Summen zur Verfügung gestellt wurden. Meier bezeichnet diese unterschiedliche Subventionierung von agrarischen und gewerblich-industriellen Betrieben als „Subventionsschizophrenie“.³⁸ Während die Landwirtschaft traditionell offen oder versteckt subventioniert wurde, war eine Förderung des industriellgewerblichen Bereichs aus der damaligen politischen und wissenschaftlichen Sicht ein Verstoß gegen die freie Marktwirtschaft. Die Emsland GmbH musste sich den Vorgaben des Bundesfinanzministeriums beugen, das noch 1955 eine unmittelbare Finanzierung von Betrieben ablehnte. Das Emsland blieb daher bis Anfang der 60er Jahre ein gewerbliches Problemgebiet

Der Druck der Flüchtlinge auf den Arbeitsmarkt verstärkte die Bemühungen der Kreis- und Gemeindeverwaltungen um eine beschleunigte Industrialisierung in den fünfziger Jahren, obwohl gerade die Interessenvertreter des Emsländischen Landvolks diese Entwicklung nicht unter-

stützten. Die Industrialisierung wurde auch in der Nachkriegszeit noch als Bedrohung für die Landwirtschaft gesehen. Es wurde jedoch auch im Emsland erkannt, dass ohne eine enorme Steigerung der Zahl der Arbeitsplätze im Gewerbe und in der Industrie die arbeitsfähige Bevölkerung wirtschaftlich nicht eingegliedert werden konnte. Gerade die Flüchtlinge und Vertriebenen unterstützten durch ihre Anwesenheit die Argumente der Industrialisierungsbefürworter und bewirkten so eine Modernisierung der emsländischen Wirtschaftsstruktur, die jedoch erst Mitte der fünfziger Jahre konkrete Erfolge verzeichnete.

Das zur Verfügung stehende „Humankapital“ konnte allein jedoch die Industrialisierung nicht forcieren. Hier fehlten weitere Standortvoraussetzungen, die im Emsland erst geschaffen werden mussten, um erfolgversprechende Betriebe in die Region holen zu können. Der Ausbau der Stromversorgung konnte beispielsweise nicht eher als 1955 abgeschlossen werden, was für die Standortwahl der Industrie von entscheidender Bedeutung war.³⁹ Erst Ende der fünfziger Jahre erhielten z.B. die Kreise Aschendorf-Hümmling und Meppen zusätzliche Fördermittel des Bundes, wodurch die Niederlassung neuer und die Erweiterung bestehender Industriebetriebe unterstützt wurde.⁴⁰ Die Verbesserung der Infrastruktur und der Verkehrsanbindung führte v.a. zu Ansiedlungschancen für gewerbliche Betriebe und Kleinindustrie in den ländlichen Gemeinden. Diese Fördermaßnahmen kamen für die Gründung vieler Vertriebenenbetriebe im Emsland zu spät, da deren allgemeine Gründungswelle vor 1950 lag.

Das Emsland entwickelte sich in den nächsten Jahrzehnten von der weitgehend agrarisch bestimmten Wirtschaft hin zu einer modernen Dienstleistungs- und Industriegesellschaft und nahm teil an der allgemeinen Aufwärtsentwicklung in Westdeutschland.⁴¹ Die Flüchtlinge, die im Emsland ausharrten, nahmen an dieser Entwicklung teil, auch wenn vielleicht überwiegend die jüngeren Generationen davon profitierten.

Andererseits verlief die Veränderung der Gewerbe- und Industriestruktur im Emsland für viele Flüchtlinge zu langsam, da sie eine jahrelange Erwerbslosigkeit nicht hinnehmen wollten, und daher lieber den Anwerbungen beispielsweise des Bergbaus folgten.⁴² Mit der beruflichen Mobilität war daher häufig auch eine räumliche Mobilität verbunden.

Räumliche Mobilität der Vertriebenen

In den emsländischen Altkreisen waren die Flüchtlinge oftmals in Landgemeinden untergebracht, die nicht durch die wenigen ausgebauten Ver-

kehrwege zu erreichen waren. Alle Wege zu den Behörden, Schulen und Arbeitsplätzen waren beschwerlich und schränkten die Möglichkeiten der zugewanderten Landbewohner stark ein. Sie waren daher überaus motiviert, den zugewiesenen Unterbringungsort schnellstmöglich wieder zu verlassen. Die verstärkte Abwanderung der Bevölkerung vom Lande auch innerhalb der emsländischen Region wurde zunächst v.a. durch die Flüchtlinge verursacht. Insbesondere die Möglichkeit, irgendwo einen Arbeitsplatz zu erhalten, motivierte viele Zuwanderer zu einem erneuten Wohnortwechsel. Diese hohe Mobilität der Flüchtlinge erlebten alle ländlichen Gemeinden. Laut Erker verließen auch in Bayern viele Flüchtlinge auf der Suche nach Angehörigen und Arbeitsplätzen die ländlichen Aufnahmeorte trotz Wohnraumbewirtschaftung und Zuzugszwang.⁴³ Diese Mobilität sorgte für ein „Kommen und Gehen“ in den Gemeinden, es rückten immer wieder neue Flüchtlinge nach und nahmen die Plätze der Abgewanderten ein. Diese Entwicklung hatte im Emsland z.B. auch die hohe Fluktuation der Flüchtlingsbetreuer in den Gemeinden zur Folge. Die zufällige Verteilung bei der Aufnahme führte nicht dazu, dass neue Arbeitsplätze am Aufenthaltsort der Flüchtlinge geschaffen wurden, sondern die Mobilität der Flüchtlinge sorgte dafür, dass diese zu den Arbeitsplätzen gelangten.

Viele Flüchtlinge nutzten die Umsiedlung, um den emsländischen Raum wieder zu verlassen. Dabei wird unterschieden zwischen der un gelenkten und der gelenkten Umsiedlung.⁴⁴ Die sogenannte freie oder un gelenkte Umsiedlung wurde durch die Flüchtlinge selbst initiiert und durchgeführt. In diesen Fällen verließen die Ernährer der Familien oder junge Ausbildungs- und Arbeitssuchende den Wohnort im Emsland, um in größeren Städten wie Osnabrück oder im Ruhrgebiet eine Verdienstmöglichkeit zu finden. Aufgrund der großen Unterbringungsprobleme am Arbeitsort verblieben die Familienangehörigen zunächst in ihren Quartieren, um später im Rahmen der gelenkten Umsiedlung oder der Familienzusammenführung ebenfalls den Wohnort zu wechseln. Diese freie Umsiedlung wurde zumeist von sehr wendigen, v.a. jungen Flüchtlingen genutzt. Andere Bevölkerungsgruppen, die das Emsland ebenfalls aus den verschiedensten Gründen verlassen wollten, bewarben sich um die staatlich gelenkte Umsiedlung, die einen Ausgleich zwischen stärker und schwächer belasteten Ländern des westdeutschen Aufnahmeraumes herbeiführen sollte.⁴⁵

Ab 1949 verließen zahlreiche Flüchtlinge die emsländischen Altkreise im Rahmen dieser Aktionen. Sie wurden in einem speziellen Auswahlver-

fahren von den Umsiedlungskommissionen der Länder wie Rheinland-Pfalz, Baden, Württemberg-Hohenzollern oder Nordrhein-Westfalen bestimmt. Dabei meldeten sich so viele Flüchtlinge zur Umsiedlung, so dass nur ein kleiner Bruchteil Berücksichtigung finden konnte.⁴⁶ Marschalk hält für Niedersachsen fest, daß im Gegensatz zu den gewaltigen Wanderungsbewegungen der fünfziger Jahre, die statistisch nachweisbar sind, der Umfang der staatlich geregelten Umsiedlungen eher bescheiden war.⁴⁷

Den Aufnahmeländern wurden z.B. aus dem Kreis Aschendorf-Hümmling von 1949 bis einschließlich September 1952 insgesamt 337 Familien mit 1.428 Personen zugeführt.⁴⁸ Die Flüchtlinge wollten das Emsland hauptsächlich verlassen, um wieder im gelernten Beruf eine Beschäftigung finden zu können: „Ich bin kein gelernter Landarbeiter, sondern Chemiarbeiter!“⁴⁹ Auf der Wunschliste standen v.a. größere Städte, in denen die Umsiedlungswilligen bessere Voraussetzungen für ein neues Leben sahen. Viele Eltern oder alleinstehende Mütter wünschten sich einen Wohnortwechsel, um den Kindern eine bessere Schulausbildung oder vielfältigere Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten bieten zu können. Daneben wird in den Umsiedlungsanträgen häufig das feuchte und ungesunde Klima sowie die katastrophalen Wohnverhältnisse genannt.

Der Umsiedlungswille der Flüchtlinge und Vertriebenen verdeutlicht, daß auch Anfang der fünfziger Jahre viele Zuwanderer für sich keine Zukunft im Emsland sahen und auf der Suche nach günstigeren Lebensbedingungen einen erneuten Wohnortwechsel wünschten.⁵⁰ Viele der Vertriebenen konnten auf die Aufwärtsentwicklung im Emsland nicht warten und entschlossen sich daher zur Umsiedlung. Von den emsländischen Altkreisen wurde jede Umsiedlung als Erfolg gewertet, denn dadurch wurde z.B. die Aufhebung der Elendsquartiere erheblich unterstützt.

Fazit

Das Emsland erlebte eine rasante wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg.⁵¹ Sie setzte jedoch erst in den fünfziger Jahren ein, als umfassende Finanzmittel im Rahmen der Emslanderschließung in diese Grenzregion investiert wurden. Von 1945 bis 1950 konnten die Schwierigkeiten im wohnräumlichen und wirtschaftlichen Sektor, die durch den für das Emsland absolut ungewöhnlichen Bevölkerungszuwachs verursacht wurden, nur in geringem Umfang beseitigt werden. Die Flüchtlinge und Vertriebenen waren in diesem Zeitraum

zunächst überwiegend eine Belastung, die erst durch die allmähliche Ausweitung des gewerblichen Sektors und durch den forcierten Wohnungsbau beseitigt werden konnte.

Im Emsland kam es insgesamt gesehen wie in anderen ländlichen Regionen zu einem verspäteten Integrationsprozess von Flüchtlingen und Vertriebenen.⁵² Nennenswerte Erfolge in der wohnräumlichen und wirtschaftlichen Integration konnten erst in den fünfziger Jahren verzeichnet werden. Die Emslanderschließung ab 1950, initiiert durch die Anwesenheit der Flüchtlinge, wurde zu einer gemeinsam zu gestaltenden Gegenwartsaufgabe für Einheimische und Fremde. Von den Infrastrukturverbesserungen und Impulsen für die Wirtschaft profitierten beide Gruppen. Aber auch trotz dieser Entwicklung konnte das Emsland nicht für alle Zuwanderer zum Zukunftsland werden.

In den Bereichen der wohnräumlichen und der industriell-gewerblichen Eingliederung waren die Probleme und Möglichkeiten grundsätzlich vergleichbar mit anderen ländlichen Aufnahmegebieten. Städtische oder industriell geprägte Räume oder Kreise, in denen die Bevölkerungszunahme in weitaus stärkerem Maße erfolgte, boten den Vertriebenen andere Eingliederungsmöglichkeiten.

In Vertriebenenkreisen wurde das Emsland aufgrund der dort vorhandenen Möglichkeiten für eine landwirtschaftliche Eingliederung auf Vollerwerbsstellen bekannt, auch wenn dadurch quantitativ nur wenige vertriebene Bauern wieder eine selbständige Existenz erlangten. Die Siedlungstätigkeiten im Emsland profitierten vom Ost-West-Konflikt, weil der klassische Familienbetrieb angesichts der Furcht vor einer politischen Radikalisierung der Flüchtlinge einen hohen politischen Stellenwert gewann.⁵³

Die Ansiedlung von vertriebenen Landwirten v.a. auf Nebenerwerbsstellen trug außerdem zu dem Wandel der ländlichen Gesellschaft und dem langsamen Zerfall dörflich agrarischer Milieus in den fünfziger und sechziger Jahren bei: Sie förderten als Arbeitspendler die Annäherung von städtischen und ländlichen Lebensformen.⁵⁴ Sie trieben dadurch den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierungsprozess voran.

¹ Ausführliche Informationen zu diesem Thema siehe Annette Wilbers-Noetzel, Die wohnräumliche und wirtschaftliche Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im Emsland nach

1945. Einen kurzen Überblick bietet auch Jochen Oltmer, Bevölkerung und Wanderung nach 1945, in: Kreisbeschreibung Emsland.

2 Andreas Lembeck, unter Mitarbeit von Klaus Wessels: Befreit, aber nicht in Freiheit. Displaced Persons im Emsland 1945 – 1950, Bremen 1997 (=DIZ-Schriften Bd. 10), S. 62.

3 Aus den deutschen Ostgebieten östlich der Oder-Neiße-Linie kamen bis 1951 über 60% der Flüchtlinge und Vertriebenen. Siehe Doris von der Brölie-Lewien, Flüchtlinge in Niedersachsen, in: Niedersachsen nach 1945, Hannover 1995, S. 91-109, hier S. 92.

4 Beschreibung durch den Oberkreisdirektor des Kreises Lingen in der Kreistagssitzung vom 1.6.1949. Kreisarchiv Emsland (KaEL) Rep 455 LIN Nr. 4.

5 Erker, Paul, Revolution des Dorfes? Ländliche Bevölkerung zwischen Flüchtlingsstrom und landwirtschaftlichem Strukturwandel, in: Martin Broszat, Klaus-Dieter Henke u. Hans Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988, S. 367-425 (=Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 26), S. 387.

6 Erker, Revolution des Dorfes, S. 378

7 Exner, Peter, Ländliche Gesellschaft und Landwirtschaft in Westfalen 1919-1969, Paderborn 1997 (=Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 20), S. 49.

8 Kreis Meppen, Sitzung des Kreistages vom 13.12.45. KaEL Rep 455 MEP Nr. 223.

9 Lisa Borker, Dalum und die Heuerleute, Dalum 1998.

10 Ein Erfahrungsbericht, siehe Wulfhard Kintz, Erinnerungen eines Flüchtlingskindes an Rastdorf, in: Heimatverein Rastdorf (Hg.), Die schweren Kriegsjahre, Werlte 1995, S. 55-63.

-
- ¹¹ Erker, Paul, Vom Heimatvertriebenen zum Neubürger. Sozialgeschichte der Flüchtlinge in einer agrarischen Region Mittelfrankens 1945-1955, Wiesbaden 1988 (=Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 37), S. 43.
- ¹² Zit. aus Erker, Neubürger, S. 43.
- ¹³ Siehe Beispiel Ottmarsbocholt in Westfalen bei Exner, Ländliche Gesellschaft, S. 52.
- ¹⁴ Exner konstatiert für westfälische Gemeinden ausgeprägte Kommunikationsprobleme: Exner, Ländliche Gesellschaft, S. 60.
- ¹⁵ Brelie-Lewien, Doris von der, „Dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel des Landkreises Fallingb. vom Rüstungszentrum im „Dritten Reich“ zur Flüchtlingshochburg nach 1945, Hildesheim 1990 (=Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach dem Zweiten Weltkrieg, Bd. 5), S. 245.
- ¹⁶ Dieser kausale Zusammenhang wird indirekt deutlich in einem Zeitungsbericht über die Verbesserung der Trinkwasserversorgung in Dalum in der Emsländischen Rundschau vom 13.5.1954, „Ein lange gehegter Wunsch: Dalum erhält zentrale Wasserversorgung“.
- ¹⁷ Ems-Zeitung vom 8.7.1955, „Gemeinde Dalum ist charakteristisch für den Aufschwung im Emsland“.
- ¹⁸ In der Grafschaft Glatz war die Bevölkerung ebenfalls zu 90% katholisch gewesen. In Listrup (Kreis Lingen) wurde bereits im April oder Mai 1946 eine „Seelsorgestelle für die Ausgewiesenen des deutschen Ostens“ gegründet, weil wichtige Vertreter des Grafschaft Glatzer Klerus ebenfalls im Emsland einquartiert wurden. Siehe Michael Hirschfeld, „Unterwegs nach einem Zuhause“ – Die Wurzeln der Grafschaft Glatzer Katholiken in der Vertreibung liegen in Listrup, in: Alte Heimat – Neue Heimat, S. 103-112. Zum Schicksal des Grafschaft Glatzer Klerus siehe auch ders., Prälat Franz Monse (1882-1962). Grossdechant von

Glatz, Sigmaringen 1997 (=Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte Bd. 7).

- ¹⁹ Zit. aus dem Brief des Superintendenten Kurth der Evang.-luth. Kirchengemeinde Lingen an das Evang.-luth. Landeskirchenamt in Hannover vom 5.3.1946. Abgedruckt in: Alte Heimat – Neue Heimat, Dokumente zur kirchlichen Betreuung der „evang.-luth. Flüchtlinge“ im Kreise Lingen, S. 153-156.
- ²⁰ Beschwerdebrief der Interessengemeinschaft der Ostvertriebenen Kreis Aschendorf-Hümmling an das Bezirksflüchtlingsamt am 29.8.1949. StaOS Rep 430 Dez 304 Akz. 56/87 Nr. 61.
- ²¹ Das katholische Milieu im Emsland hatte erheblichen Einfluss auf diese unterschiedliche Abwanderungsbewegung. Siehe Bernhard Parisius, Vom Land in die Stadt. Die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen im Kreis Lingen im Spiegel der Statistik, in: Andreas Eijnck, Alte Heimat – Neue Heimat. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945, Lingen (Ems) 1997, S. 36.
- ²² Siehe Walter Kruse, Die Eingliederung der Ostvertriebenen in das Gemeindeleben seit 1945, in: Andreas Eijnck (Hg.): Alte Heimat – Neue Heimat, Lingen 1997, S. 125-136, hier S. 131.
- ²³ Siehe Pfarrgemeinde Lähden (Hg.), Lähden: Orts- und Kirchenchronik (der Pfarrgemeinde Lähden zum 75jährigen Jubiläum), Lähden 1995.
- ²⁴ Exner, Ländliche Gesellschaft, S. 55.
- ²⁵ Exner, Ländliche Gesellschaft, S. 112 ff.
- ²⁶ Erker, Revolution des Dorfes, S. 390.
- ²⁷ Erker, Neubürger, S. 86.
- ²⁸ Meier, Hans-Bernd, Vertriebene und Flüchtlinge im ehemaligen Regierungsbezirk Osnabrück 1945 – 1970: Zuwanderung, Flüchtlingsverwaltung, wirtschaftliche Integration und regionaler

Strukturwandel, Inauguraldissertation vorgelegt im Fach Neueste Geschichte des Fachbereichs Kultur- und Geowissenschaften der Universität Osnabrück 1999, S. 454.

- 29 Erker, Revolution des Dorfes, S. 374.
- 30 Erker, Neubürger, S. 85.
- 31 Erker, Neubürger, S. 87.
- 32 Edding, Friedrich, Bevölkerung und Wirtschaft, in: Eugen Lemberg u. Friedrich Edding (Hg.), Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, Bd. 2, Kiel 1959, S. 1-52, hier S. 49.
- 33 Eine kurze Beschreibung des Einsatzes ausländischer Arbeitskräfte und der Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft bietet Exner, Ländliche Gesellschaft, S. 27 ff.
- 34 Meier, S. 12.
- 35 Erker, Revolution des Dorfes, S. 368. Andererseits wurden auch durch die verstärkte Rüstungsindustrie z.B. im Landkreis Fallingb. solche Veränderungstendenzen hervorgerufen. Siehe Brellie-Lewien, Landkreis Fallingb., S. 41 ff.
- 36 Dies wird ganz deutlich in den Ausführungen des emsländischen Bundestagsabgeordneten Eckstein in der Debatte über die Annahme des Emslandplanes am 5. Mai 1950. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. I. Wahlperiode 1949, Stenographische Berichte Bd. 3, Bonn 1950, S. 2254-2260.
- 37 Meier, S. 201.
- 38 Meier, S. 487ff.
- 39 Haverkamp, Christof, Die Erschließung des Emslandes im 20. Jahrhundert als Beispiel staatlicher regionaler Wirtschaftsförde-

rung, Sögel 1991 (=Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte, Bd. 7), S. 198.

40 Haverkamp, S. 205.

41 Franke, Werner, Das Emsland an der Schwelle zum neuen Jahrtausend, in: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 46/2000, S. 178-227, hier S. 188f.

42 Über die Hälfte der bis zur Währungsreform gewonnenen Neubergleute waren Flüchtlinge, 1949 war schon jeder Neunte der Gesamtbelegschaft des Ruhrbergbaus ein Flüchtling. Siehe Kleiner, Uwe, Die Flüchtlinge als Arbeitskräfte – Zur Eingliederung der Flüchtlinge in Nordrhein-Westfalen nach 1945, in: Klaus J. Bade (Hg.), Neue Heimat im Westen. Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler, Münster 1990, S. 37-60, hier S. 43.

43 Erker, Revolution des Dorfes, S. 385.

44 Siehe Erker, Neubürger, S. 20/21.

45 Im Rahmen von fünf Umsiedlungsprogrammen der Bundesregierung wurden zwischen 1949 und 1956 insgesamt mehr als 1 Mio. Flüchtlinge aus den Hauptaufnahmeländern in andere Bundesländer umverteilt, allein aus Niedersachsen fast 325.000 Menschen. Siehe Marschalk, Peter, Bevölkerung und Zuwanderung im Raum Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg, in: Klaus J. Bade (Hg.), Fremde im Land, Osnabrück 1997, S. 45-75, hier S. 54.

46 Brief des Regierungspräsidenten an die Kreise am 16.1.1950. KaEL Rep 455 LIN Nr. 228.

47 Die staatlich geregelten Umsiedlungsmaßnahmen dürften deshalb nach Marschalk die regionale Verteilung der Bevölkerung Deutschlands insgesamt kaum beeinflusst haben. Siehe Marschalk, Bevölkerung und Wanderung, S. 55.

48 Bericht über die fürsorgliche Betreuung des Kreises Aschendorf von 1945-1952. KaEL Rep 455 ASD Nr. 61. Zum Ver-

gleich: Bei der Volkszählung wurden 1950 im Kreis Aschendorf-Hümmling 10.340 Flüchtlinge und Vertriebene registriert.

- 49 KaEL Rep 455 LIN Nr. 229.
- 50 Ein ostpreußischer Flüchtling hatte beispielsweise mit sehr viel Mühe für seine ersten fünf Söhne einen Ausbildungsplatz im Emsland gefunden. 1958 siedelte die Familie dann doch noch nach Bonn-Beuel um, weil die nächsten Kinder Mädchen waren, die besonders schlechte Aussichten auf gute Ausbildungen im Emsland hatten. Siehe das Interview Jakschies in Eiyneck (Hg.), *Alte Heimat - Neue Heimat*, S. 243.
- 51 Steinwascher, Gerd, Die wirtschaftliche Erschließung des Emslandes vor dem Emslandplan, S. 129, in: *Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes* 46/2000, S. 128-149, hier S. 129.
- 52 Siehe Bade, Klaus J., Hans-Bernd Meier u. Bernhard Parisius (Hg.), „Zeitzeugen im Interview. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Osnabrück nach 1945“, 2. Aufl., Osnabrück 1998, S. 10.
- 53 Bauerkämper, Arnd, Die vorgetäuschte Integration. Die Auswirkungen der Bodenreform und Flüchtlingssiedlung auf die berufliche Eingliederung von Vertriebenen in die Landwirtschaft in Deutschland 1945-1960, in: Dierk Hoffmann u. Michael Schwartz (Hg.), *Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR*, München 1999, S. 193-214 (=Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte; Sondernr.), S. 212.
- 54 Bauerkämper, Bodenreform und Flüchtlingssiedlung, S. 213.

(Die Verfasserin, Frau Dr. Annette Wilbers-Noetzel, ist freiberuflich tätig und Teilhaberin der Fa. Pro-Tin / Lingen)

„Heilsberg in der Zeit von Eduard Jester (1820-1870)“

Heinrich Theodor Eduard Jester, Landbaumeister in Heilsberg; wurde 1791 in Königsberg geboren und starb 1870 in Heilsberg-Neuhof. Die Jesters waren im 18. Jahrhundert bekannte Persönlichkeiten in Königsberg, darunter ein Theologe, zwei Juristen und der Landbaumeister Theodor Ernst Jester, der für die dort 1783 durch Blitzschlag bis auf die Umfassungsmauern abgebrannte Tragheimer Kirche die Pläne anfertigte.

Eduard Jester erlebte als Jugendlicher in Königsberg den hoch geehrten Immanuel Kant und zwei Jahre nach dessen Tod die Ankunft der Königsfamilie im Jahr 1806, die für drei Jahre hier residieren sollte. Er erlebte aber auch Ostpreußens und Preußens schwerste Jahre, als Napoleon 1807 nach den Schlachten von Heilsberg, Preußisch Eylau und Friedland die Bedingungen des Tilsiter Friedens erzwang und die Stadt mit ihren 58.000 Einwohnern 12.000 kranke und verwundete Soldaten aufnehmen und pflegen musste, was zu einem unbeschreiblichen Notstand führte. Jester erlebte in der Folge die Anwesenheit berühmter Staatsmänner, die nach dem Krieg hier große Reformen schufen, unter ihnen die heute noch gültigen Grundzüge der Städteordnung von Stein-Hardenberg, die am 19. November 1807 in Königsberg ratifiziert wurde. Und er erlebte die Zeit, als Napoleon im Juni 1812 erneut, diesmal mit 500.000 Soldaten, Ostpreußen durchquerte, um nach Moskau zu ziehen, von wo Ende des Jahres die aufgelöste Armee in bedauernswertem Zustand zurückkehrte. Und er erlebte das Signal, das im Februar 1813 von Königsberg ausging – mit der Schaffung der Landwehr – zur Befreiung Deutschlands und Europas vom napoleonischen Imperialismus, der im Oktober in der Schlacht bei Leipzig beendet werden sollte.

Im April 1814 wurde Eduard Jester als Feldmesser bei der ostpreußischen Regierung in Königsberg angestellt und erhielt im März 1820 als Baukondukteur die Landbaumeisterstelle des samländischen Kreises mit Sitz in Labiau. Sein Vorgänger war Johannsen gewesen.

In dieser Zeit war Johann Konrad Wilhelm Blankenhorn Landbaumeister in Heilsberg. Er war 1769 in Heilsberg geboren, war 1797-99 beim Bau des Bromberger Kanals beschäftigt und 1799 nach Heilsberg versetzt worden. Er hatte die Not des Landes in der Zeit der napoleonischen Kriege miterlebt, als nach der Schlacht bei Heilsberg am 7. Juli 1807 über viertausend Soldaten begraben werden mussten und noch 1809 nur knapp 1/6 der Felder bestellt waren, weil Pferde und Wagen von den

französischen Truppen konfisziert worden waren und große Hungersnot herrschte. Blankenhorn erbaute 1815-16, unter dem Einfluss des Bau-
meisters und Lehrer Schinkels, Friedrich Gilly, stehend, das klassizistische Rathaus in Rössel. Er starb am 6. Juli 1822 in Heilsberg und wurde drei Tage später auf dem evangelischen Friedhof beigesetzt. Der Friedhof lag an der Südseite der Ferdinand-Schulz-Straße, vor der Kreuzung mit der Umgehungsstraße Allenstein-Königsberg (R 134) und wurde nach 1945 eingeebnet.

Der Vorgänger Blankenhorns war Landbaumeister Ernst Masuhr, der 1778 in Bischofstein die katholische Pfarrkirche erweiterte, 1784 die Kosten für die städtebauliche Neugestaltung des Bereichs der Stadtore zwischen der Alt- und Neustadt Braunsbergs ermittelte, 1789 die katholische Kreuzkapelle in Heilsberg-Neuhof erbaute, 1790 in Seeburg das Rathaus an Stelle des Hauptflügels der 1783 abgebrannten ehemaligen Burg errichtete, 1797 in Benern die Kirche umbaute und schließlich 1797-98 in Braunsberg, in Zusammenarbeit mit dem Vorgesetzten in Königsberg, Oberbaudirektor Johannes Samuel Lilienthal, dem Vorgänger von Johannes Theodor Valerian Müller (Marienburg 1771 - 1839 Königsberg), das Rathaus einem großen Umbau unterzog.

Den benachbarten Baukreis Braunsberg (mit Heiligenbeil und Pr.Eylau) hatten die Landbaumeister Crelle um 1806 und Mechler um 1809, Georg Rehefeld (1776-1831), August Leopold Bertram (1797 - nach 1873) und Muttray geleitet und den Baukreis Neidenburg (mit Ortelsburg und Allenstein) Friedrich Leopold Siegfried Schimmelpfennig (1777-1831), George Schwinck und Carl Eduard Adolph Jester (1824-1896).

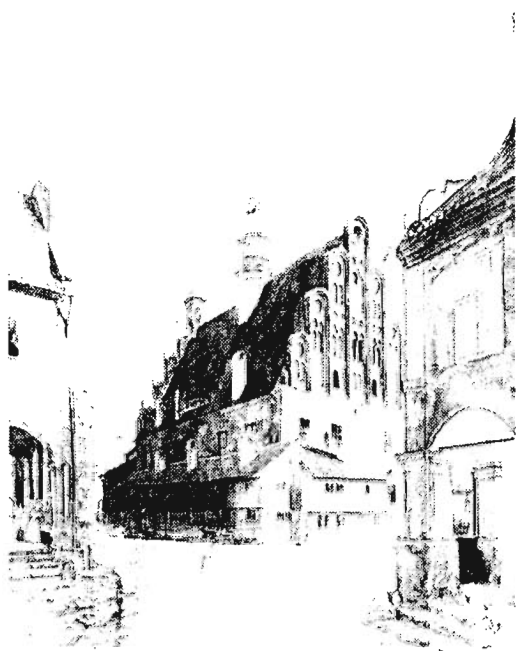
Die Übernahme der Verwaltung des Ermlandes durch Preußen in 1772, wirkte sich bis 1795 auf das Leben der Stadt nicht aus, da die Residenz des Bischofs Krasicki im Heilsberger Schloss blieb. Krasicki war ein der Kunst und Kultur zugeneigter feingeistiger Mensch, der mit Friedrich dem Großen freundschaftlich verbunden war. Der Baseler Johann Bernoulli schreibt in seinem Reisebericht des Jahres 1778, eine Reise, die zu Leonhard Euler, dem bekannten Mathematiker und Freund der Familie aus der Baseler Zeit nach Petersburg führte, nachdem er die Keyserling-
sche Kunstsammlung in Königsberg kennen gelernt hatte:....

wenn ich aber Muße gehabt hätte, nur eine Nebenreise von fünf Meilen nach Heilsberg, dem nach vieler Leute Zeugnis sehr sehenswerte Schlos-

se des Fürstenbischofs von Ermland, zu thun, würde ich noch viel Gutes von Malerei angetroffen haben, ob der Fürstbischof schon nicht wenige an den König von Polen abgelassen hat. - Bernoulli erwähnt auch Krasickis bedeutende Kupferstichsammlung.

Krasicki verließ 1795 Heilsberg und wurde Erzbischof von Gnesen. Sein Nachfolger Karl Graf von Hohenzollern-Hechingen (1795-1803) war, bevor er Bischof des Ermlandes wurde, Bischof von Culm (1785-95) gewesen. Ihm folgte auf dem Bischofsstuhl Joseph von Hohenzollern-Hechingen (1808-1836). Beide hielten sich wenig in Heilsberg auf, Karl in Oliva bei Danzig und Joseph in Oliva und in der bischöflich ermländischen Sommerresidenz Schmolainen nahe Guttstadt. Sein Nachfolger, Bischof Andreas von Hatten (1836-41) verlegte endgültig die bischöfliche Residenz nach Frauenburg.

Dies waren die Verhältnisse, in denen Eduard Jester 1823 seinen Dienst in Heilsberg, seit 1818 Kreisstadt, antrat. Er wohnte in Neuhof, einer ehemaligen bischöflichen Domäne, die, am westlichen Stadtrand gelegen, zu einem Ortsteil heranwuchs. Seine vorgesetzte Dienststelle war die Regierung in Königsberg mit dem Baudirektor Valerian Müller (1771-1839), die ihrerseits der Oberbaudeputation in Berlin unter Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) unterstand. Der ermländische Baukreis Heilsberg umfasste auch die Kreise Rastenburg, tenburg, Rössel und Friedland. Zu Beginn hatte Jester den Bau-Eleven Theodor



*Heilsberg: das Rathaus,
von der Kirchstraße; Zeichnung von
Eduard Gärtner (1801-1877)*

Stein (1802-1872) als Mitarbeiter, der später in Gumbinnen und Danzig wirkte. Jester hatte die Bauarbeiten der evangelischen Kirche in Rössel – die Blankenhorn im Frühjahr 1822 begonnen hatte – fortzusetzen. Hierzu

wurde der Südflügel des ehemaligen Schlosses, das beim Stadtbrand 1806/07 stark geschädigt worden war, verwendet. Die Planung war 1818 begonnen worden. Heute noch vorhandene Pläne von Jester (datiert 1819) lassen den Schluss zu, dass er von der Regierung in Königsberg nach Rössel abgeordnet worden war und noch mit seinem Vorgänger Blankenhorn zusammengearbeitet haben muss. Die Kirche wurde am 18. Oktober 1823 eingeweiht, das Schloss der evangelischen Gemeinde geschenkt.

Auch die Bauarbeiten der evangelischen Kirche in Heilsberg, die 1821 begonnen waren, mussten von Jester fortgeführt werden. Der Initiator des



Die ehemalige evangelische Kirche in Heilsberg (Aufnahme von 2000)

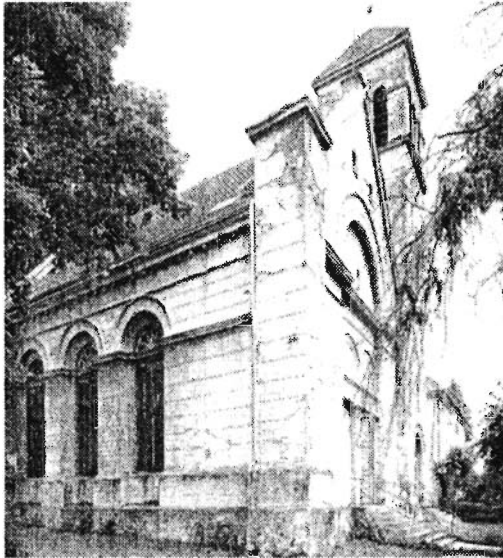
Baus war Pfarrer Friedrich Wilhelm Böhncke, der 1818 in Heilsberg ordiniert wurde und ab 1823 zum Superintendenten der ermländischen Diözese ernannt worden war. Er wirkte bis zu seinem Tode am 13. März 1867 in Heilsberg.

Der Bau der evangelischen Kirche in Wormditt, für die Jester im November 1826 die Pläne über Königsberg in Berlin vorlegte, die von Schinkel korrigiert wurden, war der erste Bau, den er von Anfang an plante und durchführte.

Der Grundstein wurde am 3.8.1829 gelegt, die Einweihung fand am 10.12.1830 statt. Gleichzeitig wurde von Jester die Guttstädter evangelische Kirche geplant und die Unterlagen im Dezember 1826 nach Königsberg geschickt, wo sie von Valerian Müller korrigiert wurden. Die

Grundsteinlegung erfolgte am 10.6.1829. Noch vor Vollendung stürzte der Turm am 20. Oktober 1833 ein, und die Kirche wurde ohne Turm am 20. Oktober 1833 eingeweiht, der fünf Jahre später fertig gestellt war. – Dem „sehr tätigen und für das fiskalische Interesse sehr besorgten“ Jester wurde trotzdem am 22.1.1838 von der Regierung in Königsberg eine Gehaltserhöhung von 50 Talern befürwortet.

Die evangelische Kirche in Bischofsburg hatte eine lange Planungsphase, die mit einem Entwurf von Schinkel und Busse 1834 und einem Entwurf



*Ehemals evangelische Kirche in Wormditt
(Aufnahme 2001)*

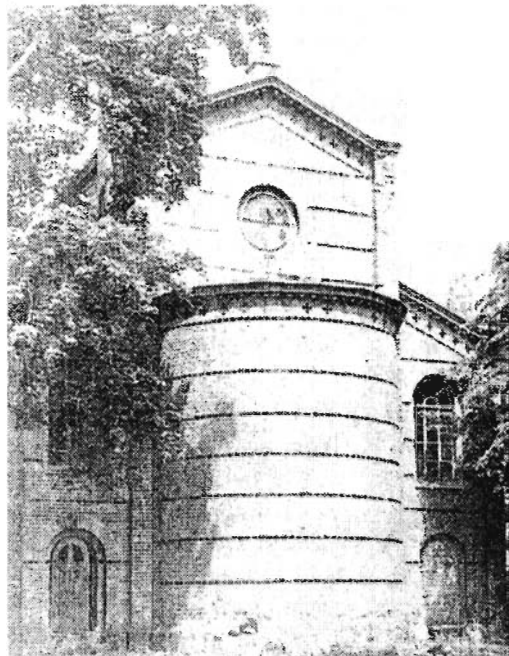
von Jester 1836 sowie weiteren Entwürfen schließlich nach dem Tod Schinkels 1842-46 nach Plänen von Friedrich August Stüler (1800-1865) unter Leitung des Baukondukteurs Seuben errichtet wurde. Stüler war auch der Architekt des Universitätsgebäudes in Königsberg.

Wohl am intensivsten hat sich Jester mit dem Heilsberger Schloss beschäftigt. Er hatte genaueste Bestandspläne erstellt, weil nur so eine Beurteilung der Verwendbarkeit und der Unterhaltungskosten des mittelalterlichen Baus möglich war.

Seit 1818 stand der achteckige, große Schlossturm ohne Haube, die im Sturm heruntergerissen worden war. Sie war für eine 1767 ebenfalls schon vom Sturm zerstörte frühere Turmbedeckung als barocke Haube aufgesetzt worden. Der bauliche Zustand des Schlosses war desolat.

Sicherlich haben die Heilsberger auf diesen Zustand bei der Regierung in Königsberg hingewiesen, zumal bei der ehemaligen Ordensresidenz in Marienburg große Restaurierungen durchgeführt wurden. Gereizt schrieb 1838 der Oberpräsident Theodor v. Schön (1773-1856), der seit 1824 die in der „Provinz Preußen“ vereinigten Provinzen Ostpreußen und Westpreußen leitete, ein hochverdienter und geehrter Staatsmann, „das

Schloss könne abgerissen oder verkauft“ werden. In der allgemeinen Literatur wird diese immer wieder zitierte Aussage nicht in Verbindung gebracht mit dem „Mittelschloss“, das 1838/39 abgebrochen wurde. Dieses „Mittelschloss“ war 1666/73 an die Südseite des mittelalterlichen Schlosses als verputzter Wohnbau angefügt worden und fand keine gestalterische Harmonie mit dem monolithischen Backsteinbau des Mittelalters. Nach zeitgenössischen Berichten war er baufällig. Die Verschmelzung der beiden Bauten war für beide Teile von gestalterischem Nachteil, und der Abbruch des Mittelschlusses wurde nicht kritisiert.



Die ehemalige evangelische Kirche in Bischofsburg. Choransicht. Aufnahme 1979

Das Schloss forderte unter den Bauaufgaben Jesters eine lebenslange Beschäftigung für diesen engagierten Architekten. Der Ruf dieses bedeutenden Bauwerks erreichte auch die Künstler, die in Gemälden und Zeichnungen das Bewusstsein der Öffentlichkeit erweckten. Das wohl wichtigste, nicht unbedingt künstlerische Gemälde, das mit Bornkamm signiert ist, entstand vor 1818. Es zeigt noch das „Mittelschloss“ und die barocke Haube auf dem achteckigen Turm des Hauptschlusses. Der Maler könnte aus der 1801 als Steuerzahler der Heilsberger evangelischen Kirchengemeinde aufgeführten, kin-

derreichen Familie des Guttstädter Mühlenmeisters Bornkamm stammen, von denen einer 1865/67 Mitglied des Königsberger Kunstvereins war.

Auf den Lithographien von C.L.Rundt aus dem Jahr 1829, von C.E.Höpfner aus dem Jahr 1832 und von A.von Dohna-Dönhoffstädt aus dem Jahr 1833 ist der barocke Turmhelm nur noch im unteren Teil vorhanden. Dohna zeigt auf einem der drei Blätter auch noch das Mittelschloss. Auf den Abbildungen F.von Quast im Jahr 1844 und den Zeichnungen von E.Gärtner aus den Jahren 1845 und 1846 fehlt der Helm völ-

lig und auch auf den Abbildungen von H.Gemmel aus dem Jahr 1853. Ab den 30er Jahren ist ein reges Interesse für das Stadtbild und für das Schloss in Heilsberg zu bemerken und unter den Bürgern von Heilsberg für die Kunst, die durch ihre Mitgliedschaft im Königsberger Kunstverein deutlich wird. Zu ihnen zählen Bischof Geritz aus Frauenburg, Landrat von Buddenbrock, Erzpriester Herholz (später Frauenburg), Gerichtsrat Hinck, Com.Rat Jastzowski, Oekonomierat Krieger, Geh.Justizrat Olzewski, Erzpriester Thiel in Guttstadt (später Braunsberg), Apotheker Weisselberger und in Guttstadt Frau Krebs (Posthalter) und in späteren Jahren Kreisrichter Steffenhagen in Guttstadt. 1844 schenkte der Fabrikbesitzer (Damastweberei) S. Mendelsohn dem Königsberger Kunstverein ein gewebtes Bild „Das fürstbischöfliche Schloss Heilsberg“. Er erhielt auf der 1. Provinzial-Gewerbe-Ausstellung 1845 in Königsberg eine Auszeichnung und Frau Wilhelmine Ignée aus Liewenberg eine Anerkennung.



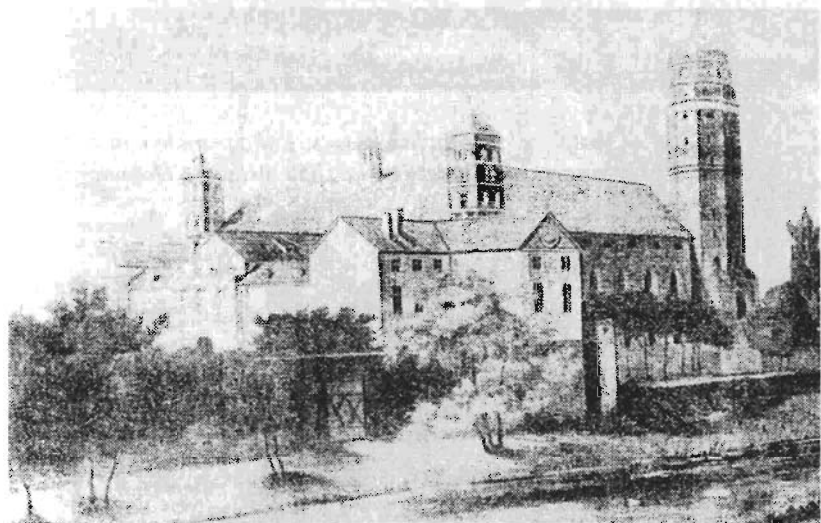
*Ehemals evangelische Kirche in Guttstadt
Aufnahme 1999*

Der „Ermländische Kunstverein“, vornehmlich der Pflege kirchlicher Kunst gewidmet, bestand nur sieben Jahre (1869-1876). Der Königsberger Kunstverein ein hatte auf Grund eines gemeinsamen Auftrags von Erzpriester Thiel und Landrat von Buddenbrock 1844 ein Altarbild bei dem Düsseldorfer Maler Josef Kehren (1812-1880), „Christus unter den Aposteln“ für die Wallfahrtskirche Glottau bei Guttstadt bestellt, das 1845 in Königsberg ausgestellt wurde.

1843 lieferte Fr.Peirille aus Heilsberg zwei Tuschzeichnungen des „Innern des Schlosshofes“ und eine Ansicht des „Rathauses“ für die Ausstellung des Königsberger Kunstvereins ein, und Landrat von Bud-

denbrock schickte 1847 ein Gemälde „Ansicht von Heilsberg vom Mühlenberg aus gesehen“ nach Königsberg zur Ausstellung, das er von dem Berliner Julius Henning hatte malen lassen.

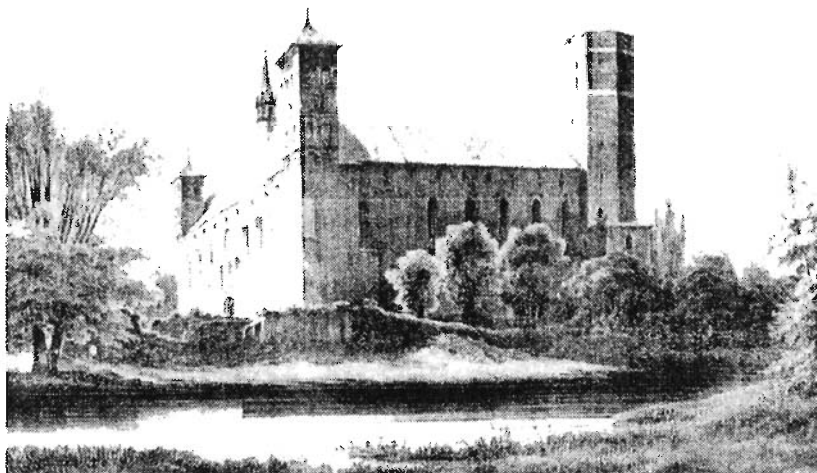
Mit dem Obersten Preußischen Konservator Ferdinand von Quast (1807-1877) kam 1844 ein befähigter Denkmalpfleger nach Heilsberg, der sich ausführlich mit dem Ermland beschäftigte und in seinem 1852 erschienenen Werk „Denkmale der Baukunst in Preußen“ achtzehn Kirchen des Ermlands und weitere Ansichten zeichnete und hervorragende Künstler beteiligte, wie den Berliner Eduard Gärtner. Im Text widmet er dem Verdienst Jesters für seine langjährige, liebevolle Pflege des Schlosses einen ausführlichen Artikel und wünscht sich seine zahlreichen Bestandsaufnahmen veröffentlicht zu sehen, die er zum Teil für seine Arbeit dankbar vorweg verwenden durfte. Quast bedauerte den Zustand des Schlosses und begrüßt die Beseitigung des „Mittelschlosses“.



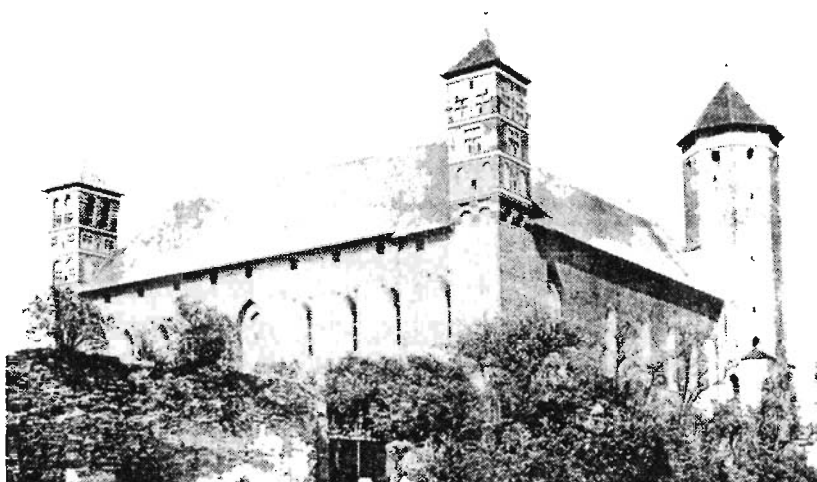
*Heilsberg, das Mittelschloss vor dem Hochschloss –
nach einem Gemälde von Bornkamm (um 1820)*

Im gleichen Jahr hatte Jester die Gelegenheit, König Friedrich Wilhelm IV. durch das Schloss zu führen. Quast schreibt dazu: „Die leider nur zu kurze Anwesenheit Sr. Majestät des Königs zu Heilsberg, behufs Inspicirung der in der Umgegend von Heilsberg auszuführenden Manöver, im Herbst 1844, war Veranlassung zu einer theilweisen Herstellung dieses

Saalles (des größten Prachtsaalles des Schlosses – des Rittersaalles-) und der schadhafte Theile des Daches, auf Kosten des Königlichen Militairfiskus.“

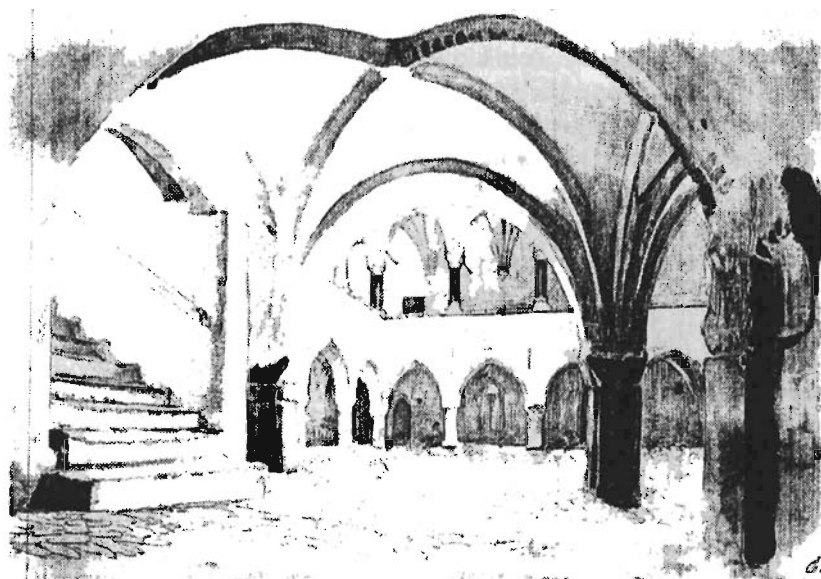


Heilsberg. Südostfront des Hochschlosses. Lithographie von Klaus nach Ferdinand von Quast 1844 / 1852 (Hauke / Thimm)



Heilsberg. Südostfront des Schlosses nach der Wiederherstellung Aufnahme von 1930 (Hauke / Thimm)

Bewegung kam in die Bemühungen um die Sanierung des Schlosses, als das Justizministerium in Berlin an Jester am 23. November 1853 den Auftrag erteilte, die Möglichkeiten für den Einbau eines Zentralgefängnisses zu prüfen und einen Kostenanschlag zu erstellen, den Jester am 15. Februar 1854 einreichte. Im Begleittext machte er auf die hohe baukünstlerische Bedeutung des Schlosses aufmerksam und schrieb, es „dürfte ... selbst dem Marienburger Schloss den Rang streitig machen“. Und er beklagt, dass seit 1807 „nicht das Mindeste zu dessen Erhaltung getan ... , vielmehr als ein herrenloses Gut betrachtet ... und dem gänzlichen Ruin preisgegeben worden sei“.



*Heilsberg. Schlosshof von der Einfahrt her gesehen
Zeichnung von Eduard Gärtner (1801-1877)*

Schon 1847 hatte der Professor für Architektur an der Kunstakademie in Königsberg Hermann Gemmel (1813-1868) Jester in Heilsberg besucht. Er schrieb ihm am 31. Januar 1854, dass er am 3. August 1853 die Gelegenheit gehabt hatte, (anlässlich des Besuchs des Königs zur Eröffnung des Ostbahnhofs in Königsberg) ihn auf das Schloss anzusprechen und berichtete: „Der König konnte nur der Architektur seine Anerkennung zollen“, sagte aber, „das Recht des Besitzes sei unklar“. Dies hinderte

Gemmel nicht, am 28. Februar 1854 an den kunstsinnigen König zu schreiben und eine Mappe mit 13 Zeichnungen und drei Heften beizulegen, mit der Bitte das Schloss von dieser Maßnahme zu verschonen.

Der Plan zur Verwendung des Schlosses als staatliches Zentralgefängnis wurde aufgegeben und ersetzt durch eine Initiative der Priester und des Bischofs von Ermland Josef A. Geritz (1841-1867) im Jahr 1856 zur Erhaltung und Verwendung des Schlosses als Waisen- und Krankenhaus. Die Gründung der Josephstiftung im März 1859 setzte den Gedanken in die Tat um, und die Braunsberger Katharinenwestern übernahmen den Dienst. Damit war der weitere Verfall des Schlosses beendet. Zwar wurde das Dach mit kostengünstigem, fremdartigem Schiefer gedeckt und nicht unerhebliche Eingriffe im Innern vorgenommen, aber das Schloss war über die herrenlose Zeit hinweg und der bauliche Verfall beendet. Diese Nutzung dauerte bis 1877 bzw. 1932, und mit staatlicher, kirchlicher und gemeinnütziger Hilfe begann, nach der 450-Jahrfeier im Gedenken an Nikolaus Kopernikus (1473-1543), der 1504-1510 hier im Dienst seines Onkels Bischof Watzenrode stehend die Grundlagen seines Weltsystems schuf, im Jahr 1923 die Phase der Restaurierung des Schlosses unter dem 1926 eingestellten Regierungsbaumeister Karl Hauke. In der Vorburg des Schlosses arbeitete zur gleichen Zeit in dem dort seit langen Jahren befindlichen Gericht als Amtsrichter Dr. Friedrich Tischler (1881- 1945), der Verfasser des Standardwerkes der ostpreußischen Vogelkunde.

In Anerkennung seiner Fähigkeiten und seiner langjährigen Tätigkeit im „Ermländischen Baukreis Heilsberg“ wurde Eduard Jester 1857 zum Baurat ernannt. Seine beiden Kinder waren in Heilsberg geboren worden, die Tochter Minna T.A. am 23.6.1825 und der ältere Bruder Carl Eduard Adolph am 20.3.1824. Er machte Ostern 1846 auf dem Gymnasium in Rastenburg das Abitur, bildete sich in Berlin im Baufach aus, wurde am 14. Juli 1848 als Feldmesser vereidigt und 1863 von Willenberg auf die Bauinspektorstelle in Ortelsburg (Baukreis Neidenburg mit Ortelsburg und Allenstein) versetzt. Schon „am 1. April 1864 erhielt Carl Eduard Jester die Kreisbaumeisterstelle des Baukreises Heilsberg, welche der auf seinen Antrag mit Pension in den Ruhestand versetzte Baurat Jester bisher verwaltet hatte“. Jester war 73 Jahre alt, als er für seinen Sohn die Stelle frei machte. Im gleichen Jahr starb seine Frau Caroline A.W. Jester geborene Stein, und am 12. November wurde sein Enkelsohn Kurt Jester geboren, der als Absolvent des Königsberger Wilhelms Gymnasiums 1887 mit dem Medizinstudium beginnt und sich dort niederlässt.

Jester erlebte den Fernstraßenbau mit neuen Trassenführungen und Höhengleich mit den Baumbepflanzungen von Heilsberg nach Guttstadt 1859, nach Mehlsack 1868 (spätere R 142) und nach Seeburg 1868. Bereits 1835/40 war die Fernstraße („Chaussee“) Königsberg-Rastenburg über Bartenstein die nächstgelegene Fernstraße für Heilsberg geworden. Das „kleine Weltwunder“ seines Wasserbaukollegen Georg Steenke (1801-1884), der „Oberländische Kanal“, der 1861 eröffnet wurde, war über seinen Einzugsbereich hinaus ein Anziehungspunkt. Jester erlebte die Eröffnung der Eisenbahnlinie Königsberg-Marienburg 1852, die erste zwischen Weichsel und Memel sowie die Strecke Königsberg-Rastenburg-Lyck 1866-68, im Osten seines Baukreises. Er erlebte die Einrichtung der höheren Bürgerschule im Jahr 1863 und den Brand des Rathauses am 27.3.1865, bei dem auch die westliche Seite des Marktplatzes abbrannte, deren Laubengänge im Erdgeschoss genauso wenig wie das Rathaus wieder aufgebaut wurden. Der so malerische, mit diesen Laubenganghäusern umbaute Markt wurde im Januar / Februar 1945 durch Brandstiftung vernichtet.

Als Eduard Jester 1870 in Heilsberg starb, hatte er in knapp 50 Jahren einen wesentlichen Zeitabschnitt der baulichen Entwicklung seines Landes entstehen sehen und daran mitgearbeitet, in der die Stadt Heilsberg um knapp 70% von 3.520 auf 5.887 Einwohner, gewachsen war.

Rudolf Meyer-Bremen,
Heilsberg / Landau in der Pfalz

Literatur:

- Bernoulli, Johann: „Johann Bernoullis Reisen (3. B. v. Danzig nach Königsberg und von da nach Petersburg, 1778). Lpz 1779
„Handbuch über den Königlich Preußischen Hof und Staat“. Berlin 1799-1875
„Amtsblatt der Kgl.Pr. Regierung zu Königsberg“
„Über die Wirksamkeit des Kunst- und Gewerbe-Vereins in Königsberg“ fünfter Bericht 1845. Königsberg 1846
Quast, Ferdinand von: “Denkmale der Baukunst in Preußen“ (Das Ermland). Berlin 1852
Peter, Anton: „Die Stadt und ihre Umgebung ...“ Heilsberg ca. 1890, 2. Auflage Heilsberg 1900
Naubereit, Reinhold, „Die erste evangelische Kirche im Ermland“ in :Gustav-Adolf-Bote f. Ostpreußen. Königsberg I. 1864
Kolberg: „Die Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preuß. Herrschaft 1772“, ZGAE Bd. 10, S. 1-144, 656-739 1894

- Wolf, Gustav: „Führer durch die Stadt Heilsberg in Ostpreußen und ihr Bchofs-Schloß“, ca. 1919
- Poschmann, Adolf: „Die Bevölkerung des Ermlands von 1772-1922“ ZGAE BD. 21, S. 357-393, 1923
- Hintz, Arthur: „Burg Heilsberg. Ein Geschichtsbild“ Schloßbauverein Heilsberg 1931
- Grieser, Rudolf: „Zur neuen Geschichte des Schlosses Heilsberg“ in Heimatbeilage der „Warmia“ Nr. 8 August 1931
- Keyser, Erich: „Deutsches Städtebuch“ Bd. 1, Nordostdeutschland. Stuttgart und Berlin (1938)
- Dehio, Georg und Gall, Ernst: „Handbuch d. deutschen Kunstdenkmäler – Ordensland Preußen“. München und Berlin 1952
- Gause, Fritz: „Die Geschichte der Stadt Königsberg“ Köln 1968/72
- Hauke, Karl/Thimm, Werner: „Schloß Heilsberg, Geschichte und Wiederherstellung 1927-1944“. Münster Ermlandhaus 1981
- Merten, Walter: „Heilsberg im Ermland, Die Einwohner der Stadt 1938-1945“. Kreisgemeinschaft Hbg. 1983

darin enthalten:

- Goldbeck, Johann Friedrich: „Topographie des Königreichs Preußen“. Königsberg 1785., (ND Hamburg) 1966-69
- Schmauch, Hans: „Handbuch der historischen Stätten Ost- und Westpreußens“. Stuttgart 1966, S. 84/86
- Schmauch, Hans: „Heilsberg, Residenz der ermländischen Bischöfe durch fast 450 Jahre“. Ostrpr.Blatt 22.1.1966
- Triller, Anneliese: „Das Heilsberger Bischofschloß“
- Dehio/Gall: „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ : Ordensland Preußen Reddig, Georg „Der Aufbau der Landschaft um Heilsberg“ aus: Gustav Wolf, Führer durch Stadt und Schloß, Berlin 1918
- „Kartei Quassowski“: Hamburg 1985
- Meyer-Bremen, Rudolf: „Frühe Ansichten Ost- und Westpreußens im Steindruck“. Husum 2001
- Meyer-Bremen, Rudolf: „Die Malerei in Heilsberg im 19. und 20. Jht.“. Heimatbrief Nr. 11, 2002
- Börsch-Supan, Eva: „Karl Friedrich Schinkel – Die Provinzen Ost- und Westpreußen und Ghzgt. Posen“. Berlin 2003
- Meyer-Bremen, Rudolf: „Die Ausstellungskataloge des Königsberger Kunstvereins im 19. Jahrhundert“. Köln 2005
- Evangelisches Zentralarchiv Berlin, Kirchenbücher und Alphabetisches Register

Dr. Friedrich Tischler

(Amtsgerichtsrat 1908-1945 in Heilsberg)

Tischler wurde am 2. Juni 1881 bei Bartenstein auf dem Gut Losgehnen geboren, das seit 1821 im Familienbesitz war. Das Gut liegt in reizvoll lieblicher Landschaft, die durch den in Taleinschnitten mäandrierenden Dost-Fluss und die leicht hügelige Landschaft geprägt wird. Vom Gutshaus führte ein gerader Weg zu dem an den Rändern verschliffen Kinkeimer-See. Von Heilsberg nach Losgehnen konnte Tischler mit der Eisenbahn über Roggenhausen, Lauterhagen bis Gr. Schwarauen fahren und musste von dort aus drei Kilometer zu Fuß zum Gut laufen, oder er fuhr auf der ehemaligen R.142, der "Bartensteiner Straße", zwanzig Kilometer bis zur Einmündung in die ehemalige R. 128 (Bischofstein- Bartenstein) und von dort aus zum Gut. Tischler widmete sich seit frühester Kindheit der Beobachtung der Vogelwelt. 1891-1899 besuchte er das humanistische Gymnasium in Bartenstein und studierte dann bis 1902 in Königsberg, München und Leipzig Jura.

Sein drei Jahre älterer Bruder Georg hatte gleichzeitig das Bartensteiner Gymnasium besucht, hatte sein Studium 1899 beendet und war 1910 einem Ruf auf den botanischen Lehrstuhl der TH Braunschweig, 1917 nach Hohenheim und 1922 nach Kiel gefolgt, wo er 1951 als Direktor des Botanischen Instituts emeritiert wurde. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten – sein Hauptwerk war das Handbuch der pflanzlichen Zellkernlehre – war er zum Ehrenmitglied einer Reihe deutscher und ausländischer wissenschaftlicher Gesellschaften ernannt worden und hatte zwei Ernennungen zum Ehrendoktor erhalten.

Das wissenschaftliche Interesse des Heilsberger Amtsgerichtsrates Friedrich Tischler galt der Erforschung der Vogel- und Pflanzenwelt, deren Beobachtung, wie gesagt, in seine frühe Kindheit in Losgehnen zurückreichte. Außer 165 ornithologischen (vogelkundlichen) Einzelarbeiten veröffentlichte er – seit 1908 in Heilsberg lebend – 1914 ein Buch über „Die Vögel der Provinz Ostpreußen“ (Verlag Junk) und 1941 ein zweibändiges Werk „Die Vögel Ostpreußens und seiner Nachbargebiete“ (Osteuropa-Verlag Berlin und Königsberg). Damit wurde Ostpreußen das ornithologisch am besten durchforschte Gebiet Deutschlands. Tischler besaß eine Sammlung von über 300 ausgestopften Vögeln und mehreren tausend Vogelbälgen sowie einem sehr umfangreichen Herbarium von großem wissenschaftlichem Wert, die ihm wohl in Losgehnen für seine Arbeiten zur Verfügung stand. Seit 1923 gehörte er dem Ausschuss der

Deutschen Ornithologischen Gesellschaft an. Außerdem war er wissenschaftliches Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute: Max-Planck-Institut). Eine enge Freundschaft und Zusammenarbeit verband ihn mit Prof. Dr. J. Thienemann, dem früheren Leiter und mit Prof. Dr. E. Schüz, dem späteren Leiter der Vogelwarte Rossitten, sowie mit dem bekannten ostpreußischen Naturschriftsteller Walter von Sanden. 1941 verlieh ihm die Universität Königsberg die Würde eines Ehrendoktors als „dem unermüdlichen und erfolgreichen Erforscher der ostpreußischen Pflanzen- und Tierwelt, dem führenden Vogelkenner Ostpreußens“.

Friedrich Tischler wohnte in der Hindenburgstraße, gegenüber der Heilsberger Hauptpost. Wir Kinder in der Ludendorffstraße 24 sahen ihn mittags und abends auf dem Heimweg zur benachbarten Hindenburgstraße vom alten Friedhof kommen, an dem unsere Straße endete. Er war ein schlanker, großer Herr mit elastischem Schritt und flößte uns Ehrfurcht ein. Ein paar Mal, als er an uns vorbeiging, machte er einen unerwarteten Ausfallschritt und griff sich einen von uns mit verschmitztem Lächeln, um uns danach gleich wieder loszulassen. Er hieß seit dem bei uns „Onkel Faxenmacher“. Eines Tages, ich werde acht Jahre alt gewesen sein, wurde ich von Frau Tischler eingeladen, mir Sammler-Briefmarken bei ihr auszusuchen, die sie von Briefen abgelöst hatte. Ich erinnere mich, dass ich vor dem Karton mit Briefmarken ratlos stand, weil es fast nur ausländische Marken waren, die ich in meine Anfängersammlung gar nicht einreihen konnte. Erst ein paar Jahrzehnte später war mir seine wissenschaftliche Tätigkeit bekannt geworden und wiederum Jahre später hielt mich nur der sehr hohe Preis seines 1941 erschienenen Werkes bei einer Buchauktion davon ab, es zu ersteigern.

Wie Wolfgang Tischler in der „Altpreußischen Biographie“ schreibt, war Friedrich Tischler seit 1922 mit seiner Cousine Rose, geb. Kowalski verheiratet. Sie war in Pillau geboren und seit 1918 Studienrätin für Deutsch, Französisch und Latein in Königsberg gewesen und stammte aus einer in der Wissenschaft (Astronomie und Vorgeschichte) bekannt gewordenen Familie.

Aus verschiedenen Quellen wissen wir, dass Herr und Frau Tischler Ende Januar 1945 beim Anrücken der Front auf ihr Gut Losgehnen flohen und dort von Soldaten der Roten Armee erschossen wurden

Rudolf Meyer-Bremen,
Heilsberg / Landau

Oberschule für Jungen in Heilsberg

Unsere Lehrer

Unser Schulleiter war Studiendirektor *Dr. B ö h m*, ein Altphilologe. Er war ein Aristokrat in Gesinnung und Haltung. Wir Schüler nannten ihn „Rex“. Er besaß größte Autorität. Wenn er durch die Korridore ging, sprach sich das wie ein Lauffeuer herum, und keiner wagte auch nur zu mucksen. Wenn er uns eine Vertretungsstunde gab, erzählte er uns von den Römern und zeigte uns Bilder von Rom. Ostern 1937 verließ er Heilsberg und wurde nach Wehlau versetzt. Sollte es eine Strafversetzung gewesen sein? Ein bequemer Mann war er den neuen Machthabern bestimmt nicht gewesen.

Sein Nachfolger wurde bis Ostern 1939 Studiendirektor *Dr. Genzer*, ein Mathematiker. Wir nannten ihn „Archimedes“. Im Krieg wurde er als Offizier eingezogen. Wenn er auf Urlaub war, ging er in die Klassen und kommentierte aus aktueller Sicht das Zeitgeschehen. 1944 wurde er aus der Wehrmacht entlassen und kehrte nach Heilsberg zurück. Hier wurde er Kommandant des Volkssturmes. Als solcher wird er wohl den Tod gefunden haben.

Zwei unserer Studienräte wurden zwischenzeitlich kommissarische Schulleiter. Studienrat *van Semmern* von Ostern 1937 bis Herbst 1937 und im Schuljahr 1939/40, Studienrat *Dr. Meyer* von Ostern 1940 bis zu unserem Abitur 1942. Er war auch Prüfungsleiter bei meinem Abitur.

Unser Klassenleiter war Studiendirektor *Dr. Friebe*. Er war mit Sicherheit aus politischen Gründen nach Heilsberg strafversetzt. Schulleiterfunktionen, worauf sein Amtstitel hindeutete, nahm er bei uns nie wahr, er war nur im Unterricht tätig. Wir hatten ihn in Latein und Leibesübungen, in Quarta auch in Geschichte und Erdkunde. Im Unterricht war er streng, immer etwas steif und unnahbar, gelegentlich jähzornig. Anregungen zur römischen Antike gab er uns kaum, das Sprachliche stand ganz im Vordergrund. Wenn eine grammatische Schwierigkeit auftauchte, etwa bei „ut“, das den Konjunktiv erfordert, zog er den Zeigefinger der rechten Hand durch den Mund und hielt ihn hoch vor die Klasse. Das sollte eine Vogelleimrute symbolisieren und uns warnen, auf den Leim zu gehen. Ich fürchtete ihn mehr, als dass ich ihn liebte, obwohl ich in den ersten drei Jahren Klassenbester in Latein war. Meine ersten neun Lateinarbeiten in der Sexta waren fehlerlos, und ich erhielt in allen die Note 'Sehr gut'. In der zehnten und letzten machte ich zwei

Fehler und erhielt nur die Note 'Gut'. Das änderte natürlich nichts an der Zeugnisnote 'Sehr Gut'. Trotzdem vergoss ich tagelang bittere Tränen. In Leibesübungen war ich eine Flasche und verlor bei ihm an Kredit. Er war eine hochgewachsene, sportliche Erscheinung. In seinen Jugendjahren war er einmal Deutscher Meister im Rudern gewesen. Für mich waren die Stunden in der Turnhalle immer eine Angstpartie. Zu Beginn mussten wir uns warmlaufen. Dabei übten wir Radschlagen und Arabersprung. Es gelang mir nie, mich hoch hinaufzuschwingen. Ich war einer der Kleinsten der Klasse, erst in einigen Jahren schoss ich hoch. Bock- und Kastenspringen gelangen mir noch einigermaßen, zum Klettern an Tau und Stange fehlte mir die Kraft in den Armen. Regelmäßig blieb ich hängen und „verhungerte“. Das Schlimmste waren Barren und Reck. Da zitterte ich vor Angst.

Einmal passierte mir ein Missgeschick. Ich hatte im Umkleideraum getödelte. Unser Turnlehrer übersah mich, ich wurde eingeschlossen. Zwar machte ich mich lauthals und mit den Fäusten bemerkbar, aber nach Unterrichtsschluss war niemand mehr im Gebäude. Nun waren trotz ständiger Mahnungen meine Eltern es von mir gewohnt, dass ich mich auf dem Heimweg von der Schule nie sehr beeilte und zu spät zum Mittagessen kam. Diesmal waren sie beunruhigt, und sie begannen, bei Bekannten und Eltern von Klassenkameraden herumzutelephonieren. Schließlich erschienen sie in der Schule und verständigten den Hausmeister, und endlich wurde ich aus meiner Gefangenschaft erlöst. Eine Suchaktion wie vor Jahren in Arnsdorf war nicht nötig gewesen. Immer war ich sehr froh, wenn die winterliche Hallensaison zu Ende war und wir auf dem Schulhof Leichtathletik trieben oder Fußball, Korbball, Faustball oder Völkerball spielten. Da hatte ich keine Angst und machte im Rahmen meiner schwachen Kräfte eifrig mit. Erst als ich mit vierzehn Jahren in die Höhe schoss und an Kraft gewann, wurde ich ein guter Leichtathlet und stellte die anderen in den Schatten.

Ich erinnere ich mich an die Klassenfahrten, die Dr. Friebe mit uns unternahm. Wir übernachteten in Jugendherbergen. Einmal radelten wir durch das Gebiet südlich von Allenstein. Wir kamen in Hohenstein und in Passenheim unter. Dann quälten wir uns die Kernsdorfer Höhen hinauf, die mit ihren 330 Metern mir wie ein Gebirge vorkamen. Einmal fuhren wir mit der Bahn nach Königsberg und von dort mit Fahrrad durch das Samland nach Fischhausen und Pillau. Unser Klassenlehrer war nicht mehr der Jüngste. Als Sextaner hatten wir ihm zu seinem 50. Geburtstag gratuliert, aber als alter Sportsmann war er allen körperli-

chen Belastungen noch voll gewachsen. Dr. Friebe war fünf Jahre unser Klassenlehrer. 1939 wurde er eingezogen. Nur selten ließ er sich dann noch in der Schule sehen. Nach dem Krieg lebte er in Düsseldorf. Sein letztes Lebenszeichen war ein Glückwunschbrief an meinen Bruder zu dessen Priesterweihe 1954 in Rom. Einige Zeit später starb er.

Oberschullehrer *Schütz* war unser Lehrer in Rechnen, Biologie und Erdkunde. Sein Spitzname war „August“. Das war gleichzeitig sein Vorname. Er war rührend in seinem Bemühen, jedoch wirkte er in seiner Art ein wenig unbeholfen. Zu unserer Schande muss ich gestehen, dass die Klasse an ihm ihre Disziplinlosigkeit oft ausließ. Zu meiner Ehre möchte ich hinzufügen, dass ich mich daran nie beteiligte. Oberschullehrer Schütz kam beim Einmarsch der sowjetischen Truppen ums Leben.

Zeichenlehrer *Scholz* war ein ungemein liebenswerter Mensch. Wir hatten ihn in Deutsch und Zeichnen, in Quinta auch in Geschichte. Wir nannten ihn immer nur „Papa Scholz“. Sein Spitzname

war „Belzer“, vielleicht eine Verballhornung von „Beelzebub“, denn er hatte sehr buschige Augenbrauen. Etwas Teuflisches hatte er aber nicht an sich, im Gegenteil, er war die Güte in Person. Wir liebten ihn innig. Papa Scholz war ein vorbildlicher Erzieher. Ohne viele Worte zu verlieren, lebte er uns seine Lebenswerte vor: Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Nächstenliebe, Frömmigkeit. Oft las er uns in den letzten Minuten einer Stunde etwas vor, aus „Robinson Crusoe“, aus „Sigismund Rüstig“, aus griechischen, römischen, deutschen Sagen. Einmal trug er uns die Ballade „Belsazar“ von Heinrich Heine vor, ohne den Namen des Dichters zu nennen. Er äußerte nur sein Bedauern, dass dieses schöne Gedicht in den neuesten Lesebüchern nicht mehr zu finden sei. 1936 trat Papa Scholz in den Ruhestand. Im Krieg, als viele Lehrkräfte eingezogen wurden, kam er wieder und war bis zum Schluss im Schuldienst tätig. Nach dem Krieg



Oberschullehrer Schütz

sahen wir uns in Köln bei einem Treffen der Heilsberger wieder. Da war er schon fast neunzig Jahre alt. Doch die Klarheit des Geistes und die Heiterkeit des Gemüts hatte er sich bis zum Schluss bewahrt.

Studienrat *van Semmern* habe ich schon als kommissarischen Schulleiter in den Jahren 1937 und 1939/40 erwähnt. In Quarta bekamen wir ihn in Französisch. Sein Spitzname war „Karacho“. Er war ein anregender Plauderer und erzählte uns viel aus allen möglichen Wissensgebieten, die allerdings mit dem Fach Französisch wenig zu tun hatten. Auch er überlebte den Russeneinmarsch nicht.



Zeichenlehrer Paul Scholz

Studienrat *Dr. Meyer* habe ich ebenfalls schon in seiner Funktion als kommissarischen Leiter der Schule von Ostern 1940 bis zu unserem Abitur erwähnt. Wir bekamen ihn ab Untertertia in Englisch und behielten ihn bis zum Abitur. Er war ein sehr fröhlicher, immer gut gelaunter, immer lachender, immer zu einem Scherz aufgelegter Mensch. Er war auffallend kleinwüchsig, seine Frau überragte ihn um Haupteslänge. Das störte ihn aber nicht, er machte sogar darüber seine heiteren Glossen.

Einen Spitznamen hatte er nicht, man nannte ihn den „kleinen Meyer“. In der Öffentlichkeit war er häufig zu sehen. Da hieß es dann: „Keine Feier ohne Meyer“. Sein Englischunterricht war sehr anschaulich, ganz aus dem Leben gegriffen. Häufig trug ihm Hausmeister Dargel irgendwelche Geräte voran: Waschschüssel, Kanne, Handtuch, Waschlappen, Seife, Hammer, Kneifzange, Nägel, Hölzer und vieles andere mehr. Dann krepelte sich Dr. Meyer die Ärmel hoch und verrichtete irgendeinen Arbeitsgang. Alle Gespräche dabei wurden auf Englisch geführt. Diese Methode machte uns großen Eindruck, sie war zu jener Zeit ungewöhnlich. Wir erlebten Englisch sofort als Alltagssprache. In Latein wurde nur übersetzt, in Französisch wurde mehr gelesen als gesprochen. Unser Englischunterricht dagegen war sehr modern. Dr. Meyer überlebte den Krieg. Es verschlug ihn zunächst nach Erfurt. Von da aus besuchte er uns einmal in Salzwedel. Bald darauf zog er nach Landau in der Pfalz und

setzte dort seine berufliche Tätigkeit fort. Seiner Initiative war es zu verdanken, dass es in den 50er Jahren in Köln zu einem Treffen der ehemaligen Schüler des Heilsberger Gymnasiums kam. Er hielt die Festansprache. Einige Zeit später starb er. Dr. Meyer war eine Persönlichkeit, die meine Schulzeit geprägt hat.



Studienrat Dr. Meyer und die Abiturienten des Jahrgangs 1941/42

Studienrat *K e u l* unterrichtete uns von Obertertia an in Chemie, Physik, Biologie. Sein Spitzname war „Pat“, er hatte tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem dänischen Filmkomiker. Er war mittleren Alters, wirkte aber körperlich und seelisch schon sehr verbraucht. Im Ersten Weltkrieg war er verschüttet worden, davon hatte er einen Lungenschaden erlitten. Von Zeit zu Zeit bekam er heftige Hustenanfälle. Häufig schien ihn das Kriegsgeschehen zu überwältigen. Er war dann wie geistesabwesend, wanderte heftig gestikulierend und mit wildem Mienenspiel durch die Klasse und kam erst nach Minuten wieder zu sich. Erschreckend waren seine plötzlichen Jähzornsausbrüche, die er aber immer gleich wieder zurücknahm. In normalem Zustand war er ein umgänglicher, gemüthlicher, ja sogar humorvoller Mann. Allerdings zeigte er sich häufig sehr ungerecht. Wen er nicht leiden konnte, der konnte bei ihm nichts werden. Besonders mein Freund Christoph litt darunter. Trotz unentwegtem Bemühen wurden seine Leistungen nie anerkannt. Ich dagegen war sein Lieblingsschüler, ja geradezu sein Hätschelkind, obwohl

ich meiner Meinung nach durch nichts dazu Veranlassung gegeben hatte. Studienrat Keul war einer der wenigen Lehrer, die gelegentlich regimekritische Haltung erkennen ließen.



Studienrat Keul

Dass er als Biologielehrer die nazistische Rassenlehre ablehnte und über die Biologiebücher kritische Bemerkungen machte, habe ich schon erwähnt. Darüber hinaus habe ich noch eine Episode in Erinnerung. Als einmal ein Mitschüler von der HJ in die Partei übernommen worden war und sich das Parteiabzeichen angesteckt hatte, warf Studienrat Keul einen Blick darauf, schlug mit gespielter Entsetzen auf die Stirn und fragte den Jungen, ob er verrückt geworden sei. Der Betreffende bekam einen roten Kopf, die Klasse grinste. Jeder hatte es verstanden. Studienrat Keul nahm nach dem Krieg seine Berufstätigkeit in Homburg bei Kassel wieder auf. Er bat mich, ihm politische

Unbedenklichkeit zu bescheinigen. Das konnte ich guten Gewissens tun. Ich erwähnte dabei auch die Episode mit dem Parteiabzeichen. Er hatte gute Beziehungen, und er setzte sich dafür ein, dass ich 1951 in den hessischen Schuldienst eintreten konnte. Ich bin ihm dafür bis heute noch dankbar.

Studienrat *Orlowsky* war von Ostern 1939 bis zu unserem Abitur unser Klassenlehrer. Wir hatten bei ihm Geschichte und, mit Unterbrechungen, Deutsch. Er war ein fröhlicher, humorvoller Mensch. Sein Spitzname war „Töffel“. So nannte er gelegentlich einen Schüler, der sich etwas dumm anstellte, immer jedoch mit einem humorvollen Unterton. Als meine Mutter ihn einmal an einem Elternsprechtag besuchte, sprach sie ihn mit „Herr Töffel“ an, hatte sie doch von mir nie einen anderen Namen gehört. Der so Angesprochene schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel und klärte meine Mutter über das Missverständnis auf. Zu Hause musste ich mir heftige Vorwürfe anhören.

Studienrat Orlowsky hatte eine sehr hohe Stimmlage, geradezu eine Eunenstimme. Das war besonders ausgeprägt, wenn er bei Darstellung

geschichtlicher Ereignisse in Begeisterung geriet. Er wanderte dann durch die Klasse, stellte sich vor einzelne Schüler und schien nur für sie zu sprechen. Dabei hatte er eine feuchte Aussprache. Dann nahm der Angesprochene sein Taschentuch und wischte sich ostentativ das Gesicht



Studienrat Orłowski

trocken. Das nahm der mit Humor Gesegnete aber nie übel.

In seinem Lieblingsfach Geschichte hatte er hervorragende Kenntnisse. Er konnte fesselnd erzählen und uns große Zusammenhänge verdeutlichen. Der nationalsozialistischen Geschichtsauffassung stand er kritisch gegenüber. Eine Episode ist mir noch in Erinnerung. Es war im März 1939, als Hitler die, wie er sie nannte, "Rest-Tschechei" besetzte und sie dem Reich als "Protektorat Böhmen und Mähren" angliederte. Damit habe Hitler, wie uns unser Geschichtslehrer sagte, zum ersten Mal die Grenzen des Nationalstaates überschritten und auch das Münchener Abkommen gebrochen. Solche Gedanken waren in unserer Presse nicht zu lesen. Sie machten uns

nachdenklich und führten in der Klasse zu mancherlei Gesprächen.

Das Fach Deutsch liebte er nicht in gleichem Maße. Da las er uns die Behandlung von literarischen Werken, z.B. des „Wallenstein“, ein Kapitel aus dem „Bellermann“, einer Literaturgeschichte, vor. Eine kleine Schwäche von ihm will ich nicht verschweigen. Es kam schon gelegentlich einmal vor, dass er nach nächtlichem Stammtisch am nächsten Tag noch nicht ganz frisch war. Dann gab er mir den Bellermann. Ich nahm auf der ersten Bank Platz und las das mir angegebene Kapitel vor, während Töffel auf dem Pult sanft entschlummerte. Wenn ich mich durch einen Seitenblick davon überzeugt hatte; fuhr ich mit gleicher Stimme fort: „Na, du alter Töffel, da hast du gestern wieder einmal einen kräftig gehoben, aber schlaf nur ruhig weiter“. Wenn die Klasse dann fröhlich auflachte, schreckte der Bezechte einen Augenblick hoch, schlief aber gleich wieder weiter, wenn ich weiterlas, als ob nichts geschehen war.

Auch eine weitere Schwäche soll erwähnt werden. Töffel war ein großer Nimrod vor dem Herrn. Er besaß ein eigenes Jagdrevier und ging regelmäßig auf die Jagd. Das sagte er uns immer schon lange vorher an. Wir merkten es uns und brachten bald danach das Gespräch darauf. Bei aller Begeisterung für das Fach Geschichte, der große Jäger ließ sich immer aus dem Konzept bringen und erzählte uns Jagdgeschichten. Eine große Rolle spielte in ihnen sein Jagdhund Bob, der ihm innig ans Herz gewachsen war. In den Nachmittagsstunden unternahmen die beiden lange Spaziergänge, meistens auf den Landstraßen. Es herrschte damals noch wenig Verkehr. Nur alle fünf Minuten kam einmal ein Auto vorbei. Da sah man dann den Wanderer mit hoch rotem Gesicht, den Spazierstock wild schwingend, während Bob durch die Felder und über die Straße sauste. Eines Tages geriet er dabei unter ein Auto und war sofort tot. Sein Herrchen war lange wie erstarrt. Immer wieder fiel er während des Unterrichts in lang anhaltendes Schweigen. Als er später wieder anfang, uns Jagdgeschichten zu erzählen, wurde er immer wieder von Tränen überwältigt. Nie hörte er auf, seinen unvergessenen Lebensgefährten zu beklagen. Nach dem Krieg verschlug es ihn nach Rügen. Anfang der 50er Jahre trafen ihn meine Eltern auf einem Katholikentag in Berlin. Über sein Lebensende ist mir nichts bekannt.

Studienassessor W i l l i m c z y k , wir nannten ihn "Willi", stand dem Zeitgeist positiver gegenüber. Wir hatten ihn in Französisch und Musik. Französisch war kein erwünschtes Fach, wir hatten es in der Oberstufe nur noch als freiwillige Arbeitsgemeinschaft. Willi liebte die französische Sprache, und er erzählte uns viel über Frankreich, allerdings größtenteils aus der Perspektive des deutschen Besatzungssoldaten von 1940. Er regte mich zu einer französischen Jahresarbeit an. Das Thema war ganz aktuell: „Les relations franco-allemandes, telles qu’elles se sont développées après l’armistice de 1940“. Von meinem Vater, der in der Normandie stationiert war, hatte ich viele Zeitungen und Zeitschriften aus Frankreich erhalten, die konnte ich nun in Ruhe lesen und auswerten. Ich widmete mich meiner Aufgabe mit Begeisterung und Fleiß. Ich hatte sogar Helfer. Französische Kriegsgefangene besuchten am Sonntag in unserer Pfarrkirche die Messe. Danach standen sie an unserem Gartenzaun und schwätzten ein wenig. Ganz unbefangen mischte ich mich da ein und verbesserte so meine Französischkenntnisse. Ich zeigte meinen neuen Freunden das Manuskript und ließ es mir korrigieren. War das eine erlaubte oder unerlaubte Vorteilsnahme? Jedenfalls wurde die Arbeit mit 'Sehr gut' bewertet. Auch als Musiklehrer hatte Willi seine Qualitäten. Gelegentlich spielte er uns auf dem Klavier klassische Werke vor, einmal

sogar die Mondscheinsonate von Beethoven. Den jagenden Schlusssatz musste er uns ersparen. Dafür reichte sein pianistisches Können wohl doch nicht ganz aus. Er hatte eine recht ansprechende Baritonstimme. Gelegentlich sang er uns eine Ballade von Löwe oder ein Schubertlied vor. Wir mussten dann mit gespitztem Bleistift dasitzen und uns für die sich daran anschließende Kunstbetrachtung Notizen machen. Außerdem war er Leiter unseres Schulchores, mit dem er gelegentlich im Volksgarten an die Öffentlichkeit trat. Das Programm war sehr gemischt. Da sangen wir dann „Die Himmel rühmen“ von Beethoven, das „Ave verum“ von Mozart, das „Heilig, heilig, heilig“ aus der Deutschen Messe von Schubert. Im zweiten Teil kamen einige typische Nazichöre zum Vortrag. Ich erinnere mich eines Kanons, der Text lautete: „Was du auch tust, um reiner und reifer und freier zu werden, du tust es für dein Volk.“. Eins will ich abschließend noch hervorheben: Willi war sehr kameradschaftlich. Er suchte immer wieder die Nähe von Schülern. Gelegentlich fragte er uns, ob wir am Nachmittag mit ihm nicht ein bisschen „ballern“ wollten. Dann trafen wir uns mit ihm auf dem Schulhof und spielten eine Stunde Faustball. Das war nicht im Rahmen seiner Unterrichtsverpflichtungen. Er fühlte sich dann nicht als Lehrer, sondern als einer von uns.

Studienassessor Willimczyk überlebte den Krieg nicht. In den 60iger Jahren wurde sein Sohn Klaus Deutscher Meister im 110-m-Hürdenlauf. Seitdem habe ich von der Familie nie mehr etwas gehört.

Studienrat *Handschuh* machte dem herrschenden Zeitgeist gewisse Konzessionen. Wir hatten bei ihm Zeichnen und zeitweise auch Deutsch. Als erster Kunsterzieher führte er uns in die Natur, setzte uns auf den Philosophendamm und ließ uns einen Baum, ein Stückchen Simer oder, wir brauchten uns dann nur umzudrehen, den Schlossteich mit dem Schloss im Hintergrund malen. Ich brachte da immer nur klägliche Ergebnisse zu Stande. In Deutsch lasen wir kriegerische Geschichten aus grauer Vorzeit. Da war viel die Rede von deutschem Brauchtum, deutscher Art, von Blut und Boden, von Ehre und Treue. Studienrat Handschuh war temperamentvoll und kameradschaftlich. Im Krieg wurde er Soldat. Im Urlaub besuchte er uns in der Schule und erzählte uns begeistert vom Krieg. Er überlebte ihn. Zu unserem ersten Schultreffen nach dem Krieg, das Studienrat Dr. Meyer organisiert hatte, war auch Studienrat Handschuh gekommen. Er war gesundheitlich schon schwer angeschlagen. Beim Festvortrag von Dr. Meyer brach er mit einem Herzanfall zusammen. Bald darauf starb er.

Studienassessor *Kamin* war von ganz anderem Zuschnitt. Er war ein stiller, verträumter Mensch. Wir hatten zeitweise Deutsch bei ihm. Ich weiß noch, wie feinsinnig er uns leitete und uns seine ästhetischen und menschlichen Werte vermittelte. Er las mit uns „Wälder und Menschen“ von Ernst Wiechert. Da konnte er uns viel von seiner Naturverbundenheit, seiner dem Wesentlichen zugewandten Art geben. Weiter las er mit uns „Pole Poppenspüler“ von Theodor Storm, „Das Amulett“ von Conrad Ferdinand Meyer, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ von Gottfried Keller, den „Michael Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist. Alle Stunden haben sich mir tief eingepägt. Sie weckten in mir die Liebe zur Literatur. Studienassessor Kamin wurde im Krieg auch Soldat. Über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt.

Studienassessor *Panka* war ein sehr dynamischer Mensch. Wir hatten ihn kurz in Mathematik und Physik, dann von Herbst 1937 bis Ostern 1938 im Segelflugmodellbau. Darin war ich zwar nicht sehr begabt, ich brachte mit seiner Hilfe aber doch ein ganz passables Segelflugmodell zu Stande. In den letzten Tagen des Schuljahres fand ein Wettbewerb statt. Da zog die ganze Schule auf einen Hügel vor dem Alletal. Jeder Teilnehmer ließ sein Flugzeug fliegen. Meins wurde bald von einer Windbö erfasst und stürzte ab. Damit war ich ausgeschieden. Andere hielten sich länger, das Modell des Siegers über eine Viertelstunde.

Studienassessor Panka war Sportflieger. Gelegentlich brauste er mit seiner Maschine über die Schule. Wir wussten schon, wann er zu erwarten war, und versammelten uns auf dem Schulhof. Wenn dann der Sportflieger auftauchte und uns wackelnd begrüßte, winkten wir hoch und brüllten begeistert. Im Krieg wurde er wohl Jagdflieger. Über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt.

Studienassessor *Dr. Kleingünther* war noch jung. Er kam aus Lingen (Ems) und sollte sich in Heilsberg die pädagogischen Sporen verdienen. Er war kein besonders forscher, eher ein bedächtiger und zurückhaltender Typ. Wir hatten bei ihm bis zu unserem Abitur Latein. Sein Unterricht war solide, wenn auch ohne Glanz. Die ersten Tage wohnte er im Zentralhotel am Markt. Zu mir fasste er sogleich Vertrauen, und so lud er mich gleich in den ersten Tagen zu einem kleinen Umtrunk ins Hotel ein. Als ich mich dort in den frühen Abendstunden einfand, saß Dr. Kleingünther mit einem Herrn zusammen, von dem bekannt war, dass er Mitarbeiter der Gestapo war. Das Gespräch zwischen ihnen hatte folgenden Verlauf genommen: Dr. Kleingünther, er unterrichtete neben Latein auch Geschichte, beklagte die schlechte wissenschaftliche Qualität der

Geschichtsbücher, er meinte damit die darin zu Tage tretende Nazi-Ideologie. Der Gestapomann entgegnete, er habe gute Beziehungen zu Schulbuchverlagen, Dr. Kleingünther möge ihn auf Stellen, die er beanstandete, schriftlich hinweisen, er werde Sorge dafür tragen, dass das geändert werde. Als der Gestapomensch bei meinem Erscheinen den Tisch verließ, machte ich Dr. Kleingünther darauf aufmerksam, mit wem er es da eben zu tun gehabt hatte. Er war mir für diesen Hinweis sehr dankbar. Dr. Kleingünther überlebte den Krieg. In den 50er Jahren tauchte er eines Tages ganz überraschend bei uns in Wiesbaden auf. Er war inzwischen Studienrat in Meisenheim in der Pfalz. Dort besuchte ich ihn im Sommer 1957. Über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt.

Fräulein Studienrätin *Dr. Gonella* betreute uns in der letzten Phase vor dem Abitur in Mathematik. Alle Mathematiklehrer unserer Schule waren inzwischen eingezogen. Meine Leistungen wurden ein wenig besser, ohne dass sich an meiner Abiturnote etwas änderte.

Einige Worte sollen jetzt Frau *Tischler* gewidmet sein. Als kriegsbedingter Lehrermangel immer stärker fühlbar wurde, hatte sie sich bereit erklärt, Deutsch und Französisch zu unterrichten. Sie hatte in ihrer Jugend beide Fächer studiert, hatte dann geheiratet und so keine pädagogische Ausbildung erhalten. Ihr Mann war Amtsgerichtsrat am Heilsberger Amtsgericht. Frau Tischler war sicher schon über die 60 hinaus, sie hatte aber immer noch ein mädchenhaftes Gesicht und eine ganz jugendliche Stimme. Über die riesige Handtasche, die sie an ihrer rechten Hand schlenkerte, machten wir uns lustig. Meistens waren wir friedlich, gelegentlich sogar richtige Kavaliere, Frau Tischler strahlte Autorität und Güte aus. Sie war eine Dame von Welt. Manchmal faltete sie ihre Hände unterm Kinn, legte ihr Köpfchen darauf und schaute uns liebevoll an, gelegentlich auch mit gespielter Entsetzen, wenn wir etwas Wichtiges nicht wussten. So wurde ich einmal von ihr angeschaut, als ich das Wort „drapieren“ nicht kannte. Sie prüfte mich, wie ich schon ausgeführt habe, in Französisch.

Ihr Mann war ein Naturfreund, ein stiller Gelehrter. Neben seiner beruflichen Tätigkeit war er Ornithologe und Verfasser eines Standardwerkes über die Vogelwelt Ostpreußens. Ich besuchte die Tischlers nach meinem Abitur, so oft ich nur konnte, und wurde immer mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Noch im Januar 1945, unmittelbar vor der Katastrophe, war ich bei ihnen. Sie hatten keine Vorbereitungen zur Flucht getroffen und hatten auch nicht die Absicht, Heilsberg zu verlassen. Wenige Tage später wurden sie dann von einrückenden russischen Truppen erschossen.

Auch sie mussten ihr Leben für die Verbrechen anderer dahingeben.

Der Geistliche Studienrat *Dudeck* soll als letzter unserer Lehrer hier gewürdigt werden. Sein Lebenswerk sollte das stärkste Gewicht von allen haben. Es ragt, mehr als fünfzig Jahre nach Kriegsende, mehr als vierzig Jahre nach seinem Tod, immer noch in die Gegenwart hinein, wie ich bei einem Besuch in Heilsberg im Mai 1996 feststellen konnte. Darüber werde ich eingehend berichten. In der Zeit, da ich ihn erlebte, ragte er in keiner Weise aus seiner Umgebung heraus. Er führte ein ganz durchschnittliches Leben. Unser Lehrer war er in Religion und von der Untertertia bis zu unserem Abitur auch in Erdkunde. Er hatte eine etwas geduckte Körperhaltung, als ob er etwas schieben oder gegen den Wind stemmen wollte. Daher rührte sein Spitzname „Schieber“. Das Wort hatte in jener Zeit allerdings eine ganz andere Bedeutung, die durch das Nazi-Lied geprägt war: „Brüder in Zechen und Gruben“, von dem die zweite Strophe mit den Zeilen begann:

*„Börsengauner und Schieber knechten das Vaterland
Wir wollen ehrlich verdienen, fleißig mit schaffender Hand.“*

Dies war eine Umformung des alten Kampfliedes der Arbeiterschaft „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“. Es wurde nach der gleichen Melodie gesungen. Studienrat Dudeck fühlte sich verleumdet und in seiner Ehre gekränkt. Statt das Wort zu ignorieren, beging er den Fehler, immer wieder darauf zurückzukommen und uns im Religionsunterricht auf das Sündhafte unseres Tuns hinzuweisen. So wurde er seinen Spitznamen natürlich nicht los, er blieb bis zum Schluss der „Schieber“. Sein Erdkundeunterricht war interessant. Als Geistlicher und Junggeselle konnte er etwas großzügiger mit Geld umgehen als seine verheirateten Kollegen. In den Ferien unternahm er weite Reisen bis nach Italien und sogar Ägypten. Davon erzählte er uns im Erdkundeunterricht. Einmal berichtete er von der gefährlichen, ja dramatischen Besteigung des Vesuvs, ein andermal von einem Kamelritt bei den Pyramiden. Wir lauschten mit offenen Mündern, unser Erdkundelehrer war ein Star an unserer Schule.

Im öffentlichen Leben von Heilsberg spielte er eine bemerkenswerte Rolle. Er war Vorsitzender des Jugendherbergsverbandes. Aus diesem Bereich seines Wirkens will ich eine kleine Episode erzählen.

Die Ortsgruppe Heilsberg hatte zu einer Veranstaltung ins Kapitol, das Heilsberger Kino, eingeladen. Studienrat Dudeck sollte die Ansprache halten. Der Saal war prall gefüllt mit Lehrern und Jugendlichen. Nach der üblichen Einleitung durch gemeinsam gesungene Lieder und einige

markige Sprüche war alles für den Höhepunkt vorbereitet. Der Vorsitzende trat aus dem Hintergrund hervor und bewegte sich auf das Rednerpult zu. Er lächelte seinem Publikum entgegen und breitete grüßend



Studienrat Dudeck

beide Arme aus. In dem Moment gab es einen gewaltigen Krach. Der Holzboden unter ihm barst, der angehende Redner stürzte in die Unterwelt. Seine Ankunft dasselbst wurde einen Sekundenbruchteil später durch einen hohlen, undefinierbaren, auf jeden Fall böartigen und höchst beunruhigenden Knall markiert. Lähmendes Entsetzen breitete sich aus. Aber da tönte es schon aus der Unterwelt herauf: „Es ist nichts passiert“. Und in der Tat, nach zwei Minuten erschien der Abgestürzte wieder auf der Bühne, klopfte sich den Staub von Jacke und Hose, grinste etwas verlegen und gab eine kurze Erklärung ab.

Was war geschehen? Der sehr dünne, wohl nur provisorisch ange-

gelegte Fußboden hatte der Belastung durch den etwas beleibten Herrn nicht standgehalten. Der Raum darunter diente der Aufbewahrung von Musikinstrumenten der Heilsberger Stadtkapelle, deren Leiter Herr Bludau war, der Besitzer des Kinos. Unser Festredner war in der Unterwelt voll auf die Pauke gefallen, das Fell war geplatzt. Das hatte den Fall gemildert, und so war tatsächlich nichts geschehen. Jetzt endlich löste sich die angsterfüllte Spannung, es brach ein befreiender Lachsturm los. Alle spendeten schon jetzt dem Redner einen Riesenbeifall.

Ein anderes Amt, das Studienrat Dudeck innehatte, war bedeutender und sollte weit in die Zukunft ragen. Er war Vorsitzender des Heilsberger Verkehrsvereins. Seiner Initiative war es mit zu verdanken, dass in der Umgebung Wanderwege angelegt und gepflegt wurden. Diese Wege bestehen noch heute, zum großen Teil leider in schlechtem Zustand. Der schönste Wanderweg führte durch das Simsertal. Im Mai 1996 wollte ich auf diesem Weg zum Waldhaus wandern. Ich kam jedoch nur bis zum Teufelsloch. Dort ging es nicht weiter, es hatte einen Erdbeben gegeben.

Ich musste zurück, holte weit aus, kam am Waisenhaus vorbei und stieg dann wieder ins Simsertal hinunter. Schließlich hatte ich die Simser wieder erreicht, von der aus rechts die Anhöhe zum Waldhaus führt. Doch wieder gab es eine Enttäuschung. Die Brücke war verschwunden. Wieder musste ich zurück, jetzt ganz an den Ausgangspunkt. Durch das Simsertal zum Waldhaus zu wandern, ist also nicht mehr möglich. Am nächsten Tag machte ich es anders. Ich wanderte die Seeburger Chaussee entlang und bog vor Medien auf die Straße zum Waldhaus ein. Ich erinnerte mich an die Schulfeste, die ich in meiner Jugend hier erlebt hatte. Die Holzbauten und die Tribünen stehen noch, Kinderspielplätze und Holzbaracken sind hinzugekommen. Im Sommer finden hier Jugendlager statt. Ein allgemein zugängliches Ausflugslokal ist das Waldhaus nicht mehr. Ich finde, damit ist ein Teil der Lebensqualität von Heilsberg verloren gegangen. Vom Waldhaus stieg ich nun ins Simsertal hinab. Die vom Verkehrsverein damals angelegte Treppe ist verfallen, das Gelände ist verrostet. Der Abstieg ist nicht ungefährlich. Dann stand ich wieder an der Simser, zehn Meter entfernt von der Stelle, an der ich am Tag zuvor auf dem gegenüberliegenden Ufer umkehren musste. Der Weg rechts der Simser ist noch vorhanden, man muss allerdings stellenweise sehr vorsichtig gehen. Dann kommt man wieder an der Seeburger Chaussee heraus, etwa auf der Höhe des Elsa-Brandström-Weges. Am nächsten Tag erkundete ich die Wanderwege in der Mokker. Von der Bartensteiner Straße ging ich zur Alle hinunter. Die Brücke ist noch vorhanden. Der lauschige Weg entlang der Alle ist allerdings völlig zugewachsen und nicht mehr zu begehen. Statt dessen ist auf der Höhe ein Durchgangsweg angelegt, der zur Landsberger Chaussee führt. Man kann aber auch zur Alle hinuntersteigen und kommt dann in der Nähe der Schlachthofstraße wieder heraus. Nun ja, so geht es auch, dennoch tut es mir um die Mokker leid. Am nächsten Tag machte ich eine Wanderung auf den Kreuzberg. Ausgangspunkt war die Guttstädter Chaussee. Die alten Wanderwege sind noch vorhanden, sogar in gutem Zustand. Auf dem Gipfel suchte ich das Kreuz auf dem Steinsockel mit der kleinen Aushöhlung. Der Sage nach hat da der Teufel mit der Faust hineingeschlagen, als er an einem Sonntagvormittag Kartenspielern hier erschien, die, statt in die Kirche zu gehen, sich dem Laster des Spieles ergaben. Nach kurzem Suchen fand ich das Kreuz. Es ist um etwa zweihundert Meter versetzt und steht nun frei in der Landschaft. Der Blick schweift von da über Neuhof weit in die Ferne bis zum Sender. Der Nordabhang ist zu einer Wintersportlandschaft umgestaltet, sogar ein Ski-Lift ist vorhanden. Hier hat die polnische Stadtverwaltung neue Werte geschaffen und der Stadt

eine Lebensqualität hinzugefügt. Studienrat Dudeck wird mit Freude auf diese Anlage schauen und sich fragen: „Warum bin ich zu meinen Lebzeiten nicht auf diesen Gedanken gekommen?“ Ich möchte es noch einmal sagen, das Lebenswerk von Studienrat Dudeck ist überall noch sichtbar. Was er vor vielen Jahrzehnten angelegt hat, ist heute jedoch verfallen, die Schäden sind aber nicht irreparabel. Ich bin sicher, das alles wird in nicht allzu ferner Zukunft in alter Schönheit wieder auferstehen.

Ein Punkt in der Umgebung von Heilsberg entzog sich wohl seiner Zuständigkeit und auch der Möglichkeit, etwas Positives zu bewirken. Ich meine den Russenfriedhof hinter dem Sportplatz an der Bartensteiner Straße. Er war früher eine Wüste von fast undurchdringlichem Gestrüpp, auch noch bei meinem Besuch 1975 in Heilsberg. Jetzt lenkte ich meine Schritte wieder dahin, neugierig, in welchem Zustand er sich jetzt präsentieren würde. Welch ein Wunder! Alles war in vorzüglichem Zustand. Die Wege waren gejätet und geharkt, die Gräber gepflegt. Ich ging von einer Gräberreihe zur anderen und studierte die Namen der Toten. Russische und rumänische Soldaten haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Es waren wohl nicht Soldaten, die im Ersten Weltkrieg hier im Kampf den Tod gefunden hatten, Heilsberg war nur für wenige Tage von russischen Truppen besetzt. Es waren sicher Kriegsgefangene, die im Lager gestorben waren. Sehr nachdenklich schlenderte ich die Grabreihen entlang. Im Ersten Weltkrieg war es noch selbstverständlich, dass man den toten Feind ehrte. Im Zweiten Weltkrieg gab es das im Osten in keinem Fall. Der Hass setzte sich über die Gräber hinweg fort. Sie wurden eingeebnet. Alle Symbole, christliche, kommunistische, militärische, wurden herausgerissen. Nichts zeigte deutlicher die moralische Verwahrlosung unserer Zeit. Erst nach Jahrzehnten wurde man der Schande inne und gebot ihr auf beiden Seiten Einhalt. Wie tröstlich ist es, dass es in Polen und auch in Russland deutsche Soldatenfriedhöfe gibt, die gepflegt werden. Mir wurde berichtet, dass polnische Lehrer die Initiative ergriffen und mit den Schulklassen die Pflege des Russenfriedhofs übernahmen. Die Zeit der chauvinistischen und ideologischen Vergiftung der Menschen, vor allem der Jugend, ist wohl zu Ende. Es gibt hoffnungsvolle Zeichen, die in eine friedliche und menschliche Zukunft weisen. Der Russenfriedhof von Heilsberg ist eins davon. Beglückt und gestärkt ging ich zurück. Studienrat Dudeck wird in seiner ewigen Heimat mit den Dingen, wie sie sich heute an seiner irdischen Wirkungsstätte darbieten, insgesamt zufrieden sein.

Sein Lebensende war ruhmreich. Er sprach, was niemand wusste, Polnisch und ein wenig Russisch. Beim Einmarsch russischer Truppen, später polnischer Zivilbevölkerung und polnischer Behörden stellte er sich allen mutig entgegen und verhinderte viele Übergriffe gegen die schutzlose deutsche Bevölkerung. Er betreute sie bis zu seinem Tod 1956. An einem Nachmittag, als ich von der deutschen Minderheit zu ihrer wöchentlichen Versammlung eingeladen wurde, war viel von ihm die Rede. Er ist heute noch unvergessen. Am Tage darauf ging ich auf den Friedhof und suchte sein Grab. Als ich es nicht gleich fand, sprach ich eine Ordensschwester an, die gerade mit Grabpflege beschäftigt war. Sie sprach kein Wort Deutsch. Als ich aber eine fragende Bewegung machte und „Pawel Dudecki“ sagte, verstand sie mich sofort, und sie führte mich an das gesuchte Grab. Es war mit Blumen geschmückt. Ich war tief bewegt. Für Studienrat Dudeck gilt auch das schon einmal zitierte Wort, das Theodor Fontane über seinen Vater schrieb: „Wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich.“

Nun werden mich meine Leser immer wieder fragen: „Wann erfahren wir etwas über die politische Ausrichtung der Schule? Soll der Nazi-Ungeist etwa bewusst verschwiegen werden?“ Dazu kann ich nur kurz antworten: Eine politische Indoktrinierung fand an unserer Schule nicht statt. Wohl kam es zu spontanen positiven Äußerungen, etwa beim Anschluss Österreichs im März 1938 oder bei der Münchener Konferenz im September 1938, die noch einmal den Frieden rettete. Auch die Siege der deutschen Wehrmacht in den ersten zwei Kriegsjahren wurden durchweg positiv kommentiert. Über gelegentlich regimekritische Bemerkungen habe ich berichtet. Äußerungen im Sinne der herrschenden Ideologie waren selten. Ich habe sie nur von zweien unserer Lehrer in Erinnerung.

Siegfried Lawetzky (+),
früher Heilsberg / Tausenstein

Vergessen wir unsere Landsleute in der Heimat nicht !

Nehmen wir mit ihnen persönlichen Kontakt auf, und

helfen wir ihnen in ihrer bedrängten Situation !

Stadt Heilsberg –

Sehenswürdigkeiten im Spiegel der Geschichte

Beim Rundgang durch das Städtchen Heilsberg stoßen wir auf Sehenswürdigkeiten, die es verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

Da ist zunächst das **Schloss**, das Wahrzeichen Heilsbergs, zu nennen. Vor 785 Jahren, um 1240, errichtete der Deutsche Ritterorden an der



Stelle einer Pruzzenburg ein Holz-Erdwerk, genannt "Heilesberc". Von den aufständigen Pruzzen wurde die "Burg" wohl schon 1242 und dann wieder 1261 zerstört. Schon vor 1260 war die Burg im Besitz des Bischofs Anselm, des ersten Bischofs des Ermlandes, der von 1250 bis 1278 residierte. Aber erst nach 1273 erfolgte ein Wiederaufbau, so dass dann die Burg eine starke Feste wurde und erfolgreich gegen die im Jahre 1311 einfallenden Litauer verteidigt werden konnte.

1350 – vor 655 Jahren – wurde das Schloss Heilsberg zur festen Residenz der ermländischen Bischöfe ausgebaut. Dies geschah unter Bischof Johann I. von Meißen, der von 1350 bis 1355 residierte. Um 1400 wurde unter Bischof Heinrich III Sorbom der Bau der Bischofsresidenz Heils-

berg vollendet. Dieses prachtvolle Bauwerk gilt heute noch nach der Marienburg als der bedeutendste erhaltene Profanbau des mittelalterlichen Preußenlandes.

So war dann das Schloss Heilsberg von 1350 bis 1795 ständiger Bischofssitz. 445 Jahre lang residierten die Fürstbischöfe von Ermland in Heilsberg, bis sie dann ihren Sitz von 1836 bis 1945 in Frauenburg innehatten.

Vor 210 Jahren, ab 1795, als der letzte souveräne Fürstbischof Ignaz Krasicki Heilsberg verließ, drohte das unbewohnte Schloss zu verfallen. Witterungseinflüsse und das Treiben feindlicher Krieger verursachten den Niedergang des Schlosses. Die zur Erhaltung des Baues erforderlichen Mittel fehlten, ebenso war die Befürchtung groß, das Schloss könnte vom Staat säkularisiert werden. Die Ignaz Krasicki nachfolgenden Bischöfe residierten ab 1795 zunächst in Oliva und später dann in Frauenburg.

Unter Bischof Josephus Ambrosius Geritz, Bischof des Ermlands von 1847 bis 1867, reifte der Entschluss, das Schloss als katholische Waisen- und Krankenanstalt zu verwenden. Vor 145 Jahren, am 15.12.1859, konnte die Anstalt eröffnet werden. Sie trug den Namen "St. Josephi-Stift" und hatte eine Kapazität für 65 Waisenkinder. Ab 1862 wurde auch der Zweig der Krankenanstalt ins Leben gerufen. Viele Patienten wurden dort gepflegt und behandelt.

Vor gut 75 Jahren wurde mit der Wiederherstellung und Instandsetzung des Bischofsschlusses durch den Schlossbauverein begonnen. Im Jahre 1932 konnte das Waisenhaus in eine neue Bleibe umziehen. Bischof Maximilian Kaller weihte das St. Josephi-Stift, das neue Waisenhaus, am 20.3.1933. Das Schloss selbst diente nun unter der Leitung von Prälat Josef Lettau der Jugend aus dem ganzen Bistum für Tagungen und Kurse. Im Zusammenhang mit der Bischofsburg wurde um 1350, vor rund 655 Jahren, mit dem Bau der **Stadtbefestigung** begonnen. Schon 1357 wurde die Stadtmauer mit Erkern und vier Toren vollendet. Im Laufe der Zeit wurde die Mauer teilweise zerstört, aber immer wieder in Stand gesetzt. Bei der Belagerung Heilsbergs durch den Hochmeister Albrecht im Jahre 1520 wurde die nördliche Mauer erheblich zerstört; 1532 erfolgte der Wiederaufbau, aber nach 1772 wurde der größte Teil abgetragen. Von den vier Toren ist bis zum heutigen Tag nur noch als Einziges das **Hohe Tor** erhalten geblieben. Zwei mächtige Rundtürme wurden zu einer mächtigen Baumasse verschmolzen. Das Mittelstück des Tores

wurde durch einige Blenden verziert. Das Hohe Tor ist neben dem Krantor in Danzig das einzige Beispiel des niederdeutschen Tortyps im Osten.



Ein weiteres markantes Gebäude in der Stadt ist die katholische Pfarrkirche

St. Peter und Paul.

Um 1390, vor 615 Jahren, wurde die Pfarrkirche als dreischiffige, chorlose Basilika aus Ziegeln vollendet. Auch der Westturm wurde zu dieser Zeit angebaut. Die ursprüngliche Kirche ist wahrscheinlich im Anfang des 14. Jahrhunderts aus Holz

entstanden. Schon im Jahre 1315 wurde sie von Bischof Eberhard von Neiße den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweiht.

Am 23.04.1497 wütete ein großer Brand in Heilsberg, bei dem die Stadt völlig vernichtet wurde. Dabei brannte auch das Kirchendach nieder, und das Gewölbe stürzte ein. Beim Wiederaufbau wurde die Kirche zur Hallenkirche umgestaltet.



Am 25.03.1698 wurde die Kirche – vor allem der Turm – vom Blitzschlag getroffen und völlig zerstört. Um 1700 erhielt dann der Turm die "welsche Haube" und als Abschluss die vergoldete Statue des Erzengels Michael. Die Statue ist 1,84 hoch, 50 kg schwer und aus getriebenen Kupferblech. Die Figur stellt den Erzengel Michael in Rüstung mit Panzer, Helm, Schwert und Schild dar. Da die Statue durch Witterungseinflüsse die Vergoldung fast gänzlich verloren hatte, wurde sie 1899 zur Neuvergoldung von der Turmspitze abgenommen und im Folgejahr wieder in vollem Glanz auf ihren Platz zurückgestellt.



Ganz in der Nähe der katholischen Pfarrkirche liegt der Heilsberger **Marktplatz**, der früher bis zum Brand 1665 auf allen vier Seiten mit Laubenhäusern – schmale hohe Häuser mit geschwungenen Giebeln und schattigen Laubengängen im Erdgeschoss – umgeben war. In der Mitte des Marktplatzes stand das **Rathhaus**, ein gotischer Backsteinbau, der aufgrund seines Treppengiebels stark dem Wormditter Rathaus ähnelte. Vor 140 Jahren, genau am 27.03.1865, vernichtete eine Feuersbrunst das alte Rathaus mit samt seinen eng anliegenden Häusern, auch Hakenbuden genannt. Trotz intensiver Bemühungen der Ratsherren konnte das Rathaus nicht wieder aufgebaut werden. Anstelle des Rathauses wurde auf dem Marktplatz dann das **Husaren-Reiterstandbild** errichtet. Es erinnerte an den siegreichen Kampf, den die preußischen Husaren am

10.06.1807 der Armee Napoleons vor den Toren der Stadt geliefert hatten. Die große Einweihungsfeier des Denkmals fand am 18.08.1913 statt. Auf einem Sockel von ca. 5 m Höhe stand ein Pferd mit Reiter und Fahne. Das Denkmal war von einer Blumenrabatte eingefasst und mit einem Eisengitter umgeben. Heute ist alles verschwunden.



Auf dem Heilsberger Waldfriedhof erinnert ein schlanker Grabstein an den Segelflieger **Ferdinand Schulz**, der hier 1929 begraben wurde. Schulz, einer der beliebtesten und bedeutendsten deutschen Flugpioniere, stellte in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts viele Rekorde – einschließlich eines Dauerflug-Weltrekords 1925 – auf und starb im Alter von 37 Jahren am 16.06.1929 bei einem

Flugzeugabsturz in Stuhm / Westpreußen. Seine Freunde, Fliegerkameraden und Flugschüler setzten ihm 1933 den Grabstein zum ehrenden Andenken.



Am nördlichen Stadtrand von Heilsberg wurde aufgrund der zentralen Lage der Stadt 1930 – vor 75 Jahren – der große **Sendeturm des ostpreussischen Rundfunks** errichtet. Dies war für die Stadt Heilsberg mit einem nicht zu unterschätzenden Gewinn an Image verbunden.

Vor 60 Jahren, im Jahre 1945, überflutete die Rote Armee

nicht nur Heilsberg, sondern ganz Ostpreußen und dabei sank vieles in Schutt und Asche. Damit verbunden waren Flucht und Vertreibung, großes Elend, Hunger, Verschleppung, Vergewaltigung und Tod. Nur wer die Vergangenheit kennt, kann die Gegenwart verstehen und die Zukunft gestalten.

Versöhnend wollen wir die Hand ausstrecken und Brücken bauen.

Gabriele Kraemer, geb. Malich,
Breslau / Bergheim

Hermann Wischnat
sprachkunde

das vertraute wort
- siebenhundert Jahre und älter -
vertrieben
zerstreut in die fremde
in der heimat lange verboten

langsam
quälend langsam
sinkend
ruft es nach sammlern
glaubt noch immer an die insel im meer
ruft kundige - nach letzten -
die redlich übersetzen
ins heute

kundig der
der das wort nimmt
und atmet
die alten leben
und kundig werden die jungen
in eigener zeit

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags aus: Hermann Wischnat,
„Stege. Von Ostpreußen ins Heute“, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,
Husum 3/2003, ISBN 3-88042-895-6.

“Dich, mein stilles Tal, grüß’ ich tausendmal.....“

Das Simsertal zu Heilsberg einst und jetzt

Kaum hatten die ersten warmen Märztag – neun Sommertage sollte nach alter Wetterregel dieser Monat, der den Frühling wecken sollte, haben – den Schnee fortgetaut und die Wiesen, unter seiner Decke braungelb geworden, freigelegt, hatte ich unbändige Lust, mit einer Woldecke zu einem Abhang des zauberhaften Tales am Stadtrand zu gehen. Heilsberg, die malerische Bischofsstadt mit ihrer unverkennbaren Silhouette, von welcher Seite man sich auch näherte, Seeburger-, Bartensteiner-, Reichenberger-Chaussee, wurde geprägt vom Bischofsschloss, dem nach der Marienburg am besten erhaltenen Bau aus der Ordenszeit, der katholischen Pfarrkirche, dem Hohen Tor und der nach einem Schinkelentwurf erbauten evangelischen Kirche, und alles umgeben von den begrünten und bewaldeten sanften Erhebungen des Baltischen Höhenzugs; dazu gehörte das Simsertal. Natürlich musste ich auf das Vergnügen, dort zu lagern, Schularbeiten zu machen, noch warten, bis der Boden richtig aufgetaut war und frühlingfrisches Gras ihn wieder deckte, aber erste Erkundungstouren mit dem Rad ließen sich schon unternehmen. Bis auf wenige Stellen schaffte man eine Umrundung ohne abzusteigen, wenn man den Schwung der Abfahrt für den nächsten Anstieg nutzte. Zu jeder Jahreszeit bot das Tal eine eigene Erlebniswelt: Im Winter mit Rodelbahnen verschiedener Schwierigkeitsgrade, Skilanglauf oder Ablauf, sogar mit einer kleinen Sprungschanze, im Sommer die Badestelle in der Simser am „Pferdefuß“, die heute noch von Kindern und Jugendlichen aufgesucht wird. Sie hat sich durch die Strömung ein wenig verschoben, und die große Wiese zum Lagern unterhalb des Elsa Brandström Weges gibt es nicht mehr, weil das Buschwerk jetzt von der Seeburger Chaussee, den seiner Zeit vom RAD angelegten Elsa-Brandström-Weg überwuchernd, bis fast in die Tiefe des Tals zur Simser hinabreicht..

Morgens und abends erfüllte im Frühling und Frühsommer ein großes Vogelorchester Hänge und Senken zu beiden Seiten des silbern dahinplätschernden Flussbandes in vielfältiger Weise zirpend, zwitschernd oder längere Strophen ertönen lassend, wohl alle in diesen Breiten heimischen Vogelarten hatten auch dort ihre Heimstatt, auch die selteneren wie der Eisvogel, der Pirol; in den lauen, besonders den regenwarmen Nächten schlugen die Sprosser, die östliche Nachtigall, und es war Verlass darauf, dass im Mai der Kuckuck zu hören war. In üppiger Fülle blühte das Tal, beginnend mit den violettblauen Teppichen der Leberblümchen,

dazwischen auch einige Rosafarbene, dann die Buschwindröschen, abgelöst von Himmelsschlüsselchen, Lungenkraut, Maiglöckchen, auch der nicht so stark verbreitete Seidelbast war zu finden.

Den Rundweg, angefangen an der Rodelbahn oberhalb der Badestelle mit steilem Anstieg, am Teufelsloch vorbei – angeblich sollte von hier aus ein unterirdischer Gang zum Schloss führen, damals in der Frühzeit als Fluchtweg gedacht – dann an der Skischanze vorüber hinunter zur Simser, über die eine Brücke führte, von der aus man wieder hinauf zum Ausflugslokal Waldhaus oder rechts weiter zur Eichmühle oder links wieder oberhalb des Flusses über den Neuen Simserweg und dann kurz vor Erreichen der Seeburger Chaussee in den Elsa-Brandström-Weg links einbiegend die Umrundung vollenden konnte mit dem damals schon steilen, haselbestandenen Abstieg zur Badestelle hinunter, gibt es so nicht mehr. Es bedarf einiger Kraxelkünste, um an dem abgestürzten Sandhang am Teufelsloch vorüber zu kommen. Hinüber bei der Skischanze auf die andere Flussseite kann man nur im Sommer nach längerer Trockenperiode, weil es keine Brücke mehr gibt, und man nur barfuss durch die Simser waten kann, die hier noch immer verhältnismäßig starke Strömung hat, obwohl der Zufluss bei der Seeburger Chaussee nicht mehr wie damals vor 60 Jahren rauschend hinunter stürzt, sondern eher hinunter „tropft“. Der neue Simserweg allerdings vom Waldhaus bis zur Chaussee ist in den letzten Jahren saniert worden, und wo man in den 70/80er Jahren nur einzeln hintereinander hertrotten konnte, kann man jetzt wieder zu Zweit oder Dritt nebeneinander gehen, und feuchte Stellen, an denen man in den ersten Besuchsjahren nach Regen noch im Morast versank, sind mit Knüppeldämmen jederzeit begehbar gemacht; der Hang nach oben ist begradigend abgestochen worden.

Da ich nie mehr zu Frühjahrsbeginn in Heilsberg war, habe ich die blauen Leberblümchenhänge nur noch in der Erinnerung aufbewahren können, jedoch nach dem Blätterbestand, den ich in den Sommermonaten vorfand, zu urteilen, sind diese Frühblüher zwischenzeitlich sehr ausgedünnt. Zweimal brachte ich mir jeweils eine frisch aussehende Staude mit, die nun an schattigen Stellen in Gärten von Freunden angewachsen sind und mir im Frühling einen heimatischen Erinnerungsgruß schenken. Den schönsten Blick über das Tal auf die Türme der Stadt habe ich von der höchsten Erhebung im Simsertal gehabt, von „Dichtershöhe“; so genannt, weil hier ein Findling stand mit eingelassener Bronzeplatte, auf der die ersten Zeilen eines Liedes auf Heilsberg stand:

*„Da liegts sie schön umschlungen,
von grüner Berge Kranz,
voll blumenreicher Täler,
die Krone Ermelands“.*

Davor gab es eine Doppelbank, von der aus man zur Stadt oder in entgegengesetzter Richtung über Felder und Weideland nach Medien schauen konnte. Dreimal habe ich bei meinen Heilsbergbesuchen den Versuch gemacht, dorthinauf zu kommen und den Stein zu finden. Das erste Mal vertrieb mich ein wütend bellender und knurrender großer Hund eines nahen Gehöftes, beim zweiten Mal musste ich wegen des wuchernden Gestrüpps, durch das kein Durchkommen war, umkehren, aber beim dritten Mal habe ich das Vorhaben zusammen mit Viola Fiedler geb. Fahl in Angriff genommen (Violas Vater arbeitete seiner Zeit bei der *Warmia*, sie selbst war nach Besuch der Agnes-Miegel-Schule einige Jahre Schulsekretärin an der Oberschule für Jungen in der Kabathstraße, mit Spitznamen Paul Dargel Schule genannt nach dem Hausmeister, der zu sagen pflegte: „Ich und der Herr Direktor“), als wir erstmals mit Herrn Steffen und seiner Gruppe in Heilsberg waren, und zwar von unten, vom neuen Simserweg aus. Auch hier schlugen wir uns durch Gestrüpp nach oben, aber dann gab es dort eine Lichtung, deren Boden dicht bedeckt mit blaugelbem Wachtelweizen war, von Birkenstämmchen eingerahmt und mitten drin d e r S t e i n. Wir fielen uns glücklich in die Arme, Viola und ich tanzten: Wir sind auf Dichtershöhe! Freilich sieht man nur noch die Vertiefung, in die die Metallplatte mit den Versen eingelassen war, der Stein ist umgestürzt und der freie Blick nach beiden Seiten zugewachsen: Sic transit gloria mundi! Jedoch wir standen auf der geliebten Stelle, und die Erinnerung malte das Bild mit deutlichen Konturen:

Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal !

Eve-Maria Ludwig,
Heilsberg /Hamburg

Der Kreis Heilsberg heute

1998 fand im Ermland und in Masuren eine größere Verwaltungs- und Gebietsreform statt, durch die das Bild der früheren ostpreußischen Kreise z.T. stark verändert wurde. Davon war auch der frühere Kreis Heilsberg in erheblichem Maße betroffen.

Aus dem ehemaligen Kreis Heilsberg (s. Karte 1.) wurde das Kirchspiel Wuslack herausgelöst und dem Kreis Bartenstein zugeschlagen sowie Guttstadt mit Schönwiese und die Kirchspiele Peterswalde, Glottau, Heiligenthal, Queetz, Schlitt, Rosengarh, Münsterberg, Eschenau und Noßberg an den Kreis Allenstein abgegeben (s. Karte 2.), schraffierte Teile).

Im Gegenzug wurden dem verbliebenen Teil des Kreises Heilsberg aus dem früheren Kreis Braunsberg Wormditt mit Tüngen und Wagten, Mighenen, Open und der Wallfahrtsort Krossen zugeschlagen (s.Karte 3.] schraffierter Teil); und daraus resultiert nun der heutige Kreis Lidzbark-Warminski (s.Karte 3]), der sich aus den fünf Gemeinden

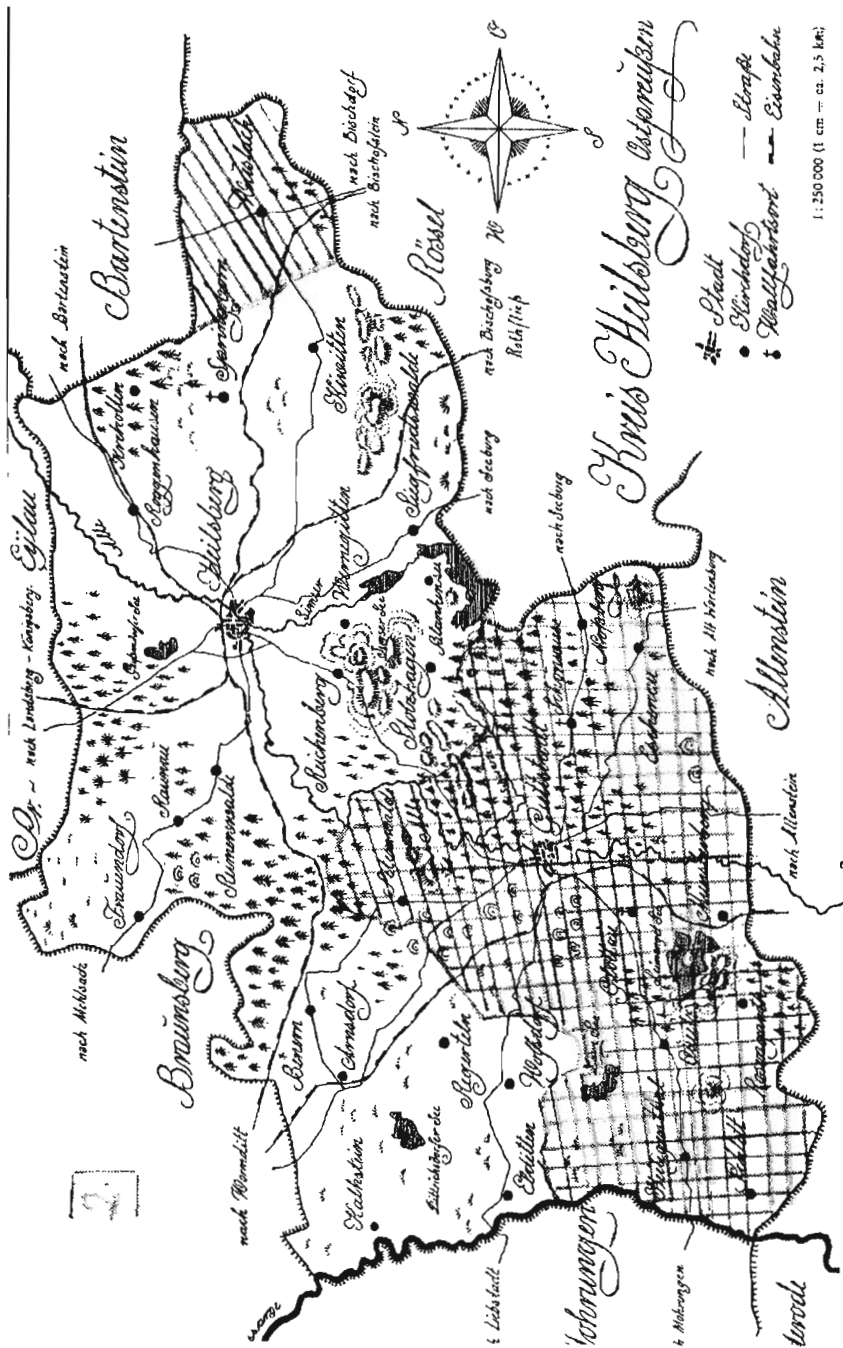
1. Heilsberg Stadt – 2. Heilsberg Land – 3. Kiwitten – 4. Arnsdorf – 5.Wormditt Stadt und Land

zusammensetzt..

Geographisch liegt der Kreis in der nord-östlichen Region des heutigen Polen, in der Ermländisch – Masurischen Woiwodschaft. Er grenzt an die Kreise Bartoszyce (Bartenstein), Braniewo (Braunsberg), Elblag (Elbing) und Olsztyn (Alenstein).

Der Kreis hat jetzt eine Gesamtfläche von 924,4 Km², davon sind ca. 61,9 % Acker- und Wiesenflächen und 23,7% Wald. Die Einwohnerzahl beträgt 45.974 Personen, von denen 38,8% in den Städten leben. Auf einen Km² kommen 49,7 Personen. 57,7% der Bevölkerung sind im erwerbsfähigen Alter.

Infolge der fehlenden Industrie sind hier gute ökologische Voraussetzungen gegeben. Diese und die zufriedenstellenden Bedingungen in der Landwirtschaft sowie auch architektonische Besonderheiten machen den Kreis Heilsberg für willkommene Touristen ungewöhnlich attraktiv. Viele Seen, wie z.B. Wielochowo, Symsar, Blanki, Taftowo, Tonka (Großendorfer-, Simser-, Blanken-, Tungensee), laden dazu ein, hier einen Sommer-Badeurlaub zu verbringen. Überall ist das Wasser sauber und gehört mikrobiologisch zur Klasse I. Die Flüsse Lyna, Symsarna, Pasleka und Drweca Warminska (Alle, Simser, Passarge und Drewenz) sind wahre Anglerparadiese; für Wanderer gibt es durch Wald und Flur gekennzeichnete Wege, Bänke zum Ausruhen inbegriffen. In den Wäldern findet man in reichem Maße Beeren und Pilze; beim Baumbestand sind Tannen und Kiefern vorherrschend, daneben gibt es aber auch Birken, Eichen, Erlen, Weiß- und Hainbuchen. In den Wäldern, den Mooren und Sümpfen sowie an den Ufern der Seen treffen wir zahlreiche Vögel –



Fischreiher, Kraniche, weiße und schwarze Störche – an. Hier sind ebenso Biber, Elch, Hirsch, Reh, Hase und Wildschwein zu Hause. Einige dieser Regionen wurden zu Naturschutzgebieten erklärt. Interessant und sehenswert ist die Biberkolonie an der Passarge. Üppiges Grün und junge Bäume an beiden Ufern des Flusses sowie sauberes Wasser sind für die Biber ideale Voraussetzungen zum Leben und zur reichlichen Vermehrung. Eine Besonderheit ist die Vogelwarte in Bartniki (Bleichenbarth), ca. 5 Km von Kiwitten entfernt. Auf einem Gebiet von 91,8 ha befinden sich die Brutplätze vieler verschiedener Vogelarten darunter auch Rohrdommeln. An einer malerischen Stelle am Ufer des Blankensees bei Zegoty (Siegfriedswalde) gibt es neben Ferienhäusern auch einen Zeltplatz, und ganz in der Nähe des Sees, in „Zegockie Blota“, dem Siegfriedswalder Sumpf, nisten in einem ornithologischen Reservat viele Wasser- und Sumpfvögel.

So außergewöhnlich wie seine Landschaft ist auch die Geschichte des Kreises Heilsberg. Die Gemeinden und Dörfer in dieser Region wurden im 14. Jahrhundert auf der Basis des Magdeburgischen Rechtes gegründet. Das Heilsberger Schloss, Kirchen, Kapellen sowie Klöster und Kreuze haben viele Kriege und Katastrophen überstanden und sind als Zeugen einer langen Geschichte bis in die heutige Zeit erhalten geblieben. Trotz des jetzigen Niederganges und des mehrfachen Wechsels der politischen Situation ist dieses Gebiet noch immer anders als die anderen Provinzen Polens. Es hat seine eigene landschaftliche Schönheit, sein eigenes Kulturgut, seine eigene Tradition und seine eigene Geschichte. Diese Dinge sind es wert, sich eingehend damit zu beschäftigen.

Das Heilsberger Schloss, vom deutschen Ritterorden im 14. Jahrhundert erbaut, wurde dann später als Residenz der katholischen Kirchenfürsten, der „Fürstbischöfe von Ermland“, genutzt. Klassifiziert als Denkmal der Klasse „0“ ist es auch heute noch gut erhalten. Auch der Sommerpalast des Bischofs Ignacy Krasicki – im 18. Jahrhundert erbaut von Teodor Potocki – zeugt jetzt noch von einstigem Glanz. Die Kirche „St. Peter und Paul“ in Heilsberg stammt ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert. Die Stadt Heilsberg hat auch zwei Klöster, und ca. 10 Km von der Stadt entfernt, liegt das ebenfalls im 14. Jahrhundert erbaute Wallfahrts-Kloster Stoczek (Springborn), das bis auf den heutigen Tag noch gut erhalten ist. Wormditt hat einen wunderschönen Marktplatz; das darauf im Jahre 1373 im gotischen Backstein-Stil erbaute Rathaus ist mitsamt Glocke nach wie vor gut erhalten. Sehenswert ist auch die Kirche „St. Johannes

der Täufer“ aus dem 14. Jahrhundert. Im ganzen Ermland gibt es viele ehrwürdige Wegkapellen. Dieses Land ist katholisch und hat seinen Charakter bis heute bewahrt.

Der derzeitige Kreis Heilsberg verfügt über ein ausgedehntes Straßennetz mit einer Gesamtlänge von 350 Kilometer, wovon 32 Kilometer Stadtstraßen in Heilsberg und Wormditt und 318 Kilometer Dorf- und Landstraßen sind. Wormditt bekam 1884 die Straßenverbindung nach Allenstein, 1885 nach Mehlsack, 1894 nach Mohrunen aber erst 1905 nach Heilsberg. Heute hat nur Wormditt Bahnverbindung mit Allenstein und Braunsberg, darüber hinaus liegen sowohl Wormditt als auch Heilsberg an den internationalen Fernstraßen, die nach Kaliningrad (Königsberg) und Russland führen.

1999 gab es im Kreis Heilsberg 2.265 Wirtschaftsbetriebe, davon waren 192 staatlich und 2.073 in privater Hand. Der Kreis Heilsberg ist durch seinen landwirtschaftlichen Charakter geprägt. 1997 gab es hier dementsprechend 3.588 Bauernhöfe, davon 2.246 in Privatbesitz und 332 Höfe mit mehr als 15 ha.

Das Wasserleitungsnetz ist mit einer Gesamtlänge von ca. 120 Kilometer gut ausgebaut. Abwasserkläranlagen gibt es im Kreis Heilsberg deren 12, und nur die Gemeinde Kiwitten hat noch keine derartige Anlage. In der Gemeinde Arnsdorf gibt es eine Heißwasserquelle. Aus einer Tiefe von ca. 1.000 bis 1.500 m sprudelt Wasser mit einer Temperatur von ca. 50⁰ Celsius an die Oberfläche. Da dieses Wasser auch Chlor enthält, ist es nach weiterem Erwärmen als Badewasser bestens geeignet. Darüber hinaus wird es in Podhale auch zur Beheizung der Gewächshäuser genutzt.

Der Reichtum dieser Region ist sein gutes Ackerland. Mildes Wetter, viele Seen und die Mannigfaltigkeit in seiner Natur – Wälder, Wiesen, Flora und Fauna – sind ideale Voraussetzungen für eine wachsende Touristik sowie Erholung im Urlaub und in der Freizeit. Quer durch den Kreis verläuft der “Kopernikus-Wanderweg“, der von Allenstein über Guttstadt, Heilsberg und Wormditt nach Frauenburg führt. Der “schwarze Wanderweg“ berührt die landschaftlich schönsten Gegenden im Kreis, und auf dem “blauen Wanderweg“ – einem internationalen Fernwanderweg, der am Bahnhof in Heilsberg beginnt – gelangt man über Barthenstein und nach Überschreiten der russischen Grenze bei Bezledy bis nach Königsberg.

In der Nähe von Kiwitten befindet sich die beste Motokrosstrecke Polens. Der Kreuzberg in Heilsberg bietet das ganze Jahr hindurch gute Voraussetzungen für sportliche Betätigung; im Sommer trainieren hier die Radfahrer das Geländefahren, und im Winter eröffnet sich hier ein wahres Paradies für Skifahrer und Rodler; sogar eine Ski-Sprungschanze und ein Schwengelskilift sind vorhanden. Aus ganz Polen kommen die Urlauber, um diese Sportangebote zu nutzen. In dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Hotel "Klobuk" stehen den Gästen entsprechende Unterbringungsmöglichkeiten zur Verfügung, die gerne genutzt werden. Es zeigt sich also, dass der jetzige Kreis viele gute Ressourcen hat, so dass es sich durchaus lohnt, hierher zu kommen und Land und Leute kennen zu lernen.

Das neue Wappen des Kreises Heilsberg

Das Wappen ist für eine Stadt bzw. einen Kreis eine Art Visitenkarte; und so wurde es dann auch erforderlich, dass sich der jetzige neue Kreis Heilsberg auch eine neue Visitenkarte zulegte. In Anlehnung an die lange historische Tradition, in der auf dem Wappen des Kreises Heilsberg das Gotteslamm mit dem goldenen Bischofs-Krummstab auf blauem und grünem Grund abgebildet war, wurde diese Darstellung auch in das neue Wappen übernommen und durch zusätzlich eingebrachte Elemente ergänzt: einem goldenen Biber zwischen zwei silbernen Maiglöckchen, beides im Kreis in der Natur vorkommend und so auch die Verbindung zwischen Heilsberg und allen anderen Gemeinden im Kreis herstellend. 1998 eingerichtet, hatte der neue Kreis in den ersten Jahren mit erheblichen Problemen organisatorischer und auch besonders finanzieller Art zu kämpfen. Inzwischen hat sich schon einiges normalisiert, und man ist jetzt der Auffassung, mit einer guten Strategie die Dinge in den Griff zu bekommen.

Edyta Madziewicz, Kreisverwaltung Lidzbark Warminski u.
Rita Poplawska, Deutsche Minderheit in Heilsberg

**LIEBE LANDSLEUTE !
DENKT DARAN: DER HEIMATBRIEF LEBT NUR VON EUREM
ECHO UND EURER SPENDE !**

Bankverbindung:

Kraemer, Johannes, Sonderkonto*, 50126 Bergheim;

Kto. - Nr. 471 800 - 508 bei der Postbank Köln, BLZ 370 100 50

"Heimatbrief Kreis Heilsberg"

Im Amt in unserer Sprache

Sejm verabschiedete Minderheitengesetz

Nationale Minderheiten haben in Zukunft in Polen das Recht, ihre Sprache in Ämtern zu nutzen, falls die Gemeindegeldverwaltung damit einverstanden ist.

Der elfjährige Kampf um das Minderheitengesetz ist zu Ende. Am 06. Januar 2005 verabschiedete der Sejm (das polnische Parlament – die Redaktion) das Gesetz über nationale Minderheiten. Es ist das erste Gesetz in der Nachkriegszeit in Polen, das die Angelegenheiten der Minderheiten in Polen regelt.

Die Hilfssprache

Mit dem Gesetz beschloß der Sejm u.a. im Antrag des Senats, daß in den Gemeinden, in welchen die Minderheitenvertreter mindestens 20 Prozent der Bewohner stellen, die Minderheitensprache als Hilfssprache neben der Amtssprache in den Kontakten mit der Gemeinde benutzt werden darf. Das bedeutet, daß die Personen aus der Minderheit sich an die Ämter in ihrer Sprache in mündlicher oder schriftlicher Form wenden dürfen. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin können sie auch eine Antwort in dieser Sprache erhalten. Noch bei der Abstimmung im November waren die Abgeordneten mit der Einführung der Hilfssprache nicht einverstanden gewesen.

Doppelte Namen

Der Sejm nahm auch den Vorschlag des Senats an, zusätzliche Orts- und Straßennamen in der Sprache der nationalen Minderheit einzuführen. Sie dürfen auf dem Gebiet der jeweiligen Gemeinde benutzt werden, wenn die Anzahl der Bewohner, die einer Minderheit angehören, mindestens 20 Prozent beträgt. Zuvor hatte der Sejm beschlossen, daß diese Grenze 50 Prozent betragen solle. Die Möglichkeit zur Einführung der doppelten Namen erlangen laut dieses Gesetzes 41 Gemeinden in Polen. Bei der 50 Prozent-Grenze hätten nur fünf Gemeinden dieses Recht gehabt. Das Gesetz betrifft 28 Gemeinden, die von deutscher Minderheit bewohnt werden, 12 mit weißrussischer Minderheit und die Gemeinde Punszk, eine litauische Enklave. In ca. zehn Gemeinden, in denen Kaschuben wohnen, (hauptsächlich in der Nähe von Puck) darf die Selbstverwaltung die Re-

gionalsprache, also kaschubisch, in den Ämtern einführen. Das Recht zum Gebrauch der eigenen Sprache in den Ämtern hat die ukrainische Minderheit nicht, die – obwohl verhältnismäßig groß – sehr verstreut in Polen lebt. Der Sejm behielt sich vor, daß die zusätzlichen Namen nicht auf die Namen aus der Zeit von 1933-1945 zurückgehen dürfen, die von den Regierungen des Dritten Reiches oder der Sowjetunion eingeführt wurden.

In letzter Minute

„Das ist das erste Gesetz für die Minderheiten in Polen. Wenn es jetzt nicht verabschiedet würde, dann würde es im kommenden Sejm wahrscheinlich nicht mehr durchkommen, weil es auf ziemlich heftigen Widerstand der rechten Parteien treffen könnte“, beurteilt Henryk Kroll, der Abgeordnete, der die deutsche Minderheit im Sejm vertritt. Für das Gesetz stimmten die linken Parteien, ein Teil der Platforma Obywatelska und manche Abgeordnete der Samoobrona. Entschieden dagegen war LPR und insbesondere die Ruch Katolicko-Narodowy sowie die PSL. Nach Meinung Henryk Krolls ist das Gesetz gut, und es sichert der deutschen Minderheit das Maximale davon, was sie bei den jetzigen politischen Verhältnissen in Polen erzielen kann. „Im Opolner Land gibt es zum Beispiel 72 Gemeinden. In 28 macht die deutsche Minderheit über 20 Prozent der Einwohner aus, und sie kann die Regelungen des Gesetzes nutzen“, gibt der Abgeordnete zu bedenken.

Bei uns ohne Änderungen?

Und wie ist es in unserer Region, wo es in keiner Gemeinde mehr als 20 Prozent Deutsche gibt? Das Gesetz gibt die Möglichkeit, ein Referendum in den Gemeinden über die Namensgebung durchzuführen. Ob es jedoch gelingt, ein solches durchzuführen, ist fraglich. Die Deutschen sind in der Region zu stark verstreut, um gemeinsam etwas zu veranlassen. Außerdem weiß man nicht, ob sie die Unterstützung der polnischen Gesellschaft für ihre Pläne gewinnen würden. Nach Meinung des Abgeordneten ist aber die Verlagerung der Finanzierung der Minderheiten vom Kulturministerium auf das Innenministerium günstig. Für die Minderheiten sollte es mehr Geld geben und das nicht nur für kulturelle Zwecke, sondern auch für den Unterhalt der Minderheitengebäude und -organisationen. Das Gesetz wartet auf die Unterzeichnung durch den Präsidenten.

Lech Kryszalowicz

Das Gesetz erkennt in Polen neun Minderheiten an: Die weißrussische mit 47.640 Personen, die tschechische mit 386 Angehörigen, die litauische mit 5.639 Angehörigen, die deutsche mit 147.094 Angehörigen, die osmanische, die 262 Personen zählt, die russische mit 3.244 Personen, die slowakische, die 1.710 Angehörige hat, die ukrainische mit 27.172 Mitgliedern und die jüdische mit 1.055 Personen. Daneben gibt es vier ethnische Minderheiten: die Karaimi, die Lemken, die Roma und die Tataren. Insgesamt machen die nationalen Minderheiten in Polen weniger als 1 Prozent der Gesellschaft aus.

Pläne für 2005

Rita Poplawska, stellvertretende Vorsitzende der Gesellschaft "Warmia" in Heilsberg, stellt die Planziele 2005 der Gesellschaft vor:

"Wir werden auch in diesem Jahr die Tätigkeit unserer Johanniter-Pfadfinder-Gruppe, der 20 Personen angehören und die schon im zweiten Jahr besteht, unterstützen. Außerdem planen wir, im Frühling Werkstätten für die deutschen Chöre zu organisieren. Wir werden dazu die Chöre aus Osterode, Peitschendorf, Lötzen, unseren (Heilsberger) Chor und den aus Landsberg einladen, letzteren unter der Voraussetzung, daß es ihn bis dahin noch gibt. Das Ehepaar Grützmaker, das unseren Chor betreut, hat sein Kommen bereits zugesagt, um bei dem Chor-Seminar zu helfen. Außerdem werden wir, wie jedes Jahr, bei der Organisation der Heilsberger Tage mithelfen sowie den Adventsabend veranstalten.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir einen weiteren Anlauf zur Anbringung einer Gedenktafel auf dem Friedhof unternehmen, die den Bewohnern der Stadt gewidmet sein soll, die im Winter 1945 ums Leben gekommen sind. Das ist aber vom Klima in der Stadt abhängig. Bisher trafen wir immer nur auf Widerstand."

Entnommen dem Mitteilungsblatt der deutschen Minderheit im Bezirk Ermland und Masuren, Ausgabe Nr. 1(115), Olsztyn – Allenstein, Januar 2005.

Aus dem Jahresbericht 2004

Die JOHANNITER hatten zum 16. März 2005 zu der Jahrestagung nach Rendsburg den Landesvorstand Nord der Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. sowie die Vertreter der Kreisgemeinschaften eingeladen, die die caritative Arbeit der Sozialstationen durch Geld- und Sachmittel stützen. Wie der Projektbevollmächtigte der Johanniter für die zwölf Sozialstationen in Ost- und Westpreußen berichtete, konnte auch im Jahre 2004 die ambulante Pflege und Betreuung von rund 1.300 Patienten gewährleistet werden. In jeder Station arbeiten eine oder mehrere Schwestern in der ambulanten Krankenpflege. Außer ihrer Tätigkeit in den Räumen der Stationen fahren sie bei Wind und Wetter zu ihren Patienten oft weit übers Land. Auch die polnischen Kommunen erkennen an, dass hier Hilfe geleistet wird, wozu sonst zurzeit wohl kaum jemand in der Lage sein würde. Sie unterstützen daher auch die Arbeit durch Bereitstellung von Räumen und/oder die Übernahme von einem Teil der anfallenden Kosten. Umfang und Ausmaß der im Jahre 2004 angefallenen Arbeiten verdeutlicht der schriftlich verfasste Bericht, in dem es unter anderem heißt:

Wie auch in den vergangenen Jahren stand 2004 die Materialbeschaffung im Vordergrund unserer Arbeit. Es gibt keine Quellen mehr, die automatisch sprudeln, sie müssen ständig mit viel Zeitaufwand gepflegt werden. Die Bedürftigkeit der Menschen, die von unseren Sozialstationen versorgt werden, hat sich auch nach dem EU-Beitritt Polens wenig verändert. Stellenweise entsteht der Eindruck, dass sich die allgemeine Situation der Bevölkerung in den Regionen Masurens eher verschlechtert hat. Trotz allem waren wir mit der Versorgungslage 2004 zufrieden. Die Dauerengpässe bei Schmerzmitteln und rheumatischen Salben haben weiterhin Bestand und werden durch Zukäufe beseitigt.

Im Jahr 2004 haben wir insgesamt sieben regulär geplante Transporte mit folgender Fracht abgewickelt:

- 92945 Packungen/Packungseinheiten mit Medikamenten (pro Station 7.745 Stück)
- 728 Kartons mit Verbandmaterial
- 28 Betten und Matratzen
- 28 Rollstühle
- 346 Gehhilfen (Handstöcke, Gehwagen, Gehhilfen)
- 359 Pakete mit Inkontinenzmaterial.

In zwei Sondertransporten für die Krankenhäuser in Lötzen, Mohrungen

und Heilsberg haben wir insgesamt 11 t Material befördert.

Der letzte Transport vom 05.12. – 14.12.2004 wurde mit drei Lkw und einem Anhänger durchgeführt. Zwei Lkw hatten ausschließlich 1.833 Weihnachtspäckchen bzw. Geschenkbeutel für die Patienten der Johanniter-Sozialstationen mit einem Gesamtgewicht von über 6 t geladen. Diese Weihnachtspäckchen-Aktion wurde nun schon zum 11. Mal in Zusammenarbeit des Johanniterordens mit der Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. durchgeführt. Durch den Aufruf des Johanniterordens wurde es möglich, den Inhalt für 600 Geschenktrageetaschen zu kaufen, deren Wert je 12.00 EUR betrug. Hinzu kamen 865 gespendete, liebevoll gepackte Päckchen.

Mit dem Beitritt Polens zur EU am 01.05.2004 ist die Grenzkontrolle entfallen. Somit konnten unsere Transporte ohne früher durch Grenzkontrollen und Zollformalitäten entstandene Zeitverzögerungen durchgeführt werden. Der Wegfall der Zollinformationen bedeutet für uns auch eine Erleichterung in der Verwaltung. Zudem sind wir jetzt in der Lage, das Hilfsgüter-Angebot ohne Einschränkungen einzuführen.

Als weiterer Höhepunkt stand die Eröffnung unserer 12. Johanniter-Sozialstation in Bartenstein am 8. September 2004 an.

Abschließend bleibt festzustellen:

Das anspruchsvolle Projekt 'Versorgung der Sozialstationen in Ost- und Westpreußen' ist nur durch das engagierte und unermüdliche Zusammenwirken vieler Menschen durchzuführen. Es kommt gleichermaßen auf jene an, die uns durch ihre Großzügigkeit und Opferbereitschaft behilflich sind, oder auch solche, die ihren Beitrag entweder durch persönliche Mitarbeit und tatkräftiges Anpacken leisten.

Auch die Vertreter der Kreisgemeinschaften leisten zu ihren finanziellen Beiträgen auch materielle Hilfen für die Stationen.

Über die Tätigkeit der in Heilsberg mit zwei Schwestern besetzten Station haben wir in der vorangegangenen Folge Nr. 12 unseres Heimatbriefes ausführlich berichtet. Hierauf nehmen wir Bezug.

Aloys Steffen,
Wernegitten / Köln

Heilsberg: Die jungen Retter.

Seit mehr als einem Jahr hat der Verein "Warmia" der deutschen Minderheit in Heilsberg eine Jugendgruppe. Sie entstand, weil ihre Mitglieder gemeinsam die deutsche Tradition und Kultur unter den Jugendlichen kennen lernen, pflegen und entwickeln sowie ihre deutschen Sprachkenntnisse verbessern wollten. Mit der Zeit setzten sie sich jedoch noch ein weiteres Ziel – den Rettungsdienst.

"Wie allgemein bekannt, gibt es in unserer Stadt Heilsberg eine Johanniter-Station. Schon mehrmals hatten wir die Möglichkeit zu erfahren, wie die Station arbeitet und wie sie ihre Aufgaben bewältigt. Aus diesen Beobachtungen entstand bei uns die Idee, sich auch am Rettungsdienst aktiv zu beteiligen. Warum? Weil es bei uns viele Menschen gibt, die Hilfe brauchen", erklärt Damian Kardymowicz, der Vorsitzende der Gruppe und Schüler der Klasse 2 des Allgemeinbildenden Lyzeums in Heilsberg.

Schon im Sommer 2003 nahmen 30 Mitglieder der Gruppe an dem Pfadfinderlager in Baldy Piec in der Nähe von Allenstein teil und wurden dort von Fachleuten unterwiesen. Danach haben Ärzte vom Rettungsdienst in Heilsberg Erste-Hilfe-Kurse gegeben und uns gezeigt, wie man sich bei Unfällen, besonders bei Verkehrsunfällen, um Verletzte kümmern soll. Die Johanniter haben dieses Engagement der Jugendlichen unterstützt und ihnen für ihre Ausrüstung zwei Spezialjacken und zwei Rettungstaschen gespendet und fünf weitere zugesagt.. Im Gegenzug dafür helfen die Jugendlichen bei der Entladung der Fahrzeuge, mit denen die in der Station benötigten Hilfsmittel angeliefert werden. Heutzutage zählt die Jugendgruppe der Retter 10 Personen. Viele haben aufgegeben., denn nicht alle eignen sich für diesen Beruf.

Schon drei Mal waren die jungen Retter zur Sicherung bei Veranstaltungen eingesetzt – bei der Wallfahrt nach Stoczek Warminski (Springborn), bei einem karitativen Fest in Landsberg und beim Finale der „Wielka Orkiestra Swiatecznej Pomocy“ in Heilsberg. Hier hatte während des Konzerts ein 17 jähriger Junge einen Herzanfall im vollen Zuschauerraum. "Er saß in einer Reihe in der Mitte. Da dort großes Gedränge herrschte, fiel es uns schwer, bis zu ihm vorzudringen (er war schon bewusstlos). Wir leisteten erste Hilfe und holten den Rettungswagen. Jetzt geht er wieder in die Schule und weiß nicht, wer ihn gerettet hat", erinnert sich Damian.

Am 1. Februar dieses Jahres haben die Johanniter die Vereinbarung über die Zusammenarbeit der Station mit dem Rettungsdienst aus Heilsberg unterzeichnet. Der Rettungsdienst wird auch weiterhin die jugendlichen Retter schulen, und sie werden im Austausch dafür freiwillig Massenfeste sichern.

„Als wir das Abenteuer mit dem Rettungsdienst angefangen haben, habe ich nichts geplant, aber jetzt habe ich vor, das Rettungswesen in der Hochschule für Medizin in Bydgoszcz (Bromberg) zu studieren. Es ist ein zukunftssträchtiges Fach. Ähnlich denken auch einige meiner Freunde“, meint Damian.

Entnommen dem Mitteilungsblatt der deutschen Minderheit im Bezirk Ermland und Masuren. Ausgabe Nr. 3(117). Olsztyn – Allenstein, März 2005.

Pläne zur Sanierung unserer Heimatstadt Heilsberg

Heilsberg möchte von der Europäischen Union einen mehrstelligen Millionenbetrag für die Verbesserung der Infrastruktur der Stadt. Laut dem regionalpolitischen Experten Stanislaw Lis sind Infrastrukturinvestitionen in Höhe von 182 Millionen Zloty (fast 44 Millionen Euro) für die Entwicklung der Stadt unentbehrlich. Das Programm, das mit der Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit begründet wird, umfasst 57 Straßen, 36 Gehwege und 294 Wohngebäude. Geplant ist des weiteren die Restaurierung der Stadtmauern, der Bau einer Wasseraufbereitungsanlage, der Ausbau der Kläranlage, die Eröffnung eines Europäischen Kulturzentrums am Schloss und der Ausbau des städtischen Freilufttheaters. Die Stadt selber sieht sich nur in der Lage, 15 Prozent der Kosten zu tragen – deshalb rechnen alle Verantwortlichen mit Geld von der EU.

PAZ Folge 16 – 23. April 2005

**Der Heimatbrief - die Brücke zur Heimat!
Nur Deine Spende kann sie erhalten!**

Guttstadt - Dobre Miasto 2004

Versöhnung - Erinnerung - Verständigung - Der weite Weg dorthin

Guttstadt/Dobre Miasto, 14. Juli 2004

Nun ist der große Tag endlich gekommen, auf den wir uns alle so lange vorbereitet und gefreut haben: Das erste *Guttstädter-Treffen* in unserer früheren Heimatstadt, 75 Jahre nach dem großen 600jährigen Stadtjubiläum 1929, das damals auch im Sommer gefeiert wurde, und nunmehr 59 Jahre, nachdem wir sie verlassen mussten. So ist dieses Jahr 2004 gleichzeitig ihr 675jähriges Geburtstagsfest.

Es ist ein Uhr mittags, während wir – ehemalige deutsche und heutige polnische Stadtbewohner – nach dem bewegenden ökumenischen Gottesdienst mit den Pfarrern Reinhard Rohwetter und Joachim Perle in der ehemaligen evangelischen Kirche gemeinsam in Richtung Storchenturm ziehen. Die einen verweilen noch mit ihren Gedanken bei dem soeben Gehörten, andere bemühen sich, miteinander ins Gespräch zu kommen und freuen sich über die Stadt im Festschmuck.

Vier ganze Tage haben wir nun vor uns, um gemeinsam zu feiern, uns zu freuen; aber auch, um vieles zu verarbeiten, auch das Erlebte.

Was mich betrifft, so geht mir vielerlei durch Kopf und Herz, auch Widersprüchliches. Anderen, höre ich später, erging es ebenso. Auch vorhin während des feierlichen Empfangs und dem herzlichen Willkommensgruß von Seiten des Bürgermeisters im Rathaus hatten nicht nur wir 'Ehemaligen' diese innere Bewegtheit zu beherrschen versucht. Freude und auch Ernst waren auf ihren Gesichtern und in ihren Augen zu lesen.

Und nun stehen wir an unserem geliebten Storchenturm, dem ganz besonderen Wahrzeichen der Stadt, in dem man, nach liebevoller Ausgestaltung, ein kleines, aber feines historisches Museum eingerichtet hat, das sich kein Guttstadt-Besucher entgehen lassen sollte. Hier steht als äußerer Anlass für diese gemeinsame Begegnung ehemaliger und heutiger Stadtbewohner die „Enthüllung“ einer Gedenktafel im Mittelpunkt. Wir, also die deutschen Besucher, hatten für diese Tafel zunächst die Worte „Versöhnung = Frieden“ vorgeschlagen, einigten uns jedoch mit den heutigen Stadtvertretern schließlich auf die zweisprachige Erinnerung an das 675jährige Stadt-Jubiläum Guttstadt/Dobre Miasto in diesem Jahr in Verbindung mit unserem ersten Guttstädter Heimattreffen eben hier.

Wir hören nachdenkliche, eindrucksvolle Worte des heutigen Bürgermeisters, *Stanislaw Trzaskowski*:*„Diese Gedenktafel ist nicht nur eine*

Erinnerung an unsere Begegnung in dieser besonderen Zeit, sie ist auch ein Symbol unserer gemeinsamen Geschichte, unserer Erfahrungen und unseres Schicksals. ...“ Diese Festansprache, aber auch jene von Frau Dr. Dorothea Wagner-Kolb berühren uns sehr. Sie schließt die für uns gesprochene Rede mit den Worten *...“mit dem Wunsch im Herzen, dass die alten und heutigen Guttstädter Freunde werden mögen. Wir bitten Gott um seinen Segen für unsere gemeinsame, für eine friedliche Zukunft.“*

Ich sehe in die Gesichter der vor und neben mir Stehenden: Die einen gedankenverloren, die anderen konzentriert. So ist es auch bei den zumeist jüngeren polnischen Anwesenden. Ich glaube, wir sind uns sehr wohl bewusst, welch weiten Weg – in jeder Beziehung – jeder von uns bis hierher zurückgelegt hat. Wie schade, dass viele unserer Landsleute und Lieben diesen Tag nicht mehr miterleben können!

Während ich hier stehe, überschlagen sich gleichzeitig meine Gedanken Ich erinnere mich an unsere erste gemeinsame Guttstädter-Reise anlässlich der 600-Jahrfeier des Doms im Oktober des Jahres 1989, zu der wir von Prälat *Emil Rzeszutek* eingeladen wurden. Man hatte damals die ersten Bänke in der Kirche für unsere Gruppe reserviert. Welch ein großes Fest es war!

Auch an die danach nicht endenwollende fünfjährig-jährige Arbeit und Vertiefung in die jüngere Stadtgeschichte Guttstadts denke ich, also das Buch „Im Herzen des Ermlands“ mit seinem langen Totenregister von weit über 950 Opfern, die 29 Akten-Ordner heute unten in meinem Keller und ich schaue nun in ihre Gesichter um mich her, ihre AugenWieder bin ich tief bewegt. Wir hier – ehemalige und heutige Bewohner – sind in diesem Augenblick so etwas wie ‘Gleichgesinnte’. Versöhnte?

Februar 2005:

Es folgte an jenem Tag bis zu unserem Abschied am 17. Juli mit der großen Abschlussmesse und dem feierlichen Orgelkonzert des Gastorganisten aus Birmingham, *John Pryer*, für uns noch vieles Schöne, was alle Erwartungen überstieg.

Aber, zurückblickend auf jene unvergesslichen Tage frage ich mich dennoch immer wieder, sollten oder können wir hier von ‘*Versöhnten*’ sprechen? Vielleicht ist dieser Begriff nicht anzuwenden. – oder ‘überstrapaziert’?. Er würde doch bedeuten, dass die eine Seite der anderen gegenüber etwas vorzuwerfen habe. Dieses aber ist nicht so! Waren wir zudem

hier, die heute schon Alten, doch damals alle zumeist noch Kinder. Und sind wir hier nicht alle eigentlich Opfer des „Hitlerismus“ geworden? Denn gerade unsere Guttstädter Eltern und Großeltern wählten damals, im Schicksalsjahr 1932/33, eben in ihrer Mehrheit *nicht* ‘jenen Mann’. Der „Hitlerismus“ kam dann über uns, er unterwarf uns! Und wir fragen uns heute noch: Was hätten wir, die so genannte ‘Enklave Ostpreußen’ – und damit auch das Ermland – tun können? Wir hatten zu schweigen, sonst gab es Verfolgungen. Aber wir wissen auch, dass viele Polen in unserer Stadt und ihren Dörfern nach Kriegsausbruch jahrelang „Sklavendienste“ leisten mussten. Ein unsagbares Unrecht!

Und wir haben ebenso erfahren, dass nach dem Krieg so viele Polen – zu ihnen gehören auch heutige Bewohner – gleich uns vertrieben wurden: vertrieben von der Roten Arme, und dass sie eine neue Bleibe, einen Ort für ein neues Leben suchten

Andere kamen aus dem weitgehend zerstörten zentralen Polen und suchten ebenso ein neues Zuhause.

Diese Menschen alle kamen hierhin, in diese Stadt, die einstmals unsere Heimatstadt war, nach Guttstadt. Und sie gaben ihr einen neuen Namen: ‘Dobre Miasto - Gute Stadt’. Aber, es war damals, im Sommer 1945, nicht mehr das einstmals „schöne Guttstadt“. Es war eine Trümmerwüste, verursacht nach dem Eindringen der Roten Armee, die große Teile der Stadt niederbrannte. Doch über das nähere Schicksal der *Menschen* hier wissen wir eigentlich immer noch zu wenig. Hier gibt es viel nach zu holen!

Wir, die ehemaligen Bewohner, sehen heute, nach so vielen schweren Jahren des Aufbaus in Guttstadt-Dobre Miasto: Diese Stadt ist dabei, wieder eine schöne Stadt zu werden. Sie ist es dank der Aufbauleistung ihrer heutigen Bewohner. Wir ahnen, was sie trotz der schwierigen wirtschaftlichen Voraussetzungen während der vielen Jahrzehnte zuvor hier geleistet haben. Wie schön haben sie die ehrwürdige Kollegiatskirche instand gesetzt und ausgestaltet! Was für ein Gotteshaus! Und wir bewundern dann auch – zum Beispiel – die so großartig erneuerten Brücken – bis hin zur letzten, der von Kossen/Kosyn. Nur wenige hundert Meter von ihr entfernt wurde ich geboren.

Doch nochmals zurück zu jenem Grundgedanken der Versöhnung, denn es gibt noch viele Menschen auf beiden Seiten, die bis heute hier große Probleme haben. Es wäre vielleicht sinnvoll, sich stets erneut diesem Versöhnungsgedanken zu stellen, auch *stellvertretend* für jene, die es

nicht mehr können. Es bedarf immer wieder hierzu der <<Erinnerung>>! Auch oder besonders für jene der nach uns folgenden Generationen, damit sie lernen und verstehen, was *wirklich* war. So, wie *Martin Buber* es in diesen Worten formulierte: „*Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung.*“

Vielleicht sollte noch ein dritter Gedanke hinzugefügt werden, nämlich, wenn wir zusätzlich von <<Verständigung>> sprechen. Dieses wäre ein Begriff, der in die Zukunft weist. Nicht nur in die Zukunft jener ehemaligen Guttstädter, deren Nachkommen auch fernerhin immer wieder nach Guttstadt/Dobre Miasto reisen werden, um dort auch nach den Spuren ihrer Vorfahren zu suchen. Aber auch, um mit den heutigen Bewohnern – den *Dobromieszczanie* – *zusammen* zu treffen und/oder dort Ferien zu machen in einer unverwechselbaren Landschaft.

Wir haben viele Zeichen und ‘Taten’ in den Sommertagen des Jahres 2004 erlebt, die wir für immer in unseren Herzen aufbewahren werden.

Vielleicht wäre es sehr gut, dass auch die dortigen letzten Zeitzeugen ihr ‘Heimatbuch’ rasch schreiben, ihr Schicksal festhalten.

Doch wir *Guttstädter* wissen eins mit Sicherheit: Was einst *unsere Heimatstadt* war, ist heute *ihre Heimatstadt*. Und wir erinnern uns auch jener Worte, die *Stanislaw Trzaskowski* zu uns am Storchenturm sprach: „*Reden wir miteinander, treffen wir uns, gestalten wir gemeinsam die Vision der Geschichte des gegenseitigen Verständnisses und Freundschaft. Tun wir das für uns, für zukünftige Generationen! Tun wir das für unsere schöne Stadt Dobre Miasto / Guttstadt, für unsere heimatliche Umgebung, in welcher Platz für einen jeden von uns ist, wohin jeder von uns zu jeder Zeit zurückkommen kann! Und er wird herzlich begrüßt, weil er zurückkommt in seine „kleine Heimat“.*“

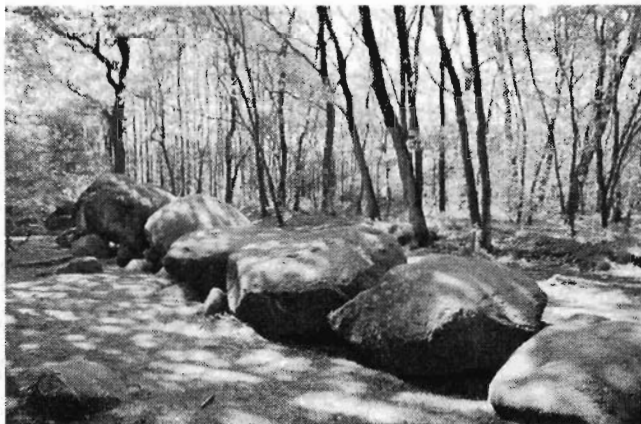
Das wollen wir auch tun. Danke!

Roswitha Poschmann,
Kossen / Köln

Werlte / Emsland –

beherbergt unsere Heimatstube

Die Gemeinde Werlte, Sitz der Samtgemeinde Werlte, beheimatet 9.132 Einwohner. Die Erkenntnisse erster Besiedlungen gehen bis in die Stein-



zeit zurück. Davon zeugt auch noch heute das Großsteingrab

„De hoogen Stainer“

im Norden von Werlte, mit einer inneren Grablänge von 27,5 m eines der längsten in Nord- u. Mitteleuropa.

Ein Relikt aus der jüngeren Vergangenheit ist

Kreutzmanns Mühle

1881 erbaut, von 1992 bis 1995 renoviert ist sie heute wieder voll funktionsfähig und steht dem Besucher vor allem am Mühlentag zur Besichtigung offen.

Wer die Herrlichkeiten der Natur sucht findet im Naturschutzgebiet Theikenmeer genau das Richtige. In diesem international beachteten Gebiet findet man seltene und gefährdete Vogelarten, Reptilien und vom Aussterben bedrohte Insekten und Pflanzen. Pflanzen



ganz anderer Art kann man im **Bibelgarten** bewundern. Hier kann der Besucher in den verschiedenen Landschaften der Bibel die in dem Heiligen Buch vorkommenden Pflanzen entdecken. Zu jeder Pflanze finden sich auch eine Erklärung sowie die dazu gehörige Bibelstelle. Gegenüber



des Bibelgartens steht die im Stil einer alten Basilika erbauten St. Sixtus Kirche mit einem Mosaik aus über 300.000 Steinen aus überwiegend Natursteinen und Keramik.

Eine Möglichkeit in Werlte eine Unterkunft zu finden ist der Campingplatz „Hümmelinger Land“. Dieser für seine Sauberkeit bekannte Platz ist seit 1997 immer mit den Noten gut bzw. sehr gut bewertet worden. Er erhält seit 2001 jährlich eine Auszeichnung für die "beeindruckende lobenswerte Sauberhaltung der Sanitäreinrichtungen und des Platzgeländes". Auch im Sport- und Freizeitbereich hat Werlte dem Gast Einiges zu bieten. Neben ausgedehnten Rad-, Wander- und Reitwegen findet man Angelmöglichkeiten, ein Hallenbad, Tennis (Freiplätze und Halle), Fitness und vieles mehr.

Werlte Touristik

Die beiden Schwestern vom Ermland

"He", ruft eines Tages die Jüngere über den Plautziger See zur Älteren hinüber, "ich gehe los. ich will in die Welt! Nach Norden, ins Ermland."
"Nanu, so schnell", schreit die Große zurück. "Wart' doch man, wart'

doch man ein bißchen. Ich bin gleich fertig, dann komm' ich mit."

Doch die Kleine ist schon längst den Berg hinunter. Flink geht es über Kieselsteine hinweg in einen Wald hinein. Rein gar nichts zu sehen ist mehr von der wilden Margell.

Und nun geht's los an Hecken und Zäunen vorbei, durch Felder und blühende Wiesen. Die gelben Butterblumen und die großen Taler der Maßliebchen nicken ihr zu. Der blaue Fingerhut schaukelt sich im Wind, und über die Wiesen hat sich das Schaumkraut gelegt in einem zarten Rosa-rot. "Guten Morgen", schmettert der Fink im höchsten Tannenwipfel, und die Frühlingsbirken schwenken mit langen Fahnen einen Willkommensgruß. Aufjauchzend wirft sich das junge Ding in einen himmelblauen See.

"O je, o je, dann muss ich man schnell hinterher", seufzt die Ältere. "Wo find ich sie denn bloß? Es ist ein richtiges Kreuz mit der Margell!" Schnell den Berg hinab, über Mühlenräder hinweg zum See hinunter. Die Jugendherberge oben am Ufer des Lansker Sees schüttelt den Kopf, als sie gefragt wird: "Die Passarge? Die Passarge ist nicht hier! Aber zu was denn auch hier hinunter, liebes Alleflüßchen, zu was denn? Willst du, liebe Alle, zur Passarge, dann mußt du zum Oberland."

"Die Passarge wollte zum Ermland", ruft die Alle hinauf. "Hier geht es doch zum Ermland."

Die Alle verläßt den Lansker See. In ein tiefes Tal läuft sie hinein. Wie ein breiter Forellenbach springt sie nun über blanke, glatte Steine. Hohe bewaldete Ufer grüßen zu beiden Seiten. Die Sonne hat ihre helle Freude und wirft durchs dichte Laubwerk goldene Kringel auf ihren Rücken, dass vom durchwärmten Grund die Fische in fröhlichem Geplumpse auf und nieder schnellen. "Mir geht es eigentlich gar nicht schlecht", gluckst die Alle und schubbert sich so richtig am Buschwerk entlang. "Wenn ich ich erst bei meiner Passarge bin, werde ich ganz glücklich sein."

Doch halt, was ist das? Der Wald ist zu Ende. Weit dehnt sich das Land. Durch saftige Wiesen geht es nun langsam Schritt für Schritt. Vom Kirchturm tönt die Glocke, und wandernde Kinder singen ein Lied von "der blumigen Au" und vom "Flüßchen himmelblau". "Ermlands Fluß", sagen sie zu der Alle.

Es geht auf eine große Stadt zu. "Nach Allenstein" steht auf einem gelben Wegweiser. „Donnerschock, sie haben die Stadt nach mir benannt“, freut sich die Alle. "Wer hätte das gedacht!"

Mit geschwellter Brust fährt sie am Marienkrankenhaus vorbei. Sie grüßt den Turm von St. Jakobus und nickt dem schweigenden Johann von Nepomuk ein "Grüß Gott" zur Brücke hinauf. Durch blühende Gärten geht es weiter zum Allensteiner Schloß. "Wo bin ich hingeraten? Ins Ordensritterland!" Sie blickt auf die altersgrauen Mauern, die den Pruzzenstürmen trotzen und den Polenkriegen. Jahrhundertalte Geschichte steht hier zu Stein gebannt. Unter riesigen Brückenbögen eilt sie zum Allensteiner Stadtwald. Der Wadangfluß gesellt sich hinzu. "Wo ist die Passarge, lieber Wadang?" fragt die Alle. "Die Passarge? – Die kenn ich nicht. Ich komme aus der Wartener Gegend. In Wartenburg gibt es keine Passarge."



Guttstadt, Domkirche

Die Alle windet sich aus den Wäldern hinaus. "Passarge, Schwesterchen Passarge", schreit sie wie eine Verzweifelte. "Nanu", tönt es aus der Guttstädter Gegend zurück. "Was sull wa denn hier mit der Passarje? Wenn du an die Passarje willst, denn hast du dich ordentlich verbiestert. Renn man do in die andere Richtung nach Glott hinunter. Jo, jo, am Glottsche Kalvarienberg vorbei, und denn weiter gegen das Oberland. Denn wischt sie woll finde." Die Alle macht ein verzweifelt Gesicht. Sie möchte nun nach Glottau zu, dort wo die Passarge sein soll, aber sie kann nicht. Unwiderstehlich wird sie vom Guttstädter Dom angezogen. In einem schönen Bogen gleitet sie um den alten Storchenturm der Stadt in grüne Wiesen hinein zum großen Wald. "Kinder Leut", denkt die Alle, "wo bin ich nu woll hingerate. Aber eigentlich jefällt es ma hier in dieser Heede. Und hier kickt geroad das Schmolainsche Schloß off meine Puckel. Nä, nä, es ist jewiß nich schlecht in diesem Wald. O jenache, was hab ich mir bloß für eine Sprache zugelegt. Ich hab ja richt'je Keilche im Hals."

Der Wald wird immer dichter und dichter. Die Alle nickt den vielen Hasen zu. Die verschwinden fast bis über die Ohren im dicken Moostepich. An uralten Fichtenstämmen rankt sich Murschelmau und Efeu hinauf. Große Schlangenkrautwedel spiegeln sich im Wasser.

"Was wedd bloß die Passarje zu meiner Sproache sage", fragt sich die Alle und tritt wieder hinaus aufs freie Feld. "Wo sull das hin? Und dabei muß ich imma weita renne, ich kann nich andersch. Jo, jo, das is im Lebe imma so. Du kannst nich wie de wöllst. Und wenn de denkst, de hast das Glück in der Hosenfupp, denn rennt es dir auch all wieder wech, die Hüft runter über de große Zeh wech raus,"

Der Kreuzberg steht stolz und breit über Neuhof. "Das Glück, das Glück", schreit er zur Alle hinunter, "Das muß wa uns bloß zu halte wise. Zu was rennst immer so, Margellche, he? Du wirscht dir noch die Füß abrenne mit deinem Geracker. Ich hab mir das abjehöhnt und kann auch bestehe. Ich huck sogar ganz gutt hier, kick mich an! Bin ich nich ein wetterscher Kerl? Ich rückt' ooch mal off die Heilsbergsche Dächer zu. Lang ist es her! Was wär dabei rausjekomme? Nuscht! -- Jo, jo, da staunst, Margellche, was? Heut is mir der Kopp ooch all blank und gnatzich jeworde. Man früher früher, als hier noch das Feuer von den Pruzzen zum Himmel jeflackert ist. Hier off mir, off meinem Puckel mang all die Eich- und Buchebäum. Das war noch ein Freudche! Und wenn se denn jesunge und jebetet habe, die heidnische Pruzzen zum Gott Perkunos und Potrimpos, das war noch ein Zeitchel!"

Die Alle schielt zum Berg hinauf und schlägt in Gedanken ein Kreuz. Ganz ängstlich macht sie das. Sie senkt den Kopf. "Nä, nä", murmelt sie vor sich hin, "man nich so viel höre von dene alten Heide, man lieber weiter off die Heilsbergsche Pfarrkirch zu, dott, wo se de Orgel speele und de Vesper singe. Und denn unter der Kopernikusbrücke durch off's alte Schloß zu. Das is e bessera Winkel. Aber das is ooch e Schloßche! Jene Kinda! So ein dicker roter Kasten mit Ecktörmchens bove droff und einem dichtich hohe Turm off der andern Seit. "Kraatz, kraatz" machen die Dohlen aus den Turmluken raus. Die Alle muß sich immerzu bewundernd umsehen. Eine alte heilige geistige Stätte ist das. Der Sitz der alten Fürstbischöfe vom Ermland, der jahrelange Aufenthaltsort des Nikolaus Kopernikus.

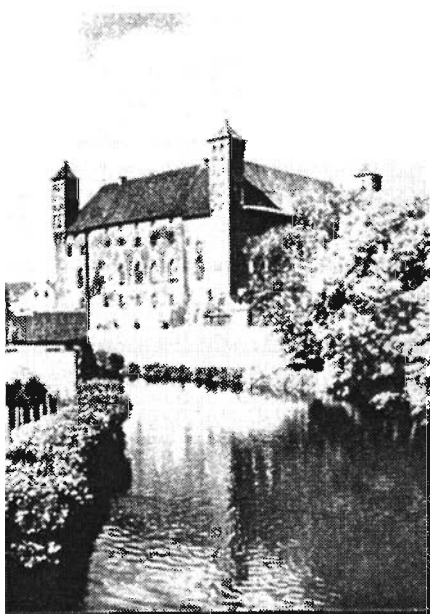
"Was kickst dich denn immerzu röm", ruft mit einem Male ein kleines Ding und purzelt so richtig das Wehr hinunter, der Alle in die Arme hinein. "Sim-serchen, kleines Flüßchen, wo kommst du denn her?"

"Von Seeburg."

"Von Seeburg?"

"Jo, aus der Seeburgsche Gegend. Ich sull dich ooch dichtich, jo wakkerdeeg, grüße vom Pappa und von der Mamma und von all den Unkels und Tantes und von all den deren, die Rechtgeschwisterkinder und Anderschwisterkinder mit dir sind."

"Dankscheen, Simserchen, komm mit, komm mit!" Die Simser ist so, ein richtiges kleines quättriges Ding. Immerzu hat sie was zu erzählen vom Waldhaus, vom Simsertal, vom Teufelsloch und vom alten Schloß. Die Zeit vergeht, man weiß nicht, wie. Mit einem Male sind die Türme der Stadt verschwunden. Es geht auf Bartenstein zu. "Auf Bartenstein? Bartenstein liegt nicht mehr im Ermland. Ich will im Ermland bleiben", ruft die Alle. Die Passarge wollte zum Ermland!" Passarge, wo finde ich dich?"



*Heilsberg, Schloss
Sitz der Fürstbischöfe von Ermland*

"Es gibt kein Zurück", tönt dumpf und grollend eine Stimme in der Ferne. Die Alle erschrickt. "Wer bist Du", fragt sie und bekommt keine Antwort darauf.

"Abwarten", tönt es durch die Luft.

Es geht im Eilmarsch durch mehrere Städte, das Ermland bleibt zurück. Einige Flüsse gesellen sich hinzu. Die Alle wird ein breiter und behäbiger Strom. Auf ihrem Rücken trägt sie Schiffe.

"Du kommst mir gerade recht", tönt auf einmal die rollende Stimme nun dicht an ihrem Ohr. "Nun habe ich dich, nun kannst du mir nicht mehr entweichen." Der Pregel ist es, der so spricht. "Ich will dich nicht", schreit die Alle, "ich bin ein einfaches ermländisches Mädchen. Ich suche bloß mein Schwesterchen, die kleine Passarge". "Hähähä", lacht der Pregel und nimmt sie in seine Arme, daß ihr Hören und Sehen vergeht. "Passarge hin, Passarge her! Auf dich habe ich gerade gewartet. Du bist

so breit und stolz, Du bist so reich. Du machst mich erst zum richtigen Mann. Wir beide können zusammen die Welt erobern. Du wirst mein Weib, und damit basta!"

"Du bist woll ganz dewatsch. Dich sull ich nähme?" schreit die Alle ganz verzweifelt.

"Hähähä", lacht der Pregel und nochmals "hähähä!" Es hilft der Alle nichts, sie muß mit ihm hinunter. Der Pregel hält sie wie mit eisernen Fäusten umklammert. Dick und geschwollen zieht er mit ihr los auf die Hochzeitsreise nach Königsberg. –

Trallala, trallala, die Passarge ist aus dem ersten See hinaus und in einen zweiten gestiegen. Schlank und jugendfrisch springt sie weiter nach Norden zu zum Ermland hin. "Du hättest der Alle doch wenigstens Lebewohl sagen können", denkt sie, "doch nun ist es zu spät. Vielleicht kehre ich auch bald wieder um, vielleicht gefällt es mir gar nicht im Ermland. Ich muß mal sehen, wie sich alles macht. Es ist so wunderbar still hier, und man fährt so schön zwischen Bergen und lieblichen Tälern. Am Rande stehen Wälder, und an den Hängen grasen weißscheckige Kühe. Ich muß doch wirklich noch ein Stückchen weiterlaufen. So eine kleine Schwenkung westwärts könnte nichts schaden. Ob ich dann doch noch nach dem Ermland komme?" -

"Es gibt wohl wenig Menschen hier in dieser Gegend, wenig Dörfer und keine einzige Stadt. Nur hie und da liegen verstreut einige Bauerngehöfte. Mohrungen ist weit von hier, und nach Liebstadt kann ich nicht. Mich zieht's woanders hin. Was mag das sein?"

"Ich wollte eigentlich tiefer in's Ermland hinein, aber ich bin doch etwas zu stark nach Westen abgebogen. Es ist zweifellos sehr schön hier, deswegen mache ich es halb auf halb, das eine Bein im Ermland, das andere Bein im Oberland. Ich halte die Grenze, das kann nichts schaden. Ich bin noch jung, ich weiß noch nicht, wohin. Das Schicksal wird mich führen. Eines aber steht schon fest: "Ich bleibe ledig bis an mein Ende."

"Ob ich wohl mal ein bißchen zu den Grafschaften des Oberlandes hinübersegle? Und mit jungen fröhlichen Komteßchen eine Spazierfahrt mache im schönen Park unter den alten herrlichen Buchenbäumen? Ob ich wohl einmal mit den oberländischen Fohlchen über Zäune und Hekken durch Wälder und Wiesen nach Elbing hinunterspringen soll?"

"Bleibe bei uns", läuten alle Glockenblumen auf dem rechten Passargeufer, "bleibe bei uns im Ermland."

Von links grüßen die Berge des Oberlandes und locken und schauen mit ihren stolzen Wäldern weit hinein ins ostpreußische Land. Vom Ermland blickt der Wormditter Kirchturm übers Tal und schickt ein kleines Wäscherchen zur Passarge hinunter. "Ich sei die Drewenz", sagt das Kleine, "du sullst mich mitnehme. Ich bin hinter dem Backofe rausjekroche, und ich hab ein warmes Herz behalte. Wenn ich auch man klien sei, kannst mich vielleicht doch noch mal gebrauchte, wenn es dir im Jemüt mal ein bißchen fröstrich wird." "Komm mit, komm mit", lacht die Passarge. So fahren sie los nach Wusen zu. Das Kleine spricht, als hätte es Keilchen im Hals und nimmt den Mund sehr voll. Jetzt klatscht es in die Händchen und ruft, "do kömmt all wedda was anjekleckt!" Und tatsächlich, das gluckst von der Stadt Mehlsack herunter wie ein richtiger Gebirgsbach.

"Aber warum denn so eilig, liebe Walsch?"

"Jo, jo, ick mott renne", erzählt diese atemlos, "nehmt mi doch man met." Die Walsch ist nicht viel größer als die Drewenz, aber quicklebendig, immerzu bleibt sie in einem Plappern. Sie kommt von Zinten, von jenseits der Ermländischen Grenze, vom "Ausland" wie man sagt, und sie wären dort alle so richtig boßig, daß die Walsch zum Ermland wollte. Aber die Mehlsacksche Stadt, die hat gerufen und hat gesagt: "Komm man, Marjell, dat is ganz stramm bi ons." Und da rannte die Walsch am Fuß der Stadt entlang, dann durch die große Brücke, wo der Zug darüber pafft, und sie kickt sich gar nicht um vor lauter Angst, sie rannte nur, daß ihr der Schweiß herunterkleckerte. Und "der weiße Berg" schaute mit langem Hals in die Gegend und rief: "Renn man, renn, do hinge findst die Passarj, de kann die mit no Brunsberch nehme in de fromme Stadt."

"Hihih", lacht die Drewenz, "was is denn das fer e Sprooch?" "Dat es de Mehlsacksch Sprook. In Mehlsack rede se so on in Brunsberch ook."

"Do muß sich eena de Zung zerbreche mit deinem dewatsche Jeschabba", spottet die Drewenz.

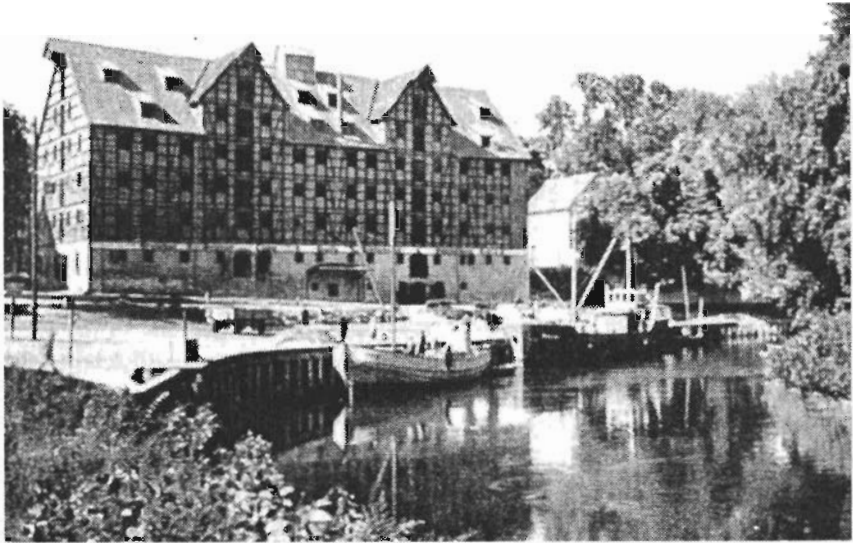
"Watt? Die Zung too breeke? Ick mit meiner lewe Sprook? Wat hewst du fer e helternet Mul, du mit deine Kilke int Schlung!"

"Was, ich sull Keilche im Hals hoe? Ich?" --- Die warme Drewenz wird ganz heiß.

"Pscht", ruft die Passarge, "Ihr werdet Euch doch hier nicht gleich gnapsen wegen der Verschiedenheit Eurer Sprache. Sie nimmt die beiden an den Schultern und schlackert sie ordentlich durcheinander. Es wird nicht lange gemuckst, die eine muß links die andere rechts. An die Hände

nimmt sie die Passarge, so traben sie alle drei friedlich durchs Land.

"Ich habe mich entschlossen, mit dir nach Braunsberg zu fahren, liebe Walsch", sagt die Passarge nach einem Weilchen. "Ich sage dem Oberland Lebewohl und ziehe ganz in's Ermland."



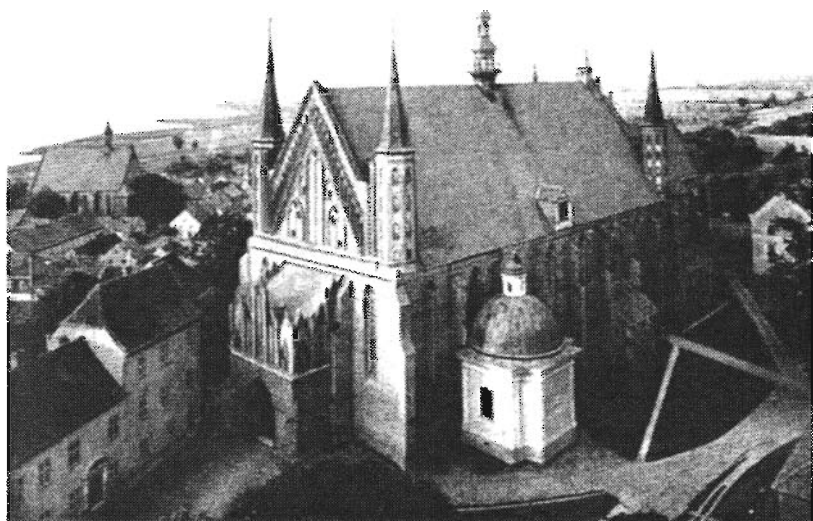
Braunsberg, Speicherhaus am Passargeufer

Da läuten alle Glockenblumen des Ermlandes mit freudigem Schall: "Die Passarge hat sich besonnen, die Passarge ist Ermlands Strom geworden." In der Ferne winken Braunsbergs Türme. Die Passarge windet sich stolz durch die schöne Stadt.

"Braunsberg, ich hab nich jewußt, daß ich dir so gut sein kann. Ich hab' noch niemals eine Stadt gesehen. Du bist die erste in meinem Leben und wirst die letzte sein. Du hast mich ranjerufen, als ich noch ganz klein und murksig war. Eck häw nich jewußt, wat et wea. Bahl wär ick Oberländer jeworde. Stadtke, nu will ich dir auch all deine Schiffches und Koankes rüngadreege in't Frische Haff.."

Die Passarge nimmt geduldig die Lasten auf ihren Rücken und trägt sie zur Stadt hinaus. Das Frische Haff blinkt auf in der Ferne. Mit einem Jubelruf ergießt sie sich hinein und legt sich breit vor das ermländische Ufer. Der Elbingfluß kommt aus der linken Ecke des Haffs herangefahren und möchte ein bißchen anbändeln mit der Passarge.

"Ich werd dir was husten", schreit sie zu ihm zurück. "Fahr man dort lang, dort hinten ist noch Platz für dich!" Der Elbing brummt und fährt an der Frischen Nehrung entlang dem Pillauer Tief zu.



Der Dom zu Frauenburg

Die Passarge liegt bewundernd zu Füßen des Frauenburger Doms. Sie seufzt zu ihm hinauf: "Ich habe einmal ein Schwesterchen gehabt, das war die Alle. Ich hab sie verlassen, wie ich noch ein ganz kleines dammlisches Ding war. Lieber Dom, wo ist mein Schwesterchen? Ich kann doch nicht so recht von Herzen glücklich sein, wenn ich nicht weiß, wo es geblieben ist. Wir haben uns doch immer gut vertragen. Ich bin ihm weggerannt ohne Lebewohl.

Der Dom schaut eine Weile schweigend ins Frische Haff. Er ruft dem Elbing ein paar Worte zu. Der soll auf die Suche gehen, der Elbing versteht. Vor Pillau blickt er sich suchend um, da findet er in der Königsberger Ecke, dort wo der Pregel ins Frische Haff einmündet, ein weinendes Weib. "He", schreit der Elbing hinüber, "wer hat hier Zeit zu gransen, bist du die Alle?"

"Du sollst am Haffufer entlangfahren, an der Burg Balga vorbei, läßt dir der Frauenburger Dom sagen. Und dann noch immer weiter hinunter zum ermländischen Ufer. Dort wirst du finden, was du suchst."

Die Alle tut einen Freudenschrei. "Der Frauenburger Dom, der Dom vom Ermland! Der wird es wissen, wo meine Passarge geblieben ist."



Der Elbing trifft den Pregel. Der Pregel wirft einen wütenden Blick in das Frische Haff. "Päh", sagt er, "ich habe mich von der Alle getrennt. Sie hatte nur ihre Passarge im Kopf. Wer kann das aushalten mit solch einem Weib." Der Pregel verbindet sich mit dem Elbing. Sie streben hinaus aus dem Frischen Haff. Sie haben größere Pläne. Stolz und ungebündigt werfen sie sich im Pillauer Tief der wilden Ostsee in die Arme.-

Die Alle zieht still am Haffufer entlang. Sie hat eine schwere Zeit hinter sich mit einem hochmütigen streberischen Mann. Der Pregel verlangte zu viel von ihr. Die Alle hat nicht diesen hochfahrenden Sinn. Sie will nichts weiter sein als ein Kind des Landes, treu dienend ihrer Heimat. Schon ein Stück vor Königsberg kam es auf ihrer Hochzeitsreise zu Streitigkeiten. Im Zentrum der Stadt ging schon jeder seinen eigenen Weg. Der eine links, der andere rechts. um die Kneiphofinsel herum. Als das Frische Haff in der Ferne aufblinkte, waren sie sich über ihre Trennung einig. Mit einem Fußtritt ließ der Pregel die Alle an der Mündung sitzen.

Die Alle ist nun wieder allein, sie will zurück ins Ermland. Es wird langsam Abend. Burg Balga hat sie schon im Rücken. Die Sonne steht wie ein feerroter Ball knapp über der Nehrung, sie wirft eine goldene Gasse auf das weite Wasser. In der Ferne ragt der Leuchtturm von Kahlberg.

Da kommt etwas über das Haff gezogen, eine ganz bekannte Melodie. Wo hat die Alle doch diese Melodie gehört? Ach richtig, in den ermländischen Wiesen war's, als die Kinder um sie sprangen und sie Ermlands Fluß nannten. Lang ist es her. Alte Alle, fast hast du es vergessen. Sie singt das Lied mit zittriger Stimme mit; ein kleiner Nordostwind kommt und trägt es zum ermländischen Ufer.

Die Passarge zu Füßen des Frauenburger Doms horcht gespannt in die Ferne. Diese Stimme! Was ist das für eine Stimme? So bekannt und so vertraut! "Alle, Alle", schreit sie aus Leibeskräften.

"Passarge, mein Passargchen", jauchzt es ganz in der Nähe zurück. ---

Sie liegen sich in den Armen und können gar nicht mehr von einander lassen, die beiden Schwesterchen vom Ermland.

Entnommen aus "Ermländische Geschichten".1959, von Margarete Weibgen-Kreidner

Fotos: (1) Privatbesitz. (2) Dargel (Heilsberg u. Schloß Holte). (3) Schöning & Co.. (4) Helmut Wegener.

ingesandt von Eva-Maria Köpnick, geb. Herder,
Guttstadt / Leverkusen

Die Mundarten im Ermland

Das Ermland – die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Röbel und Allenstein – hatte sich wegen seiner besonderen historischen Entwicklung einen eigenen Charakter bewahrt. Als einziges geschlossenes Gebiet Ostpreußens war das Ermland katholisch geblieben – aber seine Bevölkerung unterschied sich in Sprache und Mundart.

Im fast gesamten Kreis Heilsberg (außer in Wuslack im Osten und in Gr. Klaussitten im Norden des Kreises), im südöstlichen Teil des Kreises Braunsberg (um Wormditt, Basien, Mighennen und Heinrichau), in der westlichen Ecke des Kreises Röbel (um Seeburg, Freudenberg, Frankenu und Prossitten) und in den Dörfern Neu-Kockendorf und Süßenthal im nordwestlichen Teil des Kreises Allenstein, direkt an der Heilsberger Kreisgrenze, wurde BRESLAUSCH gesprochen. – Der Name dieser mitteleutschen Mundart geht auf die schlesischen Bauern zurück, die dieses Gebiet vor rund 650 Jahren besiedelten.

Im mittleren Kreis Braunsberg (um Mehlsack) und zwischen Bischofsstein und Röbel (also im Nordosten des Kreises Röbel) wurde eine niederdeutsche Mundart, das so genannte KÄSLAUSCH gesprochen. In der Gegend um Braunsberg und Frauenburg sprach man ein etwas anderes Platt, das aber dem Käslauschen sehr ähnlich war. Diese Ecke nannte man „Kürzungsgebiet“.

Im südlichen Ermland, im Gebiet um Allenstein, Wartenburg und Bischofsburg sprach man keinen vergleichbaren Dialekt, sondern Hochdeutsch. – Daneben hielt sich bis 1945 ein polnischer Dialekt, den polnische Einwanderer seit dem 16. Jahrhundert ins Land gebracht hatten. Er ist eng mit dem Masurischen verwandt.

Die ermländischen Mundarten wurden bis zur Vertreibung in fast allen Dorfgemeinschaften gesprochen, während es in den Städten mehr und mehr als „unfein“ galt, wenn man „ermlängsch“ kooste. Arthur Hintz, der Chefredakteur der Heilsberger WARMIA; machte das Breslausche literarisch salonfähig. Seine Gedichte erschienen, zusammen mit Versen von Emma Dankowski, Josef Schloemp u.a. kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges in einem Sammelband „Wie de Ermlönge koose“. Bei der Gestaltung der Schallplatte bzw. der Kassette „MUTTASCH SPROACH“ war dieses Buch die wertvollste Quelle.

Ein Nachdruck dieses Buches kann bei Johannes Kraemer, Weidenweg 4, in 50126 Bergheim bestellt werden.

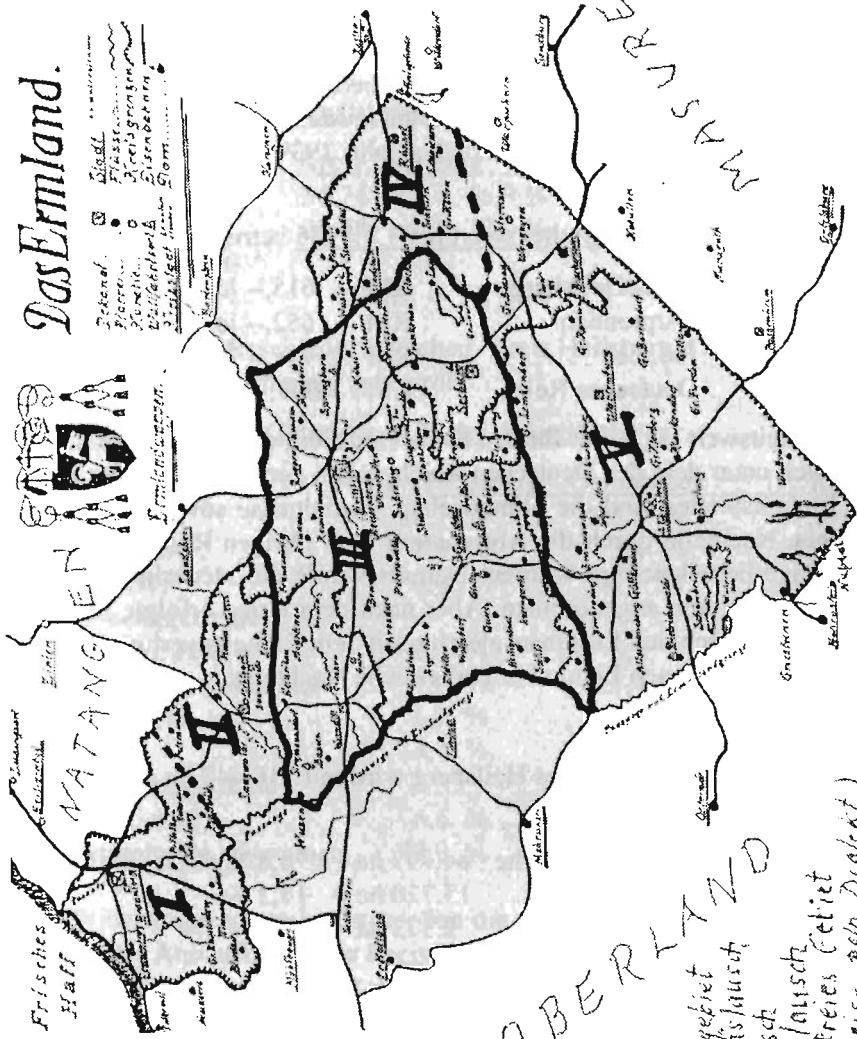
Alfred Krassuski,
Heilsberg / Werl

Das Emmland.



**EMMENTALER
KANTONE**

Zehndf. □ Stadl.
 Flachs.
 Kornfeld. ○ Freiburg.
 Zucht.
 Eisenbahn.
 3-fachf.
 Eisenbahn.
 Eisenbahn.



- OBERLAND**
- I: Kurzungsgebiet
 - II: West-Kaslausch
 - III: Breslausch
 - IV: Mundartfreies Gebiet
 - V: Kurzungsgebiet

Einige Aufzeichnungen über die Landwirtschaft im Kreis Heilsberg, auch im Vergleich zu Ostpreußen und dem Deutschen Reich.

Die nachstehende Abhandlung ist zum größten Teil aus dem Heft „Ostpreußens Landwirtschaft“ von Dr. Hans Bloech – herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen – zusammengestellt worden. Die Angaben und Zahlen betreffen das letzte Friedensjahr, 1939, – wenn nicht anders angegeben.

Der landwirtschaftliche Einheitswert per 1.1.1935 betrug für den

Kreis Heilsberg	RM	615,-- je ha
Ostpreußen	RM	652,-- je ha
Preußen	RM	941,-- je ha
Deutsches Reich	RM	1.009,-- je ha

Der Einheitswert lag somit für den Kreis Heilsberg und auch Ostpreußen erheblich unter dem des Deutschen Reiches. Bei der Ermittlung der Höhe des Einheitswertes sind die klimatischen Verhältnisse sowie die absatzmäßigen Nachteile durch die Abtrennung vom übrigen Reichsgebiet als Abschläge berücksichtigt worden. Damals wurde das steuerliche Entgegenkommen gerne angenommen. Aber nach dem Krieg erfolgte die Entschädigung durch den Lastenausgleich nach dem Einheitswert und brachte so den vertriebenen Landwirten erhebliche Nachteile.

Die Bodennutzung

Die Gesamtfläche des Kreises Heilsberg wird mit 110.447 ha angegeben. Davon entfallen auf:

Landwirtschaftliche Nutzfläche	84.797 ha =	76,8 % d. Gesamtfläche
Forsten, Wald	15.720 ha =	14,2 % “
Gewässer	2.573 ha =	2,3 % “
Sonstige Flächen (Ödland, Wege, Gebäude)	7.387 ha =	6,7 % “

Die entsprechenden % Zahlen für Ostpreußen und das Deutsche Reich betragen:

	<u>Ostpreußen</u>	<u>Deutsches Reich.</u>
Landwirtschaftl. Nutzfläche	68,4 %	60,8 %
Forsten, Wald	19,5 %	27,6 %
Gewässer	4,2 %	2,0 %
Sonstige Flächen	8,1 %	9,6 %

So lag der Kreis Heilsberg mit seiner landwirtschaftlichen Nutzfläche prozentual erheblich sowohl über Ostpreußen als auch besonders über dem Deutschen Reich. Bei Forsten und Wald sah es anders aus; da lag der Kreis Heilsberg prozentual unter Ostpreußen und dem Deutschen Reich.

Aufteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche

	<u>Kreis Heilsberg</u>	<u>Ostpr.</u>	<u>Dt. Reich</u>
Ackerland	56.747 ha = 66,9 %	69,1 %	67,2 %
Dauergrünland	27.087 ha = 32,0 %	29,4 %	29,8 %
Obstgärten, Baum- schulen etc.	963 ha = 1,1 %	1,5 %	3,0 %

Hier sind die Unterschiede zwischen Kreis Heilsberg, Ostpreußen und dem Deutschen Reich nicht sehr groß.

Anbauverhältnis des Getreides in % der Ackerfläche

	<u>Kreis Heilsberg</u>	<u>Ostpreußen</u>	<u>Dt. Reich</u>
Winterroggen	28,7 %	23,8 %	21,9 %
Winterweizen	2,6 %	3,4 %	9,3 %
Wintergerste	0,05 %	0,1 %	2,6 %
Wintermenggetreide (Roggen/Weizen)	0,2 %	0,2 %	0,8 %
Wintergetreide zusammen	31,6 %	27,4 %	35,1 %
Sommergerste	6,2 %	7,5 %	5,9 %
Hafer	14,4 %	9,2 %	13,7 %
Sommermenggetreide (Hafer, Gerste)	6,6 %	9,7 %	2,5 %
Sommergetreide zusammen	27,9 %	27,6 %	24,3 %

Der Winterroggen war in Ostpreußen die vorherrschende Getreideart mit 23,8 % der Anbaufläche; der Kreis Heilsberg lag noch mit 5% darüber. Gegenüber dem Deutschen Reich lag Heilsberg sogar 7 % höher.

Anders war es beim Winterweizen; hier lagen Ostpreußen und Heilsberg weit hinter der Anbaufläche des Deutschen Reiches zurück. Der Hauptgrund dafür war wohl, dass es 1938 noch nicht genügend ertragssichere und zugleich winterfeste Weizensorten gab. Auch gab es noch keine Sommerweizenzüchtungen.

Beim Sommergetreide lag Ostpreußen mit 27,6 % der Anbaufläche um über 3 % gegenüber dem Deutschen Reich. In Ostpreußen wurde mehr

Sommergetreide angebaut, weil in den herbstlichen Arbeitsspitzen – Einbringung der Ernte und frühzeitig notwendige Einsaat der Winterfrucht – die Zeit für die Wintereinsaat knapp wurde.

Erträge beim Getreide in Doppelzentner je Hektar

	Krs. Heilsberg DZ/ je ha	Ostproußen DZ/ je ha	Deutsches Reich DZ/ je ha
Winterroggen	18,4	18,6	20,2
Winterweizen	18,3	21,3	27,6
Wintergerste	18,1	21,3	30,2
Wintermenggetreide	20,1	19,2	20,6
Wintergetreide zus.	18,4	18,9	23,0
Sommergerste	20,8	20,6	23,2
Hafer	19,0	19,7	23,6
Sommernenggetreide	19,6	20,1	21,7
Sommergetreide zus.	19,4	20,0	22,0

Aus der obigen Statistik geht hervor, dass in Ostpreußen die Erträge niedriger waren als im Deutschen Reich. Beim Winterroggen – dem wichtigsten Getreide für Ostpreußen – betrug die Differenz 1,8 DZ je ha. Bei den anderen Getreidearten waren die Unterschiede noch größer. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es sich hier um Zahlen aus dem Jahr 1938 handelt. Heute werden in der deutschen Landwirtschaft weit höhere Erträge erzielt. Der durchschnittliche Getreideertrag der Jahre 1935/1938 in Höhe von 20,1 DZ je ha konnte auf 52,0 DZ je ha im Jahr 1984 – das sind 259 % – gesteigert werden. Aus Ostpreußen liegen über die derzeitigen Erträge keine Angaben vor. Es ist wahrscheinlich – auch bei Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse – dass die Erträge in Ostpreußen, wenn es im deutschen Wirtschaftsgebiet geblieben wäre, eine entsprechende Steigerung erfahren hätte.

Anbau von Hülsenfrüchten

An Hülsenfrüchten – Erbsen, Ackerbohnen, Wicken, Süßlupinen – wurden angebaut, teilweise auch als Mischfrucht:

Krs. Heilsberg	5,1 % der Anbaufläche - Ertrag 15,3 DZ / je ha
Ostproußen	5,3 % der Anbaufläche - Ertrag 15,3 DZ / je ha
Deutsches Reich	1,9 % der Anbaufläche - Ertrag 17,2 DZ / je ha

Hackfrüchte

An Kartoffeln wurden angebaut:

Kreis Heilsberg	8,1 % der Anbaufläche - Ertrag = 178 DZ / je ha
Ostpreußen	9,8 % der Anbaufläche - Ertrag = 165 DZ / je ha
Deutsches Reich	15,1 % der Anbaufläche - Ertrag = 176 DZ / je ha

In Ostpreußen und besonders im Kreis Heilsberg wurden prozentual erheblich weniger Kartoffeln angebaut als im Deutschen Reich. Ein Grund dafür mag sein, dass die Bevölkerungsdichte in Ostpreußen hinter dem übrigen Reichsgebiet zurücklag.

Zu Ostpreußen sei noch bemerkt, dass sowohl der prozentuale Flächenanbau als auch die Erträge zwischen den Kreisen sehr große Unterschiede aufwiesen.

An Futterrüben wurden angebaut:

Kreis Heilsberg	2,5 % der Anbaufläche - Ertrag = 422 DZ / je ha
Ostpreußen	3,5 % der Anbaufläche - Ertrag = 509 DZ / je ha
Deutsches Reich	4,3 % der Anbaufläche - Ertrag = 572 DZ / je ha

Beim Futterrübenanbau lag Ostpreußen unter dem Durchschnitt des Deutschen Reiches. Für die Futtergewinnung stand ja Dauergrünland zur Verfügung, so dass wohl nicht mehr Futterrüben gebraucht wurden.

Der Zuckerrübenanbau war in Ostpreußen sehr unterschiedlich verbreitet. Er betrug aber nur 0,5 % der Ackerfläche gegenüber 2,6 % des Deutschen Reiches. Im Kreis Heilsberg wurden kaum Zuckerrüben angebaut.

Mit der vorstehenden Abhandlung sollte dargestellt werden, was vor dem Zweiten Weltkrieg im Kreis Heilsberg an Getreide und anderen Ackerfrüchten angebaut wurde und wie hoch die Erträge waren. Auch wurden die entsprechenden Zahlen für die gesamte Provinz Ostpreußen und das Deutsche Reich angegeben, um einen objektiven Vergleich zu haben.

Oskar Wagner,
Benern / Oldenburg

Meine erste lange Hose

Bisher hatte ich immer nur kurze Hosen getragen. Im Sommer mit kurzen Strümpfen, Kniestrümpfen oder barfuß, im Winter mit langen, dicken (schafwollenen) Strümpfen, die von Tante Behrendt – wir nannten unsere

Nachbarn ab einem gewissen Alter Tante und Onkel – gesponnen und gestrickt wurden. Nun war ich fast 16 Jahre alt und hoffte sehr, daß ich zum Geburtstag eine lange Hose geschenkt bekommen würde. Das wäre doch meiner “wachsenden Männlichkeit“ angemessen, dachte ich. Und dann fuhren meine Eltern nach Wormditt, unserer Einkaufsstadt; und ich bekam tatsächlich zum Geburtstag ein Päckchen überreicht, worin ich meine gewünschte Hose vermutete. Leider war es dann aber nur Stoff für eine Hose. Ich war nun doch ein bißchen enttäuscht. Mein Vater erklärte mir aber, daß es sich um einen besonders stabilen Stoff handle. Die Verkäuferin hatte von “Englisch-Leder“ gesprochen, und dies wäre für mich genau das Richtige. „Geh nur gleich zu Onkel Graeber und laß dir Maß nehmen.“

Unser Nachbar, der Herr Schneidermeister, hat mich dann von allen Seiten vermessen und noch einige Zentimeter dazugerechnet (auf Zuwachs). – Nach gut einer Woche hatte ich dann das fertige Produkt in den Händen. „Da kannst du stehend drin schlafen!“, sagte der Meister. Was er nicht sagte: Er hatte drei Nadeln zerbrochen und fast auch noch die Nähmaschine. . . .

Die Hose gefiel mir sehr gut, der taubenblaue, fein gerippte starke Stoff stand mir sehr gut. Ich lieh mir Vaters Reservehosenträger und marschierte dann zur Probe auf und ab. Gewiß, im Bund war sie etwas völlig, aber nicht soviel, daß Onkel Otto mit seinem Bauch hätte darin Platz nehmen können. Dann stellte ich fest, daß immer dann, wenn ich die Knie beim Gehen zusammen drückte, die Hose recht eigentümliche Geräusche hören ließ (“mit Musieke“ würde der Berliner sagen. – X war also mit Musik – O ohne Musik). Meine Schwestern hatten Spaß daran: „Mach doch nochmal“ baten sie mich. Ich drehte also meine Knie auf X und marschierte hin und her; wutt, wutt, wutt, wutt – wutt, wutt, wutt, wutt – und zurück (siehe oben)! Doch erst als ich für jede Darbietung 1 Dittchen (10 Pfennig) verlangte, ließ das Interesse nach.

Bald darauf bekamen wir Besuch. Tante Hedwig und Onkel Ludwig gaben sich die Ehre. Der Onkel Ludwig war ein Pfundskerl aus Bayern. Wir hatten sehr viel Spaß mit ihm. Zur vorgerückten Stunde demonstrierte er uns dann den “Schuhplattler“. Natürlich war ich begeistert und machte sofort mit. Ich hüpfte herum, schlug mir auf die Ober- und Unterschenkel der Englisch-Lederhose, daß es nur so bullerte (daher vielleicht der Name “Bullaböx“). Onkel Ludwig war keineswegs mit mir zufrieden: „Joa mei“, sagte er „dös kroacht scho ungeheia, bloß dös System muß hoalt no a bissl ibn“.

So übte ich also das "bayerische System" zum Schuhplattler: Im richtigen Moment auf die richtige Stelle zu schlagen. Doch viel Erfolg war mir damit nicht beschieden.

Zum Abendgebet knieten wir Kinder uns stets vor die Kommode. Darauf standen ein Kruzifix, zwei Kerzenleuchter und zwei Porzellan-Schutzengel; letztere um uns Anschauung für das Gebet zu geben: "Heiliger Schutzengel mein, laß' mich dir empfohlen sein, in allen Nöten steh' mir bei . . . "

Aufgrund meiner langen Hose und meines fortgeschrittenen Alters von 16 Jahren glaubte ich es nun nicht mehr nötig zu haben, mit dem "kleinen Weibervolk" – vier nachgeborene Schwestern – beim Abendgebet vor der Kommode zu knien. Ich wippte ein paarmal in den Knien, um anzuzeigen: 'Jetzt geht es wirklich nicht mehr.' Da aber keine Reaktion von meinen Eltern kam, nahm ich umständlich wieder kniend Platz.

Ertliche Tage später: Wir knieten soeben wieder zum Abendgebet an der Kommode, als ich an meinem rechten Unterschenkel ein eigenartiges Gefühl verspürte. Ich griff unwillkürlich dorthin, und rrrrt, da sauste etwas an meinem Rücken hoch . . . Äußerst erschreckt sprang ich auf! Aber da war es schon wieder unten an den Beinen. Jetzt glaubte ich zu wissen, was dieses Etwas war . . . Nun fing ich an, wie wild auf meine Ober- und Unterschenkel zu schlagen, daß es nur so krachte. Auch Brust und Rücken bekamen ihren Teil ab.

Meine Eltern standen fassungslos da und dachten: "Jetzt fängt der Lorbaß schon mitten im Abendgebet an den Schuhplattler zu üben." Meine Schwestern allerdings lachten sich krumm und schief . . . Im Augenblick spürte ich gar nichts – erschöpft und nach Luft schnappend sank ich auf einen Stuhl: „Ich – ich hab' 'ne Maus!" stotterte ich. Dann fühlte ich etwas in der Blinddarmgegend – samtartig, weich. Schnell griff ich zu, aber rrrrt, schon kreiste die Maus zweimal um meine Taille. Anschließend noch gleich einen Looping: hinten hoch und vorne herunter. Das war mir nun doch reichlich viel Betrieb in meiner "Englisch-Ledernen". Mit Sprüngen und Beinschütteln versuchte ich jetzt das Tierchen los zu werden. Endlich mit Erfolg . . . !

Da lag sie nun auf dem Fußboden – rappelte sich aber auf – schaute sich noch einmal ganz entrüstet um und verschwand dann schnell unter einem Schrank.

Das Mäuschen hatte sich das wohl besser gedacht: Es wünschte sich ja sicher nur ein warmes Plätzchen für den Winter. Aber für uns beide war die Hose als Winterquartier nicht geeignet. Einer mußte weichen.

Soweit ich mich erinnere, war diese Hose bisher meine interessanteste.

Josef Lowitsch,
Kalkstein / Korschenbroich

Notizen aus Blumenau Kreis Heilsberg

Die Kapelle St.Jakobus in Blumenau

In einer früheren Ausgabe unseres Heilsberger Heimatbriefes wurde schon sehr ausführlich über den Ort Blumenau und die dort befindliche St.Jakobus-Kapelle und ihre Geschichte berichtet (s. Heimatbrief für den Kreis Heilsberg, Nr. 8, S.45-46, Erwin Wrona). Inzwischen hat uns Herr August Dittrich (früher Wernegitten) noch weitere Informationen gegeben, die sich auf den Bau und die damit verbundenen Kosten dieser Kapelle beziehen und die wir unseren interessierten Lesern als Ergänzung zu dem o.g. Artikel nicht vorenthalten wollen. (Die Redaktion)

Auszahlungen zum Kapellenbau in Blumenau

1. Juni	für 60 Tonnen Kalk bei Bornowski, Heilsberg	
2. Juni	für Löschen des Kalkgutes	3 Gulden 10 Silbergroschen
15. Juni	für 51 Eimer (?) Kies von Kremer Derz	59 Gulden 15 Silbergroschen
14.Juli	Abbruch für die Kapelle	3 Gulden 10 Silbergroschen
22.Aug.	für Maurermeister Kalsdorf aus Heilsberg	100 Gulden
19.Aug.	für 56 Tonnen Kies	76 Gulden
1.Sept.	an Krieger, Heilsberg	50 Gulden
1.Sept.	an Stuhmann	50 Gulden
1.Sept.	an Basener	22 Gulden 26 Silbergroschen
28.Sept.	an Suter (?) Für 57.350 Ziegel	544 Gulden 24 Silbergroschen
1.Okt.	an Maler Lange	10 Gulden 25 Silbergroschen
25.Okt.	für Dachpfannen, 3.500 Stück	44 Gulden 24 Silbergroschen
25.Okt.	für Simssteine, 215 Stück	3 Gulden 22 Silbergroschen

31.Okt. für Schlosser Brisor (?) 39 Gulden
 10.Dez. für Maurermeister Kalsdorf + 5 Scheffel Hafer
 170 Gulden 15 Silbergroschen
 für Hafer wurden 5 Gulden und 15 Silbergroschen berechnet

Die Gesamtausgaben sind nicht ersichtlich. Der Maurermeister Kalsdorf hat vordem 1860 die Erweiterung der Kirche in Reichenberg, 1864 den Umbau des Klosters Springborn, 1971 die Restauration in der Pfarrkirche zu Heilsberg durchgeführt und 1872 die Jerusalem-Kapelle in Heilsberg an der Straße nach Wormditt gebaut.

Eingesandt von August Dittrich,
 Wernegitten / Wuppertal

Der Bahnhof (Haltepunkt) in Blumenau

Die Eisenbahnstrecke von Landsberg nach Heilsberg wurde am 1.Oktober 1898 und die von Heilsberg nach Rothfließ am 01.November 1899 eröffnet. Der Haltepunkt Blumenau dürfte am selben Tag mit der Fahr-



Blumenau, Bahnhof - Aufnahme am 1.Juni 1996

karten-Ausgabe in Betrieb gegangen sein. Der letzte Personenzug fuhr am 31.Mai 1996 in Blumenau-Kierz ab.

Otto Scheer, geb. 10.12.1901 in Blumenau, gest. am 05.03.1995 in Rostock, Standesbeamter in Wernegitten mit Blumenau von 1930 bis Januar

1945, Gemeinderatsmitglied in Wernegitten von 1936 bis zum 10. 04.1938 (ausgesondert) hat am 12.04.1983 zum Bahnhof Blumenau Folgendes niedergeschrieben:

„Die Eröffnung der Eisenbahnstrecke war für die Blumenauer sehr wünschenswert, denn jetzt konnten sie nach Heiligelinde per Bahn bis Pötschendorf (ab 1908 an der Strecke Röbel-Rastenburg) fahren, dann war es nur noch ein kurzer Fußweg bis Heiligelinde, und sie brauchten die beschwerliche Wallfahrt zu Fuß oder mit dem Wagen nicht mehr zu machen. Die Bauern konnten nun auch bequem über Zinten nach Königsberg zu den Auktionen fahren. Die Landabgabe erfolgte auf freiwilliger Basis und wurde bezahlt. In den Jahren 1912-1913 bezogen die Bauern über die Sparkasse Wagonweise Düngemittel, Kohlen und viel Ackerkalk. Vater (*Valentin Scheer*, geb. 1861 in Kiwitten, gest. 1930 in Königsberg) bestellte das Gewünschte, das dann vom Güterbahnhof in Tollnigk abgefahren werden mußte. Vater hatte für seine Wirtschaft (Abbauhof, 193 Morgen) einen Vertrag über 1.000 Zentner Kalk, lieferbar in fünf Jahren zu je 200 Zentner pro Jahr. Da dies von Tollnigk sehr umständlich war, wurde ein Antrag gestellt, in Blumenau einen Güterbahnhof einzurichten. Dies wurde von der Bahn auch zugesagt, aber dazu mußte ein zweites Gleis angelegt werden. Der Bürgermeister *Franz Grunert* (Kirchenvorsteher, gest. 1932 im Alter von 78 Jahren), dessen Hof, 116 Morgen, an die Eisenbahn angrenzte, stellte das Land dazu zur Verfügung. Um das Gleis verlegen zu können, mußte das Land erst planiert werden. Dies nahm längere Zeit in Anspruch. An den Wartesaal wurde ein Lagerraum für Stückgüter angebaut, und der Stückgutverkehr erfolgte sogleich. Durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde der Gleisbau eingestellt und nicht mehr vollbracht. Das dazu erworbene Land nutzten die Bahnangestellten als Garten. Der Streckenarbeiter und Rottenführer *Franz Thiel* hat 30 Jahre mit seiner Familie, 8 Kinder, in unserem Insthaus gewohnt.“ Soweit der Text von Herrn Otto Scheer.

Ab 1901 sind in Blumenau als Eisenbahner eingetragen:

Boenke, Paul, Eisenbahnbeamter a.D.

Fuhg, Karl, Weichenwärter

Glogau, Adalbert, Res. Lokheizer

Grodd, Anton, Bahnarbeiter

Hoening, Anton, Eisenbahnarbeiter

Kaminski, Josef, Bahnarbeiter

Kautz, Adam, Heizer

Lehmann, August, Bahnarbeiter

Nieswandt, Franz, Bahnarbeiter
Poschmann, Josef, Telegraphenarbeiter
Scheer, Franz, Weichenwärter
v. *Schmude*, Charlotte, Bahnagentin
Strehl, Mathias, Fahrkartenausteiler
Thiel, Franz, Bahnarbeiter
Weiß, Albert, Betriebsarbeiter im Lokschuppen in Heilsberg
Woelke, Paul, Lokheizer
Zimmermann, Franz, Eisenbahnarbeiter.

August Dittrich,
Wernegitten / Wuppertal

Gut behütet

- Der neue Frühjahrshut -

Exposé an Damenhüte

*„Hoch oben auf dem Kürbis huckd
e Wockenrad, e Fladen, e Flins, e
Laubenkolonie und e Gemieseladen.
Da flogen Schwalbchens, ausgestopft,
mang Flieder, Hyazinthen usw.“*

(aus Heimatdichtung

„Einst und jetzt“)



Da ich ältere Schwestern hatte, ist in meiner Erinnerung festgeschrieben, dass sich schon Wochen vor Frühlingsbeginn die holde Weiblichkeit zu Hause mit dem Thema „neuer Hut“ beschäftigte. Da ging es um große und kleine, bunte und bescheidene, ausdrucksvolle und aufreizende Hüte, kurz, was eine Frau in der Sommer-Saison auf dem Weg zur Kirche oder auf dem sonntäglichen Spaziergang trägt.

Zunächst wurde festgestellt, was die Schachteln und Hutpaudeln zu Hause bargen. Zeit genug, die guten Stücke aus ihrer Umhüllung zu nehmen, vor dem Spiegel aufzusetzen, sich vielleicht noch einmal zufrieden zuzulächeln oder sich kopfschüttelnd zu äußern: „Es muss ein neuer Hut her.“

Wenige Tage später ging es dann zum Putzmacher (Hutsalon) Hippler. Es wurde probiert, gelacht, vor dem Spiegel posiert und stolziert, ein Stück immer moderner als das andere, oder auch weniger – die Freude am Ausputzen führte da Regie. Schwierig wurde es nur, wenn man vor lauter Probieren und Rumquiddern die Zeit vergessen hatte und sich nun peu a peu für einen Hut entscheiden musste.

Am Sonntag ging es dann gut behütet zur Kirche. Vielleicht stand da die eine oder andere nach der Messe noch ein Weilchen vor der Kirche, im Gespräch mit den Nachbarn, Freundinnen, Bekannten, Zeit genug für jedermann, die Hüte zu bewundern oder die Enttäuschung zu verbergen, wenn das eigene Modell als Duplikat auftauchte, bevor die ganze Pracht wieder eingehüllt im Schrank für eine Woche verschwand.

Wenn ich damals, Anfang der vierziger Jahre, gefragt worden wäre, wer die mondänsten Hüte in Heilsberg zu tragen verstand, dann hätte ich Ruth Bludau – die Tochter des Kinobesitzers – genannt. Ihre Hüte waren immer eine Augenweide, und was sich darunter verbarg, verriet Chic und



Charme. Auch meine Schwester Elfie (+) (s.neben-stehendes Foto, aus dem Mai 1943) verstand es ausgezeichnet, die gewagtesten Hutmodelle zu tragen. Das hat sie sich bis zu ihrem Lebensende bewahrt.

Leider hat sich die Hutmode im allgemeinen überlebt. Damit ist ein Stück romantischer Gewohnheit verloren gegangen, was nicht nur ich sehr bedauere.

Erwin Eberlein,
Heilsberg / Gera

Walter Schimmelpfennig - 70 Jahre

Der Jubilar wurde am 08.05.1934 in Schönwiese bei Gutstadt im Kreis Heilsberg/Ostpreußen geboren. Seine Heimat ist nach wie vor das Ermland, aus dem die Flucht am 28.01.1945 in allerletzter Minute begann, um nicht der heranrückenden Roten Armee in die Hände zu fallen.

Walter Schimmelpfennig ist dem Ermland stets treu geblieben. Seine Begeisterung und sein Einsatz für das Ermland zeichneten ihn schon in jungen Jahren aus und sind bis heute ungebrochen. Der Ermländer-Vertretung gehört der Jubilar seit 1967 an. Von 1967 bis 1990 war er Mitglied des Ermlandrates und von 1978 bis 1986 Vorsitzender dieses Gremiums.

Eine umfänglichere Würdigung der Person des Jubilars und seiner Arbeit für das Ermland findet sich in der Ausgabe 2004/1 der Ermlandbriefe. Um Wiederholungen zu vermeiden, kann darauf Bezug genommen werden, da ein größerer Teil unserer Leser die Ermlandbriefe besitzt und die übrigen interessierten Leser Einsichtnahme in diese Ausgabe der Ermlandbriefe leicht erhalten.



Es bleibt jedoch noch hinzuzufügen, dass der Visitator Ermland Domkapitular Msgr. Dr. Lothar Schlegel Walter Schimmelpfennig am 16.03.2005 die Andreas Medaille als Zeichen des Dankes für ehrenamtliche Mitarbeit in der Seelsorge an den Ermländern in der Vertreibung verliehen hat.

Als Walter Schimmelpfennig dann erkannte, dass auch die Kreisgemeinschaft Heilsberg eine Möglichkeit darstellt, den Ermländern und dem Ermland zu helfen, stellte er seine Fähigkeiten auch dieser Gemeinschaft zur Verfügung.

Die Vereinbarung der Kreisgemeinschaft zur Unterstützung der Sozialstation in Heilsberg trägt auch seine Unterschrift. Unser Heimatbrief wird durch seine Beiträge mit geprägt. Seine Sorge gilt nach wie vor seinen Landsleuten und dabei ganz besonders denen von ihnen, die heute noch dort leben. Auch Wohl und Wehe der jetzigen Bewohner unserer Heimat sind sein besonderes Anliegen.

Die aufopferungsvolle Arbeit im Rahmen der Kreisgemeinschaft hat ----- auch die Landsmannschaft Ostpreußen anerkannt und ihm in Würdigung des langjährigen Einsatzes für Heimat und Vaterland ihr Ehrenzeichen verliehen.

Wir wünschen dem Jubilar noch viele Jahre voller Schaffenskraft und persönliches Wohlergehen im Kreise seiner Familie.

Aloys Steffen,
Wernegitten / Köln

Dr. Erich Groß – Noßberg – verstorben

Dr. Erich Groß ist am 8. März 2004 in Bergisch Gladbach verstorben. Geboren wurde er am 15. Februar 1925 in Noßberg Kreis Heilsberg/Ostpreußen.

Auf dem elterlichen Hof verlebte er eine glückliche Jugendzeit, bis er im Sommer 1943 als Schüler der Oberschule für Jungen in Heilsberg zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Nach Ablauf von drei Monaten wurde er anschließend zum Kriegsdienst herangezogen, den er an der Westfront ableisten musste. Nach Kriegsende konnte er nicht mehr in seine Heimat zurückkehren.

Nach bestandem Abitur im Jahre 1950 nahm der Verstorbene 1951 an der Universität in Köln das Jurastudium auf und ließ sich nach bestandenen Staatsexamen und erfolgreicher Promotion in Bensberg bei Köln als Rechtsanwalt nieder.

Seine Heimatverbundenheit führte dazu, dass er in der Kreisgemeinschaft Heilsberg und im Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen aktiv mitarbeitete, wobei ihn seine aus Drewenz Kreis Heilsberg/Ostpreußen stammende Ehefrau Elisabeth, geborene Parschau, stets aktiv unterstützt hat.

Ab 1967 war der Verstorbene Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Heilsberg, hat diese Position über 20 Jahre erfolgreich bekleidet und hat während dieser Zeit auch zeitweilig dem Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen angehört. 1990 musste er dann dieses Amt aus Gesundheitsgründen aufgeben.

Der Verstorbene hat stets sein ganzes Bemühen daran gesetzt, die Erinnerung und das Gedankengut an Ostpreußen zu bewahren, das Wissen um das Kulturerbe dieses Landes zu erhalten, den Menschen zu vermitteln und an zukünftige Generationen weiterzugeben. So veranlasste er auch die Herausgabe des "Heilsberg Buches", das auch heute noch eine wichtige Dokumentation der damaligen Bewohner ist und Angaben über den Verbleib der meisten damals dort lebenden Menschen enthält..

Ganz im Sinne seiner Landsleute pflegte er eine enge Verbindung zum Patenkreis Emsland. Für seine verdienstvolle Arbeit für seine Heimat Ostpreußen und ihre Menschen wurde er mit dem Goldenen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet.

In Dankbarkeit haben wir von Dr.Erich Groß Abschied genommen und werden ihm immer ein ehrendes Andenken bewahren.



So haben auch die Vertreter des Kreistages der Kreisgemeinschaft Heilsberg bei ihrer letzten Sitzung im Oktober 2004 in Köln dem Verstorbenen an seiner Grabstätte ihre Referenz erwiesen.

Aloys Steffen,
Wernegitten / Köln

Robert Scheer – Eschenau – verstorben



Am 4. März 2005 verstarb unser langjähriges Mitglied der Kreisgemeinschaft Heilsberg Robert Scheer im Alter von 75 Jahren in Dohren, Kreis Emsland.

Robert Scheer wurde am 9. November 1929 als Jüngster von sechs Geschwistern in einer Bauernfamilie in Eschenau Kreis Heilsberg geboren. Nach dem Tod seiner Mutter wurde der Vater mit seinen Kindern aus der Heimat vertrieben. Es gab für den Bauernsohn hier im Westen nur ein Berufsziel: Landwirt zu werden. Er trat schon sehr früh der Gemeinschaft *„Ermländisches Landvolk e.V.“* bei, der er über 50 Jahre angehörte.

Nachdem er eine landwirtschaftliche Lehre abgeschlossen hatte, absolvierte er die Höhere Landbauschule in Bad Kreuznach und war dann staatlich geprüfter Landwirt. Nach einer Volontärzeit übernahm er dann gemeinsam mit seiner Frau einen Pachthof am Niederrhein. Gleichzeitig begann er in Kleve eine Ausbildung zum *„Mikater“*, die er mit dem Lehrer-Examen abschloss.

Im Jahre 1967 übernahm er im Heimatort seiner Frau mit seiner Familie – inzwischen waren sechs Kinder geboren – eine Siedlerstelle in Dohren, Kreis Emsland. Mit Fleiß, Weitblick und großer Tüchtigkeit baute er einen Musterbetrieb auf, der seinesgleichen suchen konnte. Nachdem er den Hof einem seiner Söhne verpachtet hatte, begann er seine schulische Tätigkeit und wurde nach 17 Jahren aus gesundheitlichen Gründen pensioniert.

Die Stationen seines Lebens beleuchten die außergewöhnliche Persönlichkeit des Verstorbenen. Ein Aufgeben oder Zurückstecken gab es für ihn nicht, immer auf dem Weg zu Neuerungen bereit, gleichzeitig die Risiken wohl überlegt abwägend. Im Gremium der Kreisvertretung, dem er über 40 Jahre angehört hat, war er überaus beliebt und geschätzt. Bei mitunter strittigen Diskussionen verstand er es in seiner ruhigen, lebenswürdigen und heiteren Art durch verblüffend einfache Vorschläge, die Wogen zu glätten. Der Verstorbene war als Einwohner des Kreises Emsland auch ein Garant für den erfolgreichen Bestand der Patenschaft Landkreis Emsland / Kreisgemeinschaft Heilsberg. Besonders am Herzen lag ihm unsere Heimatstube in Werlte, die er selbst über ein Jahrzehnt bis zu seiner Erkrankung vorbildlich betreut hat.

Sein unermüdlicher Einsatz für die Heimat fand seine Anerkennung in der Verleihung des Silbernen Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen.

Robert Scheer hinterlässt in der Kreisgemeinschaft eine große Lücke.

Der Totenzettel legt Zeugnis ab von der Treue zu seiner ermländischen Heimat.

Inschrift eines Wegkreuzes

Im Ermland

*Du siehst das Kreuz am Wege stehen,
Willst achtlos du vorübergehen?
Dein Ahn', wann er des Weges kam,
sich Zeit zur Kreuzverehrung nahm.
Er zog den Hut nach altem Brauch,
kannst du, sein Erbe, das nicht auch?
Ich mein, du bist wie er ein Christ,
der weiß, wie hehr das Kreuz ihm ist.*



Hofkreuz der Familie Scheer

Elisabeth Groß, geb. Parschau,
Drewenz / Bergisch Gladbach

Seniorenfreizeiten im Ostheim in Bad Pyrmont - 2005

Freizeiten im Ostheim, das sind gemeinsame Urlaubstage mit einem dosierten Programmangebot, das wohl für jeden Gast etwas zu bieten hat. Der Tag beginnt nach dem Frühstück mit einem morgendlichen Singen oder der Gymnastik. Am Vormittag wird Bad Pyrmont mit seinen Sehenswürdigkeiten und Einkaufsmöglichkeiten erkundet. Nach der wohlverdienten Mittagsruhe laden das Haus oder eines der vielen Cafés im Ort zum Kaffeetrinken ein, oder man beteiligt sich an einer geführten Wanderung. Ein Nachmittag ist für eine Halbtagesfahrt in die nähere Umgebung reserviert. Am Abend bietet das Programm Diavorträge oder Videofilme, Tanz- oder Spielabende, man sieht fern oder spielt gemeinsam Karten und tauscht Erinnerungen aus der Heimat aus. Am letzten Abend feiern wir nach ostpreußischer Art Abschied, zu dem jeder nach seinen Möglichkeiten lustige und besinnliche Beiträge beisteuern kann. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten wie in einer großen Familie.

Die Termine für 2005

Sommerfreizeit

Montag, 11. Juli bis Montag 25. Juli 2005, 14 Tage

Herbstliche Ostpreußentage

Montag, 26. September bis Donnerstag, 6. Oktober 2005, 10 Tage

Adventsfreizeit

Montag, 28. November bis Montag, 5. Dezember 2005, 7 Tage

Weihnachtsfreizeit

Donnerstag, 15. Dezember 2005 bis Montag, 2. Januar 2006, 18 Tage

Anmeldungen richten Sie bitte, *nur schriftlich*, an:

O S T H E I M

– Jugendbildungs- und Tagungsstätte –

Parkstraße 14 - 31812 Bad Pyrmont

Telefon: 05281 - 9361-0 Fax: 05281 - 9361-11

Internet: www.ostheim-pyrmont.de

E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

„Im Herzen des Ermlands“ – Fünf Jahre nach Erscheinen

„*Summa cum laude*“ hieß es vor einigen Monaten in einem Brief, der uns hoch erfreute. Und ferner lautete es: „*Vor ein paar Monaten ist mir dieses Buch geschenkt worden, und ich habe es von der ersten bis zur letzten Zeile mit höchstem Interesse gelesen, um nicht zu sagen „verschlungen*“

... Ein Guttstädter ‚Zeitgenosse‘ wird mir verzeihen, wenn ich auf seine Freude über unser Heimatbuch ‚zurückgreife‘. Inzwischen sind Briefe dieser Art seltener geworden, zumal der Verlag *Rautenberg* in neue Hände gekommen ist und man sich dort seither nicht mehr für unsere gute Sache einsetzt. Das ist traurig und schade zugleich. Das Buch ist nun fünf Jahre alt und somit ‚schulreif‘ geworden. Seine Auflagenzahl von 1.200 Exemplaren war damals das richtige Maß. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in einigen öffentlichen Büchereien in England sowie in den USA hat es ein Zuhause gefunden. Dort sogar in der *New York Public Library* im Herzen von Manhattan! Wir alle dürfen uns hierüber freuen und zugleich dankbar dafür sein, dass es dort einen würdigen Platz auch für zukünftige Generationen gefunden hat und somit unser „altes Ermland“ auch in der ‚Neuen Welt‘ nicht vergessen wird!

Eine weitere sehr große Freude bereitete ein Brief des derzeit amtierenden Bürgermeisters unserer Heimatstadt, *Stanislaw Trzaskowski*, der mich wissen ließ, dass unser Buch „*sehr großes Interesse unter der heutigen Bevölkerung gefunden hat*“. Man erwägt, einen Teil oder gar das ganze Buch übersetzen zu lassen! Gerne habe ich mein bzw. unser Einverständnis an die dortige Projektleitung dieses umfangreichen Unterfangens weitergegeben. Ich hoffe, dass ich im Herbst dort mit den hierfür Verantwortlichen ein Gespräch führen darf, um ihnen gegenüber unsere Freude und herzlichen Wünsche zum Ausdruck zu bringen. Sie haben sich viel vorgenommen und brauchen sicher unsere moralische Unterstützung. Good luck dazu schon von hier aus!

Roswitha Poschmann,
Kossen / Köln

Die Kreisgemeinschaft dankt allen, die mit ihrer Spende eine erneute Herausgabe des Heimatbriefes ermöglichten. Helfen Sie uns auch weiterhin, daß die Erinnerung an unsere Heimat wachgehalten wird !

Karte von Ost- und Westpreußen
J. B. Homann, Kupferstecher, Nürnberg, 1745



Partnerinstitution
des Deutschen Ostpreußenbundes
KPM Berlin, 1915

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen ein Stück Ostpreußen in Bayern



Archiv
Ausstellungen
Bibliothek

Kulturzentrum Ostpreußen

Im Deutschordensschloss Ellingen
Schloßstraße 9, 91792 Ellingen/Bay.
Tel. 0 91 41/86 94-0, Fax 0 91 41/86 44-14
E-Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de
www.kulturzentrum-ostpreussen.de

Geöffnet:

April - September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr
Oktober - März Di - So 10-12 und 14-16 Uhr



KULTURZENTRUM
OSTPREUSSEN

Im Deutschordensschloss Ellingen

Das **Kulturzentrum Ostpreußen** leistet im Westflügel des barocken Deutschordensschlosses in Ellingen einen wirkungsvollen Beitrag zur Bewahrung und Pflege des ostpreußischen Kulturerbes. Einmalige und seltene Ausstellungsstücke begleiten die Besucher auf ihrer Reise durch das Land zwischen Weichsel und Memel. Der Aufbau des Kulturzentrums Ostpreußen, einer Einrichtung der Ostpreußischen Kulturstiftung, erfolgte ab 1981 mit Unterstützung des Bundes und des Freistaates Bayern, dem Patenland der Ostpreußen. In diesem musealen <<Schaufenster>> zur Landeskunde und Kulturgeschichte Ostpreußens werden ausgewählte Themen anschaulich dargestellt: Bernsteinkabinett, Königsberger Bürgerzimmer, historische Jagdwaffen, Cadiner Majolika, die Geschichte der Salzburger Exilanten, ländliches Leben und Schaffen, Gemäldegalerie u.a. Es werden jährlich mehrere Sonder- und auch Kabinettausstellungen durchgeführt - teilweise im Rahmen einer grenzüberschreitenden Kulturarbeit mit russischen, polnischen und litauischen Einrichtungen.

Kulturzentrum Ostpreußen

Im Deutschordensschloss Ellingen

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2005

- 23.02.-03.07.2005 Vor 60 Jahren
Ostpreußen, als die Bomben fielen
- 09.07.-11.09.2005 **Der Maler Alfred Teichmann**
- 17.09.2005-
Frühjahr 2006 **Kurt Schumacher**
Deutscher und Europäer
- 20.11.2005 **10. Bunter Herbstmarkt**

Kabinettausstellungen

- 03.07.2005 **Gemäldeausstellung** der russischen Malerin
L. Tambovceva **Siegel des Deutschen Ordens
in Ost- und Westpreußen**
- 23.02.-03.07.2005 Vor 60 Jahren **Bomben auf Ellingen**
- 09.07.-11.09.2005 **Andreas Albert**
Zeichnungen von der Kurischen Nehrung
- 17.09.-27.11.2005 **Walter und Edith von Sanden-Guja**

Ausstellungen in Ost- und Westpreußen

- Königsberg, Dt.-russ.
Haus** **Arno Holz zum 75. Todestag**
- Königsberg,
Kunstgalerie** **Gorod i Ijudi – Königsberger Gesichter**
- Saalfeld** **Geschichte der Stadt Saalfeld (zur 700-
Jahrfeier)**

Öffnungszeiten:

Dienstag – Sonntag von 10 – 12 und 14 – 16 Uhr (Oktober – März)
„ „ von 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

Telefon 09141-8644-0
Telefax 09141-8644-14

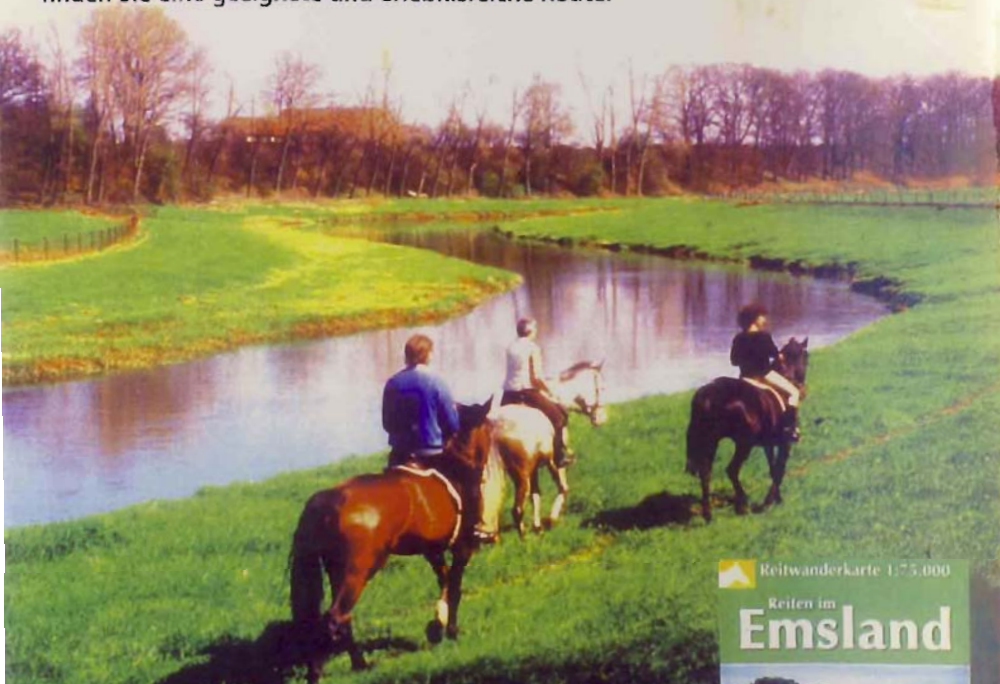
Internet: www.kulturzentrum-ostpreussen.de
E-Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Gestaltung Emsland

Reiterland

1100 km ausgeschilderte und vernetzte Emsland-Reitwege laden dazu ein, die abwechslungsreiche Ferien- und Freizeitregion zwischen Papenburg und Salzbergen mit dem Pferd zu entdecken. Die Strecken führen durch eine weite, von Flüssen und Mooren geprägte Landschaft. Ob Sie einen Ausritt rund um einen Ort oder eine mehrtägige Reitwanderung von Hof zu Hof unternehmen wollen: Überall finden Sie eine geeignete und erlebnisreiche Route.

EMS LAND
EIN STÜCK NAHER ZUR NATUR



www.reiterland-emsland.de

Gern unterstützen wir Sie bei der Planung Ihres Reiturlaubes:

Emsland Touristik GmbH

Ordeniederung 1 • 49716 Meppen

Tel.: (0 59 31) 44 22 66 • Fax: (0 59 31) 44 36 44

Email: info@emsland-touristik.de

Internet: www.emsland.com

Reitwanderkarte 1:75.000

Reiten im

Emsland



www.reiterland-emsland.de